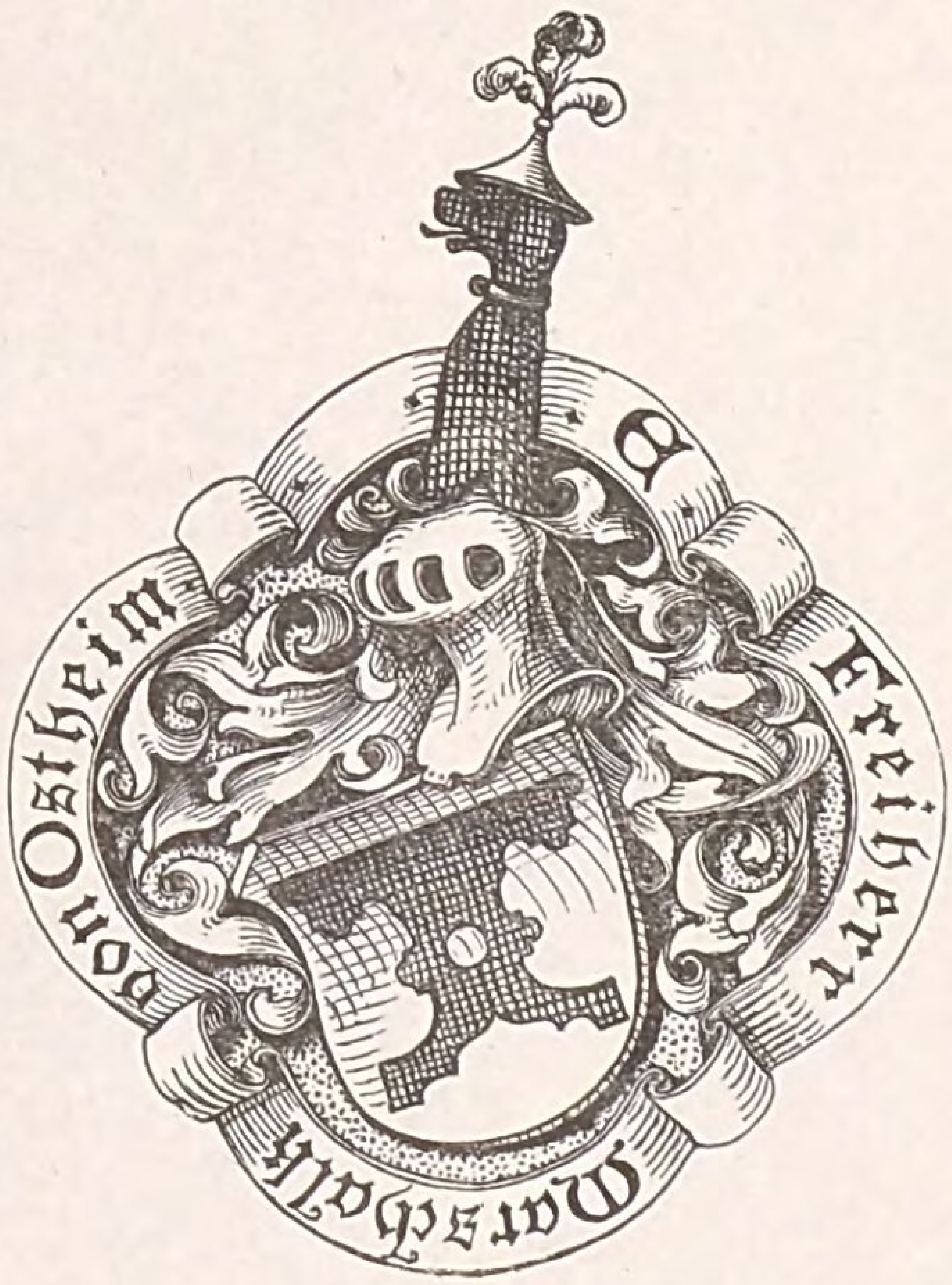

Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Reise um die Welt.

Beschreibung von Land und Meer

nebst

Sitten- und Kulturschilderungen

mit besonderer Berücksichtigung der Tropennatur

von

Reinhold Graf Anrep-Elmpt.

Erster Band.

Triest. — Der Suez-Kanal. — Britisch-Indien. — China. — Japan. — Seefahrt nach San Franzisko.

Leipzig.
Greßner & Schramm.
1887.

Vorwort.

Motto: „Der moralisch Weise folgt der Stimme seines Gewissens,
Der weltlich Weise der Stimmung der weltlichen Verhältnisse!"

Dieses Buch ist das Ergebnis meiner zwei Reisen um die Welt, die ich in eine Darstellung zu fassen gesucht habe. Australien und die Sandwich-Inseln sind ausgeschlossen, da ich den V. Erdteil sowie das Inselreich von Hawaii für sich bearbeitet, und die Beschreibung 1885/86 im Verlag von Wilhelm Friedrich (Leipzig) schon veröffentlicht habe. Desgleichen steht es mit Ceylon, den Antillen und den Sunda-Inseln, deren Schilderungen als selbständige Werke erscheinen sollen. Ägypten, welches ich mehrfach besucht habe, schließe ich nicht in den Rahmen meiner Weltreise, da es von so Vielen schon besprochen worden ist und demnach wenig Neues mehr zu erwähnen bietet.

Die Tendenzen dieses Buches sind Parteilosigkeit und das Streben, meine Eindrücke und Erfahrungen während der Reise treu und wahr zu schildern!

Die Parteilosigkeit mag ein Fehler sein, da in unserer Zeit der unzähligen nationalen und internationalen Vereine, Körperschaften, Bündlereien und knechtischen Parteistrebereien, das Kniebeugen und Speichellecken vor der Majestät der Ansicht machthabender „Preßorgane" so vorherrschend ist, daß es dem Schriftsteller — um Geltung zu erlangen — erforderlich erscheint, sich an eine Partei zu halten.

Es ist möglicherweise auch ein Fehler, seine Eindrücke und Erfahrungen treu und wahr zu schildern, da der Schriftsteller hierdurch leicht der unfehlbaren Ansicht einer herrschenden „Preßmajorität" entgegentritt und durch die stierkämpferische Kritik derselben

— für die Wahrheit zu Nichts gemacht oder totgeschwiegen werden kann! Jedoch in der Überzeugung, das wir in einer Zeit leben, in der die Leute des übertriebenen Fortschrittes des 19. Jahrhunderts, vom Größenwahn der Unfehlbarkeit beseelt, über ihr Können und Wissen, über ihre Mittel und ihren Stand hinauszutreten suchen, und daß hierdurch schon fühlbar: geschäftlicher Humbug, knechtischer Parteischwindel, Abstumpfung des Gewissens, konfuser Begriff von Pflichtbewußtsein, Charakter- und Sittenlosigkeit sich derartig entwickelt haben, daß man einen Krach in dieser Beziehung bald zu erwarten hat, — so lege ich mir kein Blatt vor den Mund und rede ohne Furcht, in der Hoffnung, daß ein offener Ausdruck der Gedanken bleibendere Wurzel schlagen wird als der Wortschwall tendenziöser Parteiprinzipien, die nur dem momentanen Vorteil der Person oder der Partei dienen, der Masse der Menschheit jedoch keinen dauernden Nutzen bringen und nur Vernichtung zur Folge haben!

Meran am 10. Mai 1887.

Reinhold Graf Anrep-Elmpt.

Inhaltsverzeichnis.

I. Band.

I. Europa und Afrika.

Von Triest nach Bombay.

II. Ostindien.

1. Die Präsidentschaft Bombay.

2. Von Bombay über Poona und Madras bis Tutikorin.

---

3. Politische Einteilung von Britisch-Indien. Grenzen desselben. Natürliche Einteilung des Reiches in Regionen. Bevölkerung.

---

4. Von Bombay über Allahabad nach Kalkutta.

---

5. Kalkutta und Umgebung. Reise über Morschidabad nach Nadur.

---

7. Schlußfolgerung in Kalkutta.

III. Von Kalkutta nach San Franzisko (Kalifornien). China. Japan.

1. Seereise bis Hong-kong. Penang. Singapore. Saigong.

---

2. Hong-kong. Kanton.

---

3. Von Hong-kong bis Jokohama.

---

4. Von Jokohama nach San Franzisko.

I. Abschnitt.

Europa und Afrika.

Von Triest nach Bombay.

Korfú. — Küste Kandias. — In der Levante. — Port-Said. — Im Suez-Kanal. — Ismailia. — Eindruck des Kanales. — Suez. — Im roten Meer. — Die Enge Bab-el-Mandeb. — Aden. — Reservoire Adens. — Qualen der Seereise. — Das schwarze Gespenst. — Vor Bombay. — Landung.

Es war einer der wonnigsten Herbsttage, deren Triest so zahlreiche aufweist, als ich am 1. Oktober den Dampfer des österreichischen Lloyd die „Aretusa" betrat, um mit demselben die Strecke von 4452 Seemeilen bis Bombay zurückzulegen.

Glanzvoll beleuchtete die untergehende Sonne das liebliche Miramare mit seiner künstlichen subtropischen Vegetation und hell die hügelige Seehandelsstadt der Österreich-Ungarischen Monarchie, das alte Tergeste der Römer, mit ihrem Arco Ricardo, den Überresten des Amphitheaters aus römischer Zeit, und ihrer meist immergrünen Umgebung.

Schon blinzelte auf dem südwestlichen Molo des Leuchtturmes intensives Licht, still kräuselnd war die glitzernde Meeresfläche und Scharen munterer Fische, als Meeräschen, Brassen, Delphine und Haie, ergötzten sich im hastig schnappenden Spiel, als wir gegen 5 Uhr langsam kehrend die lebhaften Ufer des Freihafens verließen, um in südöstlicher Richtung die, bald vom Mond hell beschienene Adria zu durchziehen.

Nach 24 Stunden einer windstillen Fahrt, meist in Sicht der einförmigen Felsenküste, erst Istriens, dann des korallenreichen Dal-

matiens und zahlreicher Inselgruppen, erreichten wir das Eiland Lissa, in dessen Umgebung 1866 am 20. Juli die berühmte, jedoch blutige Seeschlacht zu gunsten Österreichs gegen Italien ausfiel. Der Insel mit ihren zahlreichen Fischerbooten, die auf Sardellenfang in Reih und Glied ein munteres Bild entfalteten, vorbei, verlor sich allmählich die Küste des festen Landes bis zum 3. Oktober, als wir der Straße von Otranto uns näherten, sich das steile Ufer Albaniens mit seinem kahlen starren Gebirge zeigte und uns zugleich ein günstiger, fast heftiger Wind die Hilfe der Segel gestattete.

Gegen 6 Uhr am Abend des 3. Oktober zeichneten sich die Umrisse einer langgestreckten Insel und um 8 Uhr hielten wir im Hafen des altgriechischen Korkyra, dem jetzigen Korfú.

Cholerafälle in Triest zwangen uns die gelbe Flagge zu hissen und vereitelten nicht nur unsere Landung, sondern auch die nächtliche Aufnahme der Kohle und zwangen uns, müssig über Nacht den Tagesanbruch zu erwarten, um alsdann erst diese für die Passagiere und für die Mannschaft lästige Arbeit vorzunehmen, da die griechischen Sanitätsbeamten während einer nächtlichen Arbeit eine heimliche Verbindung mit dem Lande ermöglicht sahen, jedoch glaube ich, eher die schlaflose Nacht fürchteten.

Als ich am 4. morgens das Deck betrat, war die staubige Arbeit im vollsten Betriebe und vor uns entfaltete sich das bezaubernde Bild der Stadt Korfú, die mit ihren üppig grünen Gärten und ihrer romantischen Lage im grellen Kontraste zu ihrer scheinbar fruchtlosen weiteren Umgebung stand, obgleich diese nur den Anschein einer solchen trägt, denn sie birgt in ihren Schluchten und Thälern den Reichtum der Insel, in der Produktion von Öl, Wein und Honig.

Die Festungswerke, die von den Engländern erbaut worden sind, tragen den Stempel der Vergangenheit, da sie seit 1864, wo sie wieder in die Hände Griechenlands gerieten, im Verfall sich befanden und die deutlichsten Merkzeichen der Vernachlässigung aufwiesen, jedoch dem ganzen Bilde gerade dadurch einen malerischen Anstrich gaben.

Um 12 Uhr war die Kohlenarbeit beendet, im vielfachen Echo ertönte das Dampfsignal und wir zogen mit voller Kraft wieder in die offene See, begleitet von Scharen hastiger Thunfische, die in ver-

änderlichsten Lagen und Krümmungen uns ihre gymnastischen Künste vorstellten. Die ganze Bucht war dicht gefüllt von Fischerbooten mit ihren gewaltigen Segeln und ihren orientalischen Leuten, ein malerisches Bild entfaltend. Die See zeigte sich dunkelblau gleichwie der Himmel, die Luft milde, und ein gewisser unbeschreiblicher Hauch vom Süden ließ uns unwillkürlich die uns bevorstehende Hitze im Roten Meere, dem wir entgegeneilten, ahnen.

Bis zum Abend sahen wir beständig bald rechts bald links Inseln der Türkei und Griechenlands, mit ihren armseligen jedoch pittoresken Städtchen und Dörfern, jedoch kümmerlicher Vegetation.

Bis zum 6. gegen Morgen durchzogen wir Inselgruppen und über dieselben hinweg erschienen fast ununterbrochen die Gebirge des festen Landes, die die merkwürdigsten Erinnerungen an die Vergangenheit erweckten, an die Vergangenheit, in der ein kühneres Volk das Land beherrschte, dessen Ruhmsucht bis in die jetzige Zeit einen glanzvollen Abschnitt der Geschichte einnimmt, während die jetzigen Bewohner desselben demoralisiert und geschwächt, kaum einer Selbständigkeit noch fähig, den klaren Beweis der irdischen Vergänglichkeit aufweisen.

Am 6. zeigte sich die Küste Kandias, und sofort begann ein heftiges Dünen der See, und trotz Windstille und ruhigem Meer schwankte unser Schiff gleich einem Perpetuum-mobile und zwang den größten Teil der Gesellschaft zur Ruhe.

Bis zum Abend um 10 Uhr hatten wir Kandia in Sicht, dessen Ufer und Gebirge kahl, öde und starr, nur in den Formen des letzteren einen gewissen Reiz erweckten. Um 10 Uhr schwand das Land und bald umgab uns unbegrenzt nur die herrlich blaue ruhige See; die Dünung hörte auf und scheinbar bewegungslos durchzog unser schmucker Dampfer das durch den Mond prachtvoll beleuchtete Meer.

Bis zum 8. blieb die Witterung eine gleiche wie bisher, so auch das Meer, nur die Farbe desselben änderte sich, als wir in die Levante zogen. Eine unabsehbare milchblaue Wasserfläche bildete die Rundsicht. Der Himmel war wolkenlos und glänzend strahlte aus dem herrlichen Dunkelblau des Horizontes die wahrhafte Purpursonne, uns durch ihre Glut die Nähe Afrikas verkündend. So einförmig auch die Aussicht war, so erweckte das dolce far niente unwillkürlich neapoli-

tanisch-afrikanische Gedanken. Man gedenkt in solchen Momenten der lachenden Landschaften Italiens, läßt panoramaartig Bilder der Vergangenheit vorüberschweben und es entwickeln sich oft weltumfassende Gedanken, die im regen Leben auf dem Lande, durch beständigen Wechsel der Erscheinungen, durch Zerstreutwerden und Nimmerzeithaben, seltener erzeugt werden. Dieses ist die Hauptursache, woher man auf Reisen in der unabsehbaren Fläche der See, trotz gleichförmiger Umgebung, gleichartiger Witterung doch Zerstreuung, belebende Momente und Entwickelung verschiedener Gedanken spürt.

Diese Einförmigkeit wurde nur hin und wieder durch plötzliche Windstöße unterbrochen, die jedoch nur für kurze Dauer die Wasserfläche in derartige Bewegungen versetzten, daß die an Seekrankheit leidende Menschheit auf dem Schiffe sich sofort ungemütlich fühlte. Diese sonderliche Eigenschaft des Levantischen Meeres ist eine eigentümliche, da diese Luftbewegungen nur momentane sind, die plötzlich erscheinen, wütend das Element des Wassers bewegen und ebenso rasch wieder schwinden.

Gegen 10 Uhr morgens, am 8. Oktober, zeigte sich die Sumpfküste Afrikas, das heißt der flache Landvorsprung von Port-Said. Ein Lotse kam uns entgegen, durfte aber, unserer gelben Flagge wegen, nicht an Bord und leitete unseren Dampfer von seinem kleinen Boote aus durch Zeichen in den Hafen.

Port Said erinnert an die kleinen Hafenstädte des Schwarzen Meeres mit tatarischer Bevölkerung. Der Ort besteht aus zwei sichtbaren Teilen, dem europäischen, der unmittelbar am Hafen gelegen, schmucke Bauwerke und Rhedereinrichtungen zeigt, und dem arabischen, der mit seinen Hütten und Moscheeen von der Küste entfernter in der Wüste liegt. Die 1860 entstandene Stadt liegt zwischen den Sümpfen von Menzaleh und dem Meere und bildet den nördlichsten Endpunkt des Suezkanales, dessen Mündung hier durch zwei mächtige Dämme eingefaßt ist, die weit in das Meer sich ziehen und aus hydraulischem Quader-Piset (künstlichem Sandstein) errichtet sind, und von hier aus einen glanzvoll vollendeten Eindruck dem Kanale geben, der von Port-Said aus in dieser Weise 30 Kilometer lang den Menzaleh-See durchzieht.

Obgleich die gelbe Flagge, das heißt das Zeichen der Cholera in Triest, mir dieses Mal das Land zu betreten nicht gestattete, so benutze ich meinen mehrfachen früheren Besuch von Port-Said, um hier den auf mich früher gemachten Eindruck der jugendlichen Handelsstadt zu erwähnen. Gleich bei der Landung erstaunt der Ankommende vor allem über das kosmopolitische Gewirr verschiedenartigster Nationalitäten in den Booten, die den Dampfer umkreisen, über das gaffende Publikum am Quai und über die Laute verschiedenartigster Sprachen und Dialekte.

Einen eigentümlichen Charakter trägt der Ort, jedoch keinen nationalen, und glaube ich in dieser seiner Eigentümlichkeit den Begriff zu einer Art babylonischer Verwirrung zu finden, was sich mehr und mehr bestätigt, wenn man den europäischen Stadtteil näher kennen lernt; denn es entfalten sich nach jeder Richtung hin die grellen Nuancen der verworfensten Eigenschaften und Laster verschiedener Nationalitäten, die den wuchernden Kern dieser sonderbaren Bevölkerung bilden. Depravation und Laster empfangen den Ankömmling sobald er den Sand des Ortes betritt, und begleiten ihn, ob er will oder nicht, durch die Straßen und Gassen, in die Häuser, in die Geschäftslokale und in den subtropischen Garten der Stadt. Widerwillen erregend ist der Eindruck, da die Moral hier vollständig fremd ist. Mit Wonne verläßt man den europäischen Stadtteil, überschreitet die circa 2 Kilometer lange Sandstrecke und erreicht den arabischen Stadtteil, wo, trotz der auch in diesem eingebürgerten Immoralität, sich wenigstens ein echt nationaler Typus zeigt und dem Besucher dadurch einen gewissen Ersatz für den Ekel bietet, den der Höllenbreughel des europäischen Stadtteiles erweckt.

Dieses wäre der erste moralische Eindruck dieses ersten Handelsplatzes des Kanales, der, durch seine günstige Lage am Mittelländischen Meere, gesichert von der Binnenseite gegen Angriffe, einer blühenden Zukunft entgegensehen könnte, wenn nicht der Mangel an Trinkwasser seine Zukunft gefährdete, da die Stadt dasselbe nur durch eine Röhrenleitung von Ismailia aus bezieht und ihre Lebensfähigkeit nur von dieser Leitung abhängen würde.

Was die Gebäude des europäischen Stadtteiles anbelangt, so sind, mit Ausnahme einiger massiv aus Sandstein erbauter, die meisten

barackenartig aus Holz errichtet, aus deren Mitte mehrere Kirchen hervorragen. Den Hauptcharakter der Häuser bilden der wuchernde Handel, Kaffeechantants und frivole Belustigungslokale verschiedenster Art.

Die massiven Gebäude diverser Kompanieen, Arsenale, Werfte, Werkstätten und Speicherräume umgeben den sogenannten Hafen, den ein gebaggertes Becken bildet, in das der Kanal mündet, und dessen Ufer, längs dem Kanale sich ziehend, ein schöner Quai ziert, an dessen Auslauf in das Meer ein weitleuchtender Turm, auf einem Felsen erbaut, sich erhebt.

Unser Dampfer lag dieses Mal in unmittelbarer Nähe eines ägyptischen Kriegsschiffes, welches uns die Reizlosigkeit seiner in den Melodieen einförmigen Militärmusik als auch die Übungen seiner Mannschaft mit Trommel und Pfeife vortrug. Inmitten der zahlreichen Boote, die unseren Dampfer, die Aretusa, umkreisten, tauchten junge Buben nach Geld ins Wasser, im munteren Durcheinander mit einer Unmasse Delphine, deren silberglänzender Schimmer einen grellen Kontrast zu den splitternackten ebenholzfarbigen, schwimmenden Buben hervorrief.

Die Rhede war mit Schiffen gefüllt; teils zogen Dampfer in den Kanal oder in das Meer, und wieder neue trafen ein, um ihren Durchgang in der Reihenfolge gleich wie wir zu erwarten. Ein belebteres Hafenbild konnte man sich schwer vorstellen. Eine rastlose Bewegung in den zahlreichen Masten, die sich emporstreckten, ein Hin- und Herziehen verschiedener Flaggen und Fähnchen, spitze Segel und stumpfe, das Geklapper der Baggermaschinen, das Pfeifen und Zischen kleiner und großer Dampfer, hin und her sich kreuzende Boote mit taktmäßigem Ruderschlag ihrer Lenker, gewaltige Barken am Schlepptau gezogen mit ihren nackten Arabern, die gemütlich uns ihren schönen Körper von allen Seiten zur Schau gaben und manche Dame beim unverhofften Anblick des vielleicht nie Gesehenen zum Erröten zwangen, bildeten eine wechselreiche Verschiedenheit und sprachen lebhaft für das Daheim einer geschäftigen Handelswelt und würden diesen Schein auch glaublich machen, wenn nicht im Orte selbst die Klage über schlechte Geschäfte und kaum haltbare Konkurrenz die Überzeugung

hervorrufen würde, daß die Basis dieses rastlosen Hin und Her der dampfenden Kraft nur auf Schein, eitel Schein beruht!

Unsere strenge Sanitätswache auf dem Schiffe betete oft nach Mekka gerichtet und die zwei Männer, die sie bildeten, schienen ernstgläubige junge Leute zu sein; sie sollten, um ja die Cholera nicht durchschlüpfen zu lassen, mit uns bis Suez gehen, um daselbst zwei Tage Quarantäne zu halten, und durchräuchert und ventiliert alsdann nach Port-Said zurückkehren.

Am 9. Oktober um 8 Uhr morgens kamen wir an die Reihe, und zogen in den Kanal, um 30 Kilometer, wie schon gesagt, die Lagune Menzaleh zu durchziehen. Der Anblick, der sich entfaltete, erinnert an die Steppen der Krim: nur unabsehbare Salzflächen mit mannigfaltigsten Fatamorganas, hin und wieder etwas Schilf ist, was das Auge trifft.

Das Werk des Kanales von Port-Said aus ist ein bewunderungswürdiges, breit, fest und vollendet. Längs dem Damm desselben wanderten zahlreiche Kinder der Wüste und unzählige, magere Hunde, im Wasser herrschte das lebendige Treiben verschiedenartiger Fische, die Luft füllte sogenannter Wüstendunst, den hier und da die sonderlichsten Luftbilder unterbrachen. An den Stellen, wo sich mehr Wasser gebildet, welches eine grünliche Farbe hatte, zeigten sich, in langgestreckten Linien, Kropfstörche (Marabu L.), in philosophischer Stellung oder in unbeweglich militärischer und gleichwie auf ein Kommando wartend.

Bei Ras-el-Esch begegneten wir einem Hamburger Schiff mit deutscher Reichsflagge und mußten Halt machen, um in dem stark versandeten Kanal demselben den Durchgang zu ermöglichen.

Dann folgte der Kanal mit höherem Ufer als Durchhau einer Hügelkette bis Kantara, 12 Kilometer, wo wir die sogenannte Kantara oder Karawanenlandbrücke durchzogen, die die Verbindung von Afrika und Asien früher auf festem Grund und Boden bewerkstelligte, und auch gegenwärtig die Verbindung bleibt, indem eine Floßeinrichtung die Wanderer hinüberfährt.

Nachdem wir von Kantara aus 25 Kilometer mit Unterbrechungen den Ballachsee durchschifften, traten wir bei der Station Ferdani in den Durchbruch der höchsten Düne der Landenge, wo der Kanal eng,

versandet und vollständig unvollendet erscheint, wonach wir in den Timsah-See einfuhren, an dessen nördlichem Ufer die kleine, jedoch zierliche Stadt Ismailia hoch gelegen sich zeigte, welche das Palais des Vizekönigs und das Schweizerhaus des Herrn von Lesseps in glanzvoller Bauart ziert und von der aus nach Port-Said eine 70 Kilometer lange Wasserleitung aus Röhren angelegt ist. Den Hauptreiz des recht saubern Städtchens bilden freundliche Anpflanzungen, die durch den Süßwasserkanal resp. den Nil, in verhältnismäßig üppigem Gedeihen bestehen und so zu sagen aus dem Orte eine umfangreiche künstliche Oase in der vegetationslosen Wüste bilden.

Vor uns lag der See, über ihn hinweg die Fortsetzung des Kanales und weiter südlich die glänzende Zeichnung des Gebirges von Suez des Djebel-Attaka.

Nachdem wir den dunkelblauen See durchzogen, folgten 5 Kilometer durch den höchst versandeten Kanal bis Tussun, den hierauf der Durchhau eines felsigen Höhenrückens bildete, bis wir über Serapeum den großen Bittersee erreichten, in welchem wir um 5 Uhr zur Nacht ankerten.

Von Ismailia bis zum Bittersee zeigten sich oft die Erdhütten einiger Niederlassungen der Beduinen, hin und wieder kleine Karawanen. Die Hitze war am Tage eine höchst erträgliche gewesen, nur 87° Farh. im Schatten, die Rast zur Nacht im Bittersee war eine angenehme, da wir vor Sandfliegen geschützt und einer erfrischenden Brise ausgesetzt waren, demungeachtet war die Temperatur der Kabinen eine unerträgliche, daher blieb wer da konnte unter freiem Himmel bei intensivem Sternenlicht und Mondschein auf Deck.

Um 5 Uhr am 10. Oktober hatten wir meist in südöstlicher Richtung den 25 Kilometer langen großen Bittersee und den 10 Kilometer langen kleinen Bittersee mit voller Kraft durchzogen, worauf wir wieder in den sehr verengten, durch Sand verstümmelten Kanal gerieten, dessen westliche und östliche Umgebung nur Wüste bildet, über die südwestlich in der Ferne das vegetationslose jedoch glänzende Gebirge von Suez sich zeigte, dessen Rosafärbung eine auffallende war. Langgestreckte Karawanenzüge mit ihren mageren Kamelen und nackten Arabern zeigten sich. Die Stationen des Kanals, mit tropischen Pflanzen

umgeben, bildeten in der Einförmigkeit der blendendgelben, unabsehbaren Sandfläche eine anmutige Abwechslung. Hin und wieder ruhten in der Wüste, einen grellen Farbenkontrast hervorrufend, die kaffeebraunen, geschmeidigen Gestalten männlicher Araber oder die schwarzgekleideten maskierten Frauen derselben.

5 Kilometer d. h. bis Schaluf währte der Felsendurchstich; denselben verlassend, wird die Umgebung des Kanales wieder flacher und er selbst erweitert sich. Auf dieser Stelle soll, wie man behauptet, der Durchgang von Moses und den Israeliten stattgefunden haben.

Von Schaluf aus durchzieht der Kanal die sogenannte Ebene von Suez 20 Kilometer und zeigt in jeder Beziehung die Resultate eines gigantischen jedoch unvollendeten Werkes.

Es entfaltete sich naheliegend das Gebirge, der Kanal wurde breit. Wir umfuhren einen steinernen Schutzdamm, der gegen die Wogen des Roten Meeres errichtet worden war, und ankerten in der südlichen weiten Mündung des Kanales d. h. im neuen schmucken Hafen von Suez.

Der Eindruck des 162 Kilometer langen Kanales der Landenge von Suez, dessen Tiefe cirka 8 Meter und dessen Breite an den niedrigen Stellen bis 100, an den höheren bis 60 Meter und dessen Sohlbreite 22 Meter betragen soll, ist der eines gigantischen Unternehmens, wenn man sich die Mühseligkeiten, die dasselbe hervorgerufen hat, vorstellt, und mit Bewunderung gedenkt man des energischen und mutigen Unternehmers; jedoch hat man auch den Eindruck der Unvollendung, und unwillkürlich fühlt man ein gewisses Bedauern, wenn man die Verwüstung betrachtet, die durch das Nichtvollenden der Sand und das Wasser schon seit der Eröffnung hervorgerufen haben, welche von Augenblick zu Augenblick die gigantischen Mühen und Unkosten, die die Arbeiten hervorgerufen, noch mehr zu vernichten drohen. Die sofortige Vollendung des Kanales vor Eröffnung desselben, hätte unzweifelhaft bedeutend geringere Kosten verursacht, als wie die neuerdings projektierte Erweiterung desselben. Zur Zeit der Eröffnung hätte man mit 60 Millionen Franken Zuschlag den Kanal gleich dem nördlichen Eingang herrichten können, denn die Weite desselben wäre alsdann eine hinreichende gewesen, während gegenwärtig die Aus-

besserung und die stellenweise Erweiterung des Kanales ca. 400 Millionen erfordern sollen, wonach, wenn auch diese Auslagen ermöglicht werden, die Gesamtkosten des Kanales sich auf 900 Millionen Franken belaufen würden und es fraglich bleibt, ob alsdann die Versandungen nicht ebenfalls stattfinden werden und ob die Zinsen des Anlagekapitales und die Kosten der Unterhaltung sich decken werden, da durch die Vergrößerung des Anlagekapitales an die Herabsetzung der jetzt schon zu hohen Tarife nicht zu denken sein wird, wodurch dem billigeren Wege um das Kap die Konkurrenz nicht genommen werden wird.

Die Stadt Suez liegt in der Wüste in einiger Entfernung vom Hafen, mit dem sie durch Bahngeleise verbunden ist. Den Hafen bildet eine dem Meere abgewonnene Landzunge, auf welcher Port Ibrahim sich befindet, wo die Werfte, Lagerhäuser und andere Einrichtungen der verschiedenen Dampfschiffahrtsgesellschaften errichtet sind, und das vorzüglich hergestellte Bassin Radoub zu sehen ist, an dessen Ufer der Bahnhof des Hafens liegt. Die umfangreiche Rhede von Suez ist eine schöne und eigentümliche durch die Wasserflächen, die die schmale künstliche Halbinsel umgeben.

Die Stadt selbst befindet sich auf der Stelle des alten Klysma und besteht aus zwei Teilen: dem arabischen und dem europäischen. Trotz einiger schmucken Gebäude in letzterem macht das Ganze mit seinem grauen Gemäuer, meist engen Gassen, den vollständigsten Eindruck einer alten ägyptischen Stadt und hat trotz mannigfaltiger Nationalitäten, die man trifft, einen rein arabischen Typus beibehalten und bietet dadurch dem Besucher des Ortes manchen interessanten Einblick in das arabische Leben und Treiben. Seit Eröffnung des Kanales hat der Ort seine bis dahin wichtige Stellung als Haupthandelsplatz des Roten Meeres durch die Vollendung des Durchstiches eingebüßt und dieselbe Port-Said wider Willen teilweise übertragen.

Die Lage von Suez ist eine auffallende. Wüste und Wasser bilden die Umgebung, deren Umfassung im Westen das Gebirge des Djebel-Attaka mit seinen Salzbrüchen, im fernen Südwest die Gebirge der sinaischen Halbinsel sind. Namentlich jedoch wirken eindrucksvoll die merkwürdigen Färbungen, die sich entfalten; die meist grauen Gemäuer der Stadt umgiebt nämlich goldgelber Sand der Wüste,

das Gebirge erscheint meist im Rosablau, der Himmel im Rosarot, die Wasserflächen im Rosa mit oft grünen Tünchungen, kurz gesagt, es entfaltet sich ein Farbengemenge absonderlichster Nüancen.

Das Sehenswerteste in Suez, wenn man sich einen längeren Aufenthalt gestattet, wie ich es auf einer meiner Reisen durch einen 14tägigen gethan, findet man im Besuche der Steinsalzwerke des Gebirges, die man zu Esel über die luftspiegelnden, westlichen Sümpfe reitend, in einem Tage bequem erreichen kann. Alsdann durch einen Ausflug durch die Wüste in östlicher Richtung zur kleinen Oase Ain-Musa d. h. der Mosesquelle, wo der Sage nach letzterer aus dem Felsen eine Quelle schlug. Zu Lande erreicht man dieselbe in einem Tag, hat die Möglichkeit, einen Ritt durch die Wüste kennen zu lernen, und wird durch den Anblick einer an Quellen reichen Oase in üppigster Baumvegetation für die Mühe der Exkursion auf das Beste entschädigt. Außerdem findet man daselbst in einem verhältnismäßig komfortablen Landhaus Labung und Erfrischung. Der Aufenthalt in Suez wird durch das vortreffliche Hotel gleichen Namens erleichtert, da in demselben jede Bequemlichkeit des europäischen und asiatischen Komforts als auch eine verhältnismäßig zusprechende Kost geboten wird.

Gegen Abend traf ein Dampfer aus Kalkutta ein, und das gleich wie wir mit gelber Flagge, da in Kalkutta ebenfalls die Cholera herrschen sollte.

Am 6. verließen wir den Hafen und durchzogen die Bai von Suez in südlicher Richtung bei intensivem Leuchten des Meeres, bei funkelndem Sternenhimmel und bei stetem Anblick der goldglitzernden Küste beider Ufer.

Am 11. gegen 10 Uhr morgens sahen wir aus dem Hintergrunde des asiatischen Gebirges den Sinai sich erheben, d. h. die eine Spitze desselben, und das die höhere, die Djebel-Musa, wo der Sage nach das Fundament unserer moralischen Gesetze gegründet worden ist. Der Anblick währt nur einen Augenblick, denn kaum gesehen schwindet das Bild wieder hinter den dunkelfarbigen Höhen des Vordergebirges.

Vom 11., nachdem wir der südlichen Spitze der sinaitischen Halbinsel vorbei, bis zum 16. in der früh, verloren sich oft in Sicht die

Küsten, namentlich die von Afrika, während diejenige von Arabien meist zu sehen blieb, deren Gebirge oft schmucke Zeichnungen bildeten. Recht sichtbar war Janbo, der Hafenort von Medinat-el-Nabi (Medina), des Geburtsortes des Propheten und der heiligen Pilgerstätte des Islam, so auch ferner Dschedda, der Hafenort von Om-el-Kora (Mekka), der Grabstelle Mohammeds, wo der Pilger nach seinem dritten Besuch der Stätte sich mit Glüheisen blenden läßt und wohin der Gläubige mindestens einmal gepilgert sein muß. Dschedda wird von dem Muselman als der Geburtsort Evas angesehen, während Adana oder Aden von ihm als derjenige Adams genannt wird. Zahlreiche Küstendampfer zeigten sich und mehrere der Ozeane begegneten uns. Wenig Fische und gar keine Vögel waren zu sehen. Die Hitze war eine tropische, wir hatten durchschnittlich 88° Farh. in der Kabine, die Schwüle war eine drückende und nur durch eine auffallend plötzlich erscheinende und ebenso rasch wieder schwindende Brise zu ertragen.

Am 16. Oktober in der früh durchzogen wir langsam, mit dem Senkblei sondierend, zahlreiche Korallenriffe und kleine Inseln, unter denen die größte die Sebaier war, in deren Umgebung in der milchblauen Wasserfläche sich unzählige Delphine zeigten, über deren munteren Scharen in den Lüften viele Fischgeier kreisten.

In der Nacht, gegen 2 Uhr, zeigte sich der Leuchtturm der englischen Insel Perim, und um 3 Uhr durchzogen wir bei glanzvoller Mondbeleuchtung die Enge von Bab-el-Mandeb mit dem gebirgigen Hintergrund ihrer Ufer.

Am 17. um 2 Uhr mittags erhoben sich schwarzgraue Felsen aus dem gelben Sande der hügeligen Wüste, es waren die der Umgebung Adens, dem wir uns jetzt bei frischer Brise des Ozeans näherten.

Um 4 Uhr wurden unsere Signalflaggen gehisst und leider, aus pedantischer Vorsicht des Kapitäns, den wir bisher nur selten zu Gesicht bekamen, auch die gelbe. Die Folge dieses Zeichens war, daß der Pilot nicht an Bord erschien und wir in offener See ankern mußten.

Auf meine Bemerkung hin, daß wir die Quarantainezeit längst überschritten, da es 16 Tage waren, daß wir Triest verlassen hatten,

begab sich im kleinen Boot der erste Offizier, mich mitnehmend, bei heftig wogender See ans Land, um uns den Einlauf in den Hafen zu ermöglichen.

Auf halbem Wege begegnete uns der Pilot schon mit der Weisung, unserem Wunsche zu willfahren, wonach die Aretusa bald im sichern Hafen lag und wir die Möglichkeit hatten, das Land zu betreten. Ein von vier fast nackten Arabern gerudertes Boot führte uns ans Ufer und wir verbrachten in dem Kaufladen eines Persers einen gemütlichen Abend, uns mit Sodawasser und Brändy labend.

Der Hafen von Aden ist ein schöner zu nennen, er ist tief und geräumig und jedem Schiffe zugänglich. Der befestigte, d. h. der englische Ort liegt an der südlichen Spitze der Halbinsel Aden oder richtiger gesagt eines vulkanischen Landvorsprunges und ist kesselartig von einer vulkanisch-basaltischen Erhebung umgeben, hinter der die arabische Stadt Aden sich befindet. Der englische Teil besitzt einige recht schmucke Gebäude der Regierung und verschiedener Kompagnien, desgleichen mehrere Gasthäuser verschiedener Nationalitäten. Die Nacht verbrachten wir auf dem Schiffe.

Am 18. nach einer schwülen, zugleich auffallend feuchten Nacht, landete ich mit einigen Herren um 6 Uhr früh. Wir genossen einen famosen Kaffee bei Charles Nedey, der ein französisches Hotel hier in bester Ordnung hielt. Schwarze Buben, fast nackt, fächerten uns, während wir uns mit echtem Mokka labten und bis unser Vehikel zur Fahrt nach dem indigenen Aden bereit war.

Um vier Uhr waren wir im Wagen, den zwei muntere Pferde zogen, die zwei fast nackte Araber auf dem Bocke zum rascheren Laufe trieben.

Den Weg vom Hafen nach der indigenen Stadt bildete eine vorzüglich feste Straße, auf der ganzen Strecke war alles in jeder Beziehung eigentümlich und interessant. Teils führte uns der Weg durch Lager der englischen Truppen, dann durch einen Felsenpaß, der pittoresk und eng war. Vegetationslosigkeit herrschte durchgehends. Wir begegneten vielen Fuhren mit Zebus bespannt, Eseltreibern, Kamelen und dunkelfarbigen Leuten in Masse, die nackt feuchtglänzende Lederschläuche auf dem Buckel trugen, in welchen sie aus dem Reservoir der indigenen Stadt Wasser zum Hafenort brachten, da solches da-

selbst nicht vorhanden ist. Viele Gruppen pechschwarzer arabischer Familien hausten vor den tiefen Höhlungen des Felsenkranzes, unter denen auffallend schöne Frauen zu bemerken waren, die mit verschiedenstem Glas-, Stein- und Metallgeschmeide behängt erschienen; namentlich Fuß- und Armbänder aus Silber, Messing, Kupfer, Knochen, Korallen, Eisen, sogar Holz, bildeten die Hauptverzierung derselben.

Schön erschienen ihre geschmeidigen Körperformen und auffallend und nicht reizlos der Glanz ihrer braunen Haut.

Die indigene Stadt an und für sich ist ziemlich ausgedehnt und namentlich der rein arabische Hüttenteil derselben erschien übervölkert. Die Hütten des letzteren waren gleich wie Schweineställe erbaut und reich an Lappen, Fetzen und anderem Unrat. Grünendes Leben ist mit Ausnahme des Gärtleins eines europäischen Apothekers nicht zu treffen und letzteres besteht auch nur aus krüppeligen, halb verdorrten Palmen und einigen tropischen Pflanzen, die mühsam erhalten werden.

Eine grüne Stelle zeigt sich auf der Höhe der 2500 Jahre alten Wasserreservoire der Ägypter, deren gigantisches Werk erstaunt, deren Verfall und Wasserlosigkeit jedoch auffallend ist und Kummer erweckt. —

Europäer leben in der indigenen Stadt nur wenige, es sei denn halb arabische Italiener und Griechen. Die Hauptbevölkerung bilden Araber und orientalische Juden, letztere mit zitronengelber Hautfarbe.

Nur ein Hotel besitzt der Ort, welches von einem Perser elendlich gehalten wird und wo uns verdorbenes lauwarmes Sodawasser gereicht wurde.

Bald darauf waren wir wieder im Wagen und schwitzten. Munter zogen unsere galoppierenden Gäule dem Hafen zu, dieses Mal einen anderen Weg einschlagend. Wir durchzogen das befestigte Lager der Engländer und fuhren durch zwei Tunnel des Basaltfelsenkranzes, von denen der eine lang und schmal von den Engländern durchbrochen war und der kleinere von türkischer Zeit herstammte. Während der Durchfahrt des langen Tunnels begegneten wir zahlreichen Frauen

herrlicher, wahrhaft bronce-venusartiger Statur. Über eine hügelige Anhöhe erreichten wir endlich wieder Ras-Tarschin oder Steamerpoint d. h. den Hafenort und hielten um 10 Uhr vor dem Hotel d'Europe des Herrn Charles Nedey, dessen muntere, liebenswürdige Frau uns bald ein vorzügliches und kopiöses Mittagsmahl reichte, dessen schmackhafte Speisen wir mit Bordeaux, Burgunder und zum Schluß mit Champagner benetzten.

Es wurde gesungen und musiziert, und anmutig, in etwas orientalischer Tonart, trug uns die älteste Tochter des Gastwirtes das Lied „Malborough s'en va t'en guerre“ vor. Das reizende Mädchen war infolge von Klima und infolge des Fiebers nervös und geistig unruhig geworden, ein zartes Kind der Wüste im richtigen Sinne des Wortes. Nedey nämlich hatte die Wüste Afrikas, wo die Tochter geboren, lange bewohnt, und hatte erst seit einigen Jahren Aden zum Wohnsitz gewählt. Er war Photograph von Profession und tüchtiger Geschäftsmann, seine Ehehälfte eine lebhafte, energische Frau, seine Kinder schmächtig zart, jedoch anmutig, und sein Haus war praktisch eingerichtet, gut ventiliert und in jeder Beziehung vortrefflich gehalten.

Nach vollendeter Mahlzeit und vielen Bakschisch (Trinkgelder) an die zahlreichen uns fächernden Buben kehrten wir höchst munter um 4 Uhr auf das Schiff zurück, und um 6 Uhr verließ die Aretusa den Hafen, um in nordöstlicher Richtung den indischen Ozean zu durchziehen.

Bis zum 26. Oktober begünstigte uns der Wind, da wir fast beständig die Segel benutzen konnten, desgleichen war es auch mit der Witterung gewesen, die mit Ausnahme einiger kurz andauernder Regenschauer stets eine heitere und wonnige gewesen war. Die Schattenseite der Reise lag in der schlechten Haltung des Schiffes, nämlich die Beköstigung war eine mangelhafte, die Reinlichkeit fehlte vollständig und diese Fahrlässigkeit wurde doppelt fühlbar, indem von Triest an die Kohle eine gründlich schlechte war und unser Deck und die Räume bis in das Innere des Schiffes mit unleidlich feinem Staube füllte; dazu kam noch die unbeschreiblich nachlässige Bedienung und die scheinbare Indolenz des Kapitäns, der während der ganzen Reise kaum sichtbar gewesen. Einen Beweis der mangelhaften Beköstigung

lieferte das meist fehlende Brot, an dessen Stelle uns Schiffszwieback gereicht wurde, der jedoch nicht nur wurmstichig, sondern gefüllt mit Würmern war; zur Beseitigung der Gewebe aus den Poren der Zwiebacke wurde der Schiffsjunge benutzt, der dasselbe auszublasen hatte, worauf er die willkürliche Wirkung seines wasserreichen Hauches vom Zwieback vermittelst dem aufgestülpten Hemde, dem Kniee oder dem nackten Arme abwischte. Einen Beweis der Unsauberkeit gab ebenfalls einer der Schiffsjungen, der öffentlich mit schmutzigem Betttuch die Teller und Tafelgeschirre trocknete u. s. w.

Was die Unsichtbarkeit des Kapitäns anbelangt, so erlaubte sich ein Major in englischen Diensten Indiens einen geistreichen Scherz. Vor dem Mittag bat er mich eines Tages, bei Tisch die Frage an ihn zu richten: warum er nicht essen will? Ich that es, worauf er mit entsetzlichem Gesichte antwortete: „Ich habe in der Nacht ein grausiges Gespenst gesehen, und fühle mich noch bis jetzt von der Erscheinung erschreckt und unwohl.“ Ich frug ihn in Beisein des ersten Offiziers, der der Tafel präsidierte, was er denn gesehen habe? „Ein Gespenst,“ antwortete er, „schrecklichster Art! Auf die Frage: wer bist du? antwortete es: Der finstere Geliebte der schwarzen Aretusa, der wirkliche Kapitän und Leiter des Schiffes!“ (bekanntlich laut der Sage war die Aretusa eine Schwarzfarbige gewesen). Hierauf habe er dem Gespenst zitternd zugerufen: daß er freilich den Kapitän des Schiffes nicht kenne, da er ein unsichtbares Wesen ist, wenn er, der Geist, aber wirklich der Befehlshaber sei, so soll er auch, wie es allgemein üblich ist, mit den Passagieren speisen und sich denselben zeigen, wenn er es aber nicht ist, so soll er durch den Schornstein in die Lüfte ziehen und die Passagiere durch sein Erscheinen nicht erschrecken! Kaum hatte er diesen Ausspruch gethan, so verschwand schwarz wie die Nacht durch den Schornstein, Funken sprühend, der geistige Geliebte der schwarzen Aretusa, und eine Masse Kohlenstaub überschüttete die Geisterszene und die Passagiere! Der erste Offizier schwieg, hatte aber den Grund der Erzählung begriffen, denn schon nach Tisch fand ein gründliches und etwas übertriebenes Abwaschen der schwarzen Aretusa statt, die hierauf freilich etwas heller wurde, jedoch noch ziemlich dunkelfarbig blieb.

Die Passagiere hatten eine Klageschrift über die unleidliche Unterkunft auf dem Schiffe unterzeichnet, die später erforderlichen Ortes eingereicht werden sollte und auch wurde, jedoch resultatlos blieb.

Gegen 6 Uhr abends am 26. näherten wir uns den beiden strahlenden Leuchttürmen Bombays, und um 8 Uhr, da es windstill war, ankerten wir vor einem derselben zur Nacht, um erst bei Tagesanbruch in den Hafen geführt zu werden.

Am 27. um 8 Uhr morgens erschienen die Zollbeamten und untersuchten rücksichtslos wühlend unser Gepäck auf Deck des Schiffes und legten auf meine alte Zither und meine zweite Uhr Beschlag, wonach es mir glaublich erschien, daß man ökonomisch sein muß und nur eine Uhr besitzen darf.

Eine Unmasse Barken, kleine Boote mit Baldachinen, umkreisten unser Schiff und eng gedrängt umringten uns die dunkelfarbigen Ruderer derselben, Hotelbesitzer oder Agenten, Kommissionäre, Dragomane und verschiedenes Gesindel, uns ihre Dienste lästig anpreisend. Meine Wahl war bald getroffen, mein Gepäck im Boot, und rasch ruderten mich die Männer an das Land durch eine Unmasse stinkender Barken, die von splitternackten Badenden umringt waren. Am Ufer angelangt, kam ich wieder in das heulende Gedränge der Masse des kutschierenden Elementes. Meine Kollis wurden gezählt und in einen von zwei Zebus gezogenen Karren geworfen, ich selbst in einen Garry (Wagen mit einem Pferd) gehoben, und fort ging es im eiligsten Tempo durch die ganze Stadt.

Nach ca. 20 Minuten Fahrt, erst durch den europäischen Stadtteil, dann durch den enggedrängten, lärmenden indigenen, erreichte ich den Stadtteil Baicula und bald auch das Hope-Hall Family Hotel des Parsi Sorabje Framje und Co., wo ich für 5 Rupien pro Tag ein vortreffliches Unterkommen fand. Das Gasthaus lag in einem tropischen Garten, den Feigenbäume, Palmen, feinblätterige Akazien, diverse Mimosen und Canaceen bildeten.

Mir wurde im Gartenhause, Parterre, nebst langer, schattenreicher Veranda, meine Wohnung angewiesen, die aus einem sauberen

frischen, geräumigen Zimmer, einer Ankleidekammer und einem Baderaume nebst Wasserleitung bestand.

Mein erstes war, einen Diener anzunehmen. Ich fand einen Tamul römisch katholischer Konfession, dessen Frau und Kinder in Madras waren, wohin er mich gerne begleiten wollte, und der für 8 Anas pro Tag zu mir in Dienst trat; es war ein turbanierter Mann mit Schnurrbart, der zu Tisch bediente und zu stehen verstand, sonst nichts, daher kurz gesagt ein recht nutzloses Subjekt!

II. Abschnitt.

Asien.

Ostindien.

1. Abteilung.

Die Präsidentschaft Bombay.

Eindruck von Bombay. — Der indigene Stadtteil. — Der englische Teil. — Gegenseitige Antipathie. — Wanderungen im indigenen Stadtteil. — Das allgemeine Krankenhaus. — Der Victoria-Garten nebst Museum. — Crawfords Markthalle. — Palais des Gouverneurs.

Nach einem erquickenden Bade und verhältnismäßig gutem Frühstück bestellte ich mir ein Fuhrwerk, welches im wahren Sinne des Wortes ein Klapperwagen genannt werden konnte, und fuhr zum Zollamt, wo ich nach unendlichem stiegauf, stiegab und vielen Weitläufigkeiten, endlich gegen 6 Rupien meine Uhr und Zither einlöste. Hierauf fuhr ich durch die ca. 18 engl. □ Meilen einnehmende Inselstadt mit ihrer ca. 800000 Seelen zählenden Bevölkerung, die wohl für den Ankömmling, das heißt für denjenigen, der zum erstenmal das schöne Indien betritt, höchst geeignet ist, um ihn in die Geheimnisse der sonderbaren Konstellation des Reiches der Hindus einzuweihen.

Beim Anblick der halbnackten Bevölkerung mit ihrer meist weißen Umhängung, die teilweise ihre broncefarbige Haut bedeckt, und deren Gesicht und Brust meist mit „Kurkuma" (Safran) bezeichnet, bestrichen oder übertüncht ist, beim Anblick der halbnackten Frauen mit ihrem sonderbar faltenreichen Umwurf aus leichtstoffigen Tüchern, in roter,

weißer oder violetter Farbe, ihrem sich überbürden an Geschmeide aus Silber, Gold, Messing oder Kupfer an den Füßen, an den Händen, am Arm, am Hals, an der Nase und an den Ohren, mit ihrer aromatischen Blumenzierde im langhängenden schwarzen Haare; bei dem Anblick der zahlreichen buntgeschnitzten, buntbemalten, reichvergoldeten Tempel der Hindus mit den sonderbar geschnitzten Bildnissen ihrer „Heiligen" resp. Gottheiten; bei dem Anblick der zahlreichen Fakiere, die mit Asche übertüncht in verschiedenen Posituren die Tempelhöfe füllen; bei dem Anblick der zahlreichen Moscheeen und ihrer fanatischen Besucher charakteristischer Gesichtszüge; bei dem Anblick der zahlreichen heiligen Teiche mit ihrer steinernen Stufenumgebung, auf denen zahlreiche Lebende sich im heiligen Wasser reinigen, oder die Leichen vor der „Bestattung" (Verbrennung) waschen; bei dem Anblick des Tower of Silence, dem sogenannten Begräbnisplatz der Parsen, der Nachkommen der aus Iran einstmals vertriebenen Anhänger des mythischen Zoroaster mit ihrem ewig brennenden heiligen Feuer; bei dem Anblick so vieler anderer Zeichen des Fanatismus der verschiedensten Rassen und Religionen des einstmaligen Reiches der Märchen von „Tausend und einer Nacht", fühlt man sich unwillkürlich lebhaft in das Wesen der patriarchalischen Arier und in die Gebräuche Indiens vieler verflossener Jahrhunderte versetzt und erhält sozusagen nirgends gründlicher als wie gerade in Bombay, die Weihe zur leichteren Auffassung des Typus und des Wesens von Land und Volk des interessanten indischen Reiches!

Bei dem Durchziehen der indigenen Stadtteile treffen den Ankömmling die Eindrücke fremdartigsten Charakters. Nicht nur die luftig erbauten Häuser mit ihrer sonderbar finsteren Tünchung und ihrem merkwürdigen Durcheinander hoher und niedriger Bauart erwecken die vollste Aufmerksamkeit, sondern namentlich sind es die Bewohner derselben, die entweder in Gruppen vor ihren Buden auf der Straße lagern oder die Straßen im buntesten Durcheinander, einen summenden Lärm erzeugend, durchwandern.

Die Straßen der indigenen Stadtteile werden meist von einer Rasse, oft auch nur von einer Kaste bewohnt, wodurch der Charakter der Straßen ein ausdrucksvoll verschiedener ist, obgleich sämtliche einen

echt asiatischen Typus tragen, da in denselben nur selten ein Europäer oder Fremdländer wohnt und sogar nur wenige in denselben wandernd zu treffen sind.

Doppelt prägt sich der überraschende Eindruck des bisher Unbekannten dem Gedächtnis ein, wenn man den, den primitiven Charakter einer lang vergangenen Zeit tragenden indigenen Stadtteil verläßt und in den neuen der Europäer tritt, der mit seinen makadamisierten Straßen, seinen Plätzen, seinen englischen Park- und Gartenanlagen, Kirchen, und massiven Gebäuden und allen Einrichtungen der europäischen raffinierten Zivilisation so verschiedenartig erscheint, und in welchem an Stelle des malerischen Durcheinanders tropischer Typen, Gestalten und Gebräuche das Auge des Reisenden das starre englische Wesen trifft. Kavaliere reitend, glanzvolle Wagen mit kostspieligem Anspann, Damen nach der neuesten Mode von London und Paris gekleidet, Theateraffichen, Sportannoncen, kurz gesagt, die Reklame und der Humbug ist was das Auge hier erblickt, und wenn nicht hier und da, inmitten der schmucken englischen Villen, eilig wandernde oder nichtsthuende nackte, braune, indigene Gestalten gleichwie Schatten sich zeigen würden, so könnte man sich leicht nach einem anglikanisierten Neapel oder Palermo versetzt fühlen, denn der Engländer — nur an den momentanen Vorteil und an seinen persönlichen Gewinn denkend — haßt zugleich alles, was nicht seinen Gewohnheiten fröhnt; diesem Prinzip gemäß hat er um desto mehr auch einen Widerwillen gegen alles, was den primitiv hindostanischen Charakter trägt, und dieser Widerwille geht so weit, daß er nicht nur die guten Seiten der Gebräuche und Sitten des Landes mißversteht und verachtet, sondern sogar seine blinde Antipathie gegen die Natur der indischen Vegetation zeigt und es als Melioration ansieht, die tropische, wo nur möglich, zu vernichten und an ihrer Stelle die, der tropischen Zone unpassende ihrer nordländischen Parkanlagen und dies, infolge der sengenden Sonnenstrahlen, meist resultatlos zu schaffen.

Um ihre meist glanzvoll erbauten Häuser oder Villen suchen sie mit pedantischem Eifer alles zu beseitigen, was nur irgendwie den Stempel Asiens oder der Tropen trägt. Ihr erstes Werk bei Gründung eines Gartens oder eines Parkes besteht in der gründlichen Vernichtung

der vorhandenen Palmen und aller Pflanzen, die der Gegend den speziellen Charakter der Zone geben. An deren Stelle pflanzen sie Kasuarinen und Zedern, letztere, weil sie an ihre vaterländische Fichte erinnern. Unter dem lichten Baumwuchs säen sie alsdann Gräser, um einen englischen Rasenteppich herzustellen, der, trotz kostspieliger Bemühung, entweder dürr oder einem räudigen Schafe ähnlich erscheint. Demungeachtet glauben die Engländer, hierdurch den echten Patriotismus zu zeigen, eine gewaltige Melioration bewerkstelligt zu haben und der indigenen Bevölkerung ein glanzvolles Beispiel der Nachahmung zu geben, und vergessen vollständig, daß sie nur durch diesen blind fanatischen Eigendünkel die Antipathie der asiatischen Rassen vergrößern, die durch ihre Religion und ihre Traditionen an der natürlichen Vegetation des Landes mit ganzer Seele hängen und teilweise religiös an dieselbe pflichtgemäß gebunden sind!

Die gegenseitige Antipathie ist groß. Der Indigene haßt oder richtiger gesagt spöttelt über die geschmacklose unförmige Toilettierung der neuen Moden unserer Damen und Herren, und das mit Recht, da dieselben nur erfunden sind, um die körperlichen Fehler und Mängel durch Draht, Fischbein, Hinter- und Vorderschwülstungen zu verdecken und durch Schein einer wohlgenährten Vogelgestalt den sie betrachtenden Blick anziehend zu täuschen.

Der Engländer haßt oder richtiger gesagt spöttelt mit Abscheu über die leichte Umhüllung der Hindus — der Kinder der Tropen — und das mit Unrecht, denn diese brauchen nicht durch Kunst ihren schön geformten Körper zu verdecken, der, durch die Vollständigkeit seiner Ausbildung der Kleidung die gefällige Form in Falten und Lage giebt und somit gerade das Gegenteil der Europäer bildet, indem bei den Europäern meist die Kleidung dem Körper die Form, und das meist eine ungefällige giebt, während bei dem Asiaten der Körper die Kleidsamkeit des Umwurfes erzeugt.

Trotz vieler Kleinigkeiten, die das europäische Auge verletzen, zieht es den unparteiischen Ankömmling in Bombay unwillkürlich immer wieder in die indigenen Stadtteile zurück, da er in denselben die Natur und das Natürliche in allem trifft, was er in dem englischen Stadtteile vollständig vermißt.

Am 28. Oktober nach einer vortrefflich verbrachten Nacht unter einem festen Moskitonetz und bei rastloser Bewegung eines „Punka“ über dem Bette d. h. eines Windschirmes, den ein Hindu in beständiger Bewegung erhält, setzte ich meine Durchwanderung der Stadt und ihrer Umgebung fort.

Von Baicula aus, die Eisenbahnbrücke überschreitend, befand ich mich in der indigenen Stadt und bald in den engen Gassen derselben, die hier „Bazars“ genannt werden. Es wimmelt in denselben die Bevölkerung gleich wie Ameisen auf ihrem Haufen. Eine Unmasse halbnackter Menschen mit ihrem meist freundlichen Wesen, schlanker, schöner Gestalt, Frauen in rote, weiße, violette und viele in schwarze Tücher gehüllt, mit Armbändern, Fußringen und Schellen versehen, ihr jüngstes Kind reitend auf der Hüfte tragend, ein größeres an der Hand führend, während die übrigen sich krampfhaft an dem Tuch der Mutter halten, begegnet man im engsten Gedränge. Die Frauen, durch ihre schlanke Gestalt und ihre geschmeidigen Bewegungen, trotz Nasenring und mancher religiösen Übertünchung der Stirn, sind schön, erwecken ausnahmslos die vollste Aufmerksamkeit und erregen ein gewisses Wohlgefallen bei dem Anblick ihres sorgfältig gehaltenen Hauptes, welches ein reicher, schwarzer Haarwuchs ziert.

Die Läden, die die beiden Seiten der langgestreckten Straßen, resp. „Bazars“ bilden, liegen tief parterre und sind nach der Straße zu offen. In diesen Läden trifft man Kaufleute mit reichhaltigem Warenlager, eine Reichhaltigkeit, die man kaum dem kleinen Raume der Bude zutrauen könnte, oder es sind in denselben Handwerker etabliert, die vor ihrem Raum öffentlich ihre Arbeit verrichten und umringt von Freunden und Besuchern arbeitend, im gemütlichen Plaudern sich befinden, und durch die Gruppen, die sie bilden, höchst charakteristische Typen und malerische Bilder dem Beschauer liefern. Selten Streit, nimmer Trunkenheit, meist freundliche Gesichtszüge und zuvorkommende Bewegungen ihres Hauptes und ihrer Arme charakterisieren die sich bildenden Gruppen, als auch die hin und her wandelnde Bevölkerung der Gasse im engsten Gedränge. Weiße, wie schon gesagt, sieht man höchst selten, da der Europäer in Bombay nur mit ca. 7000 an der Zahl vertreten ist, so daß derselbe unter den 800 000 Indigenen asiatischer Abstammung vollständig verschwindet. Zu Fuß trifft man

Europäer nur wenige im indigenen Stadtteil, nur fahrend sieht man hin und wieder stolz und lebensmüde einen bleichen Schatten vorüberziehen, der mit Verachtung in die dunkle Masse, die sich zum Durchlaß seines Wagens auf die Seite drängt, niederblickt, jedoch auch von den Gedrängten mit Antipathie und Haß betrachtet wird.

Auf meiner Wanderung besuchte ich das allgemeine Krankenhaus in der „Parrel-Road", das sogenannte Sir Jamsetje Jijïbhoy-Hospital, welches 1834 gegründet und 1845 vergrößert worden war. Die Einrichtungen waren gediegenster Art, die Lokalitäten geräumig und luftig. Alles erschien sauber und bequem. Die Kranken waren je nach der Nationalität getrennt und scheinbar zufrieden mit der Behandlung. Höchst bemerkenswert waren die Kücheneinrichtungen, die ebenfalls je nach der Nationalität oder Kaste getrennt erschienen. Das ganze zweistöckige Gebäude war von einem Garten umgeben. Im zweiten Stock befand sich die höchst interessante Klinik, zu der eine Hebeeinrichtung die resp. Kranken zur Operation transportierte. Gutes Wasser mit praktischer Leitung und bequemen Badeeinrichtungen war vorhanden. Der Boden war durchgehends im Gebäude mit bunt gelegtem Marmor gedielt. Das Bauwerk trug einen gothisch-byzantinischen Stil.

Alsdann besuchte ich den Viktoria-Garten, der ein Gemisch englischer und tropischer Anlagen darstellte und in jeder Beziehung einen angenehmen Eindruck hervorrief. In demselben befindet sich das Prachtgebäude des neuen Museums, welches einen reichhaltigen und sehenswerten Schatz an indischen Erzeugnissen der Bevölkerung, und der Flora, der Fauna und der Metallurgie des Landes enthält. Besondere Aufmerksamkeit erweckten die gewaltigen Versteinerungen urweltlicher Tiere, so z. B. die eines Büffels außerordentlicher Dimension vor dem Gebäude auf dem Platze und dann diejenige eines Riesenadlers auf einem Baumstamm u. s. w.

In der Nähe des Hospitales befindet sich die Crawford-Markthalle in gigantischem Stile und ganz aus Eisen erbaut. Dieselbe bilden zwei Flügel, die 511 Kaufläden und 12 Gewölbe enthalten und die 116 Gasflammen beleuchten. Außerdem enthält dieser Raum einen Frucht-, einen Gemüse-, einen Gewürzkrämer-, einen Schaffleisch-,

einen Fisch-, einen Ochsen- und einen Krämermarkt. Das Ganze überdeckt ein Turm mit in der Nacht leuchtender Schlaguhr. Die Halle wurde 1867 mit einer Blumenschau eröffnet. Außer dieser gewaltigen Halle sind noch kleine, ebenfalls aus Eisen errichtete im Fort, in Bhuleschwar, in der Erskin-Road und in Mazagon. Die erstgenannte war namentlich bemerkenswert durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Früchte Indiens.

Nach den Märkten besuchte ich das Palais des Gouverneurs auf dem Parell-Hill in einer prachtvollen Gartenumgebung, ca. eine halbe Stunde außerhalb der Stadt gelegen. Der Parell-Road folgend führt durch Alleeen ein herrlicher, schattiger Weg dahin. Das Gebäude ist eine, 1720 von den Engländern konfiszierte, portugiesische Kirche und wurde von 1771 an zum Sitz des Gouverneurs eingerichtet und 1819 vom Gouverneur Elvinstone durch zwei Flügelanbaue zum Empfange des Prinzen von Wales erweitert. Der Raum, den früher die Kirche einnahm, bildet den Ballsaal und das Speiselokal, und der frühere Altarraum bildet jetzt das Billardzimmer. Diese letztgenannten Räumlichkeiten sind eigentlich die einzig bemerkenswerten. Durch die ganze Länge derselben sind Punkas angebracht, die, in beständiger Bewegung erhalten, eine beständige Brise erzeugen. Die Fensteröffnungen decken wohlduftende Grasmatten, die stets naß gehalten durch die eindringende Brise und durch die Bewegung der Punka, im Raum einen kühlenden Luftzug erzeugen und das Eindringen der warmen Luft verhindern. Die Einrichtungen der Empfangszimmer tragen einen gemischten Typus des englischen und asiatischen Komforts.

Bis zum 1. November setzte ich meine Wanderungen rastlos fort und besuchte die Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgegend und will nun meine Eindrücke über die charakteristischesten derselben kurz gefaßt mitteilen.

Verbrennungsplatz der Hindus. — Beerdigung der Hindu-Muselmänner. — Alteuropäischer Begräbnisplatz. — Die Türme der Ruhe und die Parsen. — Rundblick vom Malabar-Hill. — Bombays Charakteristik. — Umfang der Präsidentschaft Bombay. — Bevölkerung der Präsidentschaft und der Stadt. — Ausflug zur Elephanta-Insel. — Ausflug nach Goa.

Verbrennungsplatz der Leichen.

Die breite Marine-Line überschreitend, eine Straße, die aus einer Reihe Häuser besteht, in der die Offiziere der hier stationierenden Truppen einquartiert sind, folgte ich der schmucken Queens-Road bis ich an deren rechter Seite den ummauerten Verbrennungsplatz erreichte, dessen Nähe ein Schmorküchengeruch schon von weitem verkündete. Dieser banal-prosaische Eindruck schwand jedoch, als ich durch eine schmale Thür in einen kleinen Hofraum gelangte, und rechts kehrend, durch einen ebenfalls schmalen Eingang in den umfangreichen Hofraum geleitet wurde, den, von einer Seite, ein breiter, bedeckter Säulengang mit Steinboden faßte, unter welchem auf niedrigen Bänken oder auf Matten, die den Fußboden deckten, die Trauernden in Gruppen murmelnd kauerten. Drei Scheiterhaufen waren errichtet, von denen zwei schon lichterloh brannten und der eine, noch mit einer roten Decke versehen, eben angezündet werden sollte. Eingetreten kam mir einer der Beteiligten entgegen, begrüßte mich orientalisch höflich und forderte englisch redend mich auf, Platz zu nehmen. Der Verstorbene war ein Wohlhabender gewesen und die trauernden Begleiter der Leiche erschienen als unterrichtete und gebildete Leute. Der Eindruck, den die drei Gruppen der versammelten Leichenbegleiter als auch das ganze hervorriefen, war ein zum Ernst stimmender, da alles geordnet und mit Andacht vor sich ging.

Die Verbrennungsmethode der Hindus ist folgende: sobald ein Glied der Familie gestorben, werden sofort die Freunde und Anverwandten desselben über den Fall benachrichtigt. Die Benachrichtigten sehen es als ein heiliges Muß an, sich sofort zu versammeln. Alsdann begeben sich einige derselben zum Bazar, um die Gegenstände und das Material zur Zeremonie anzukaufen. Diese bestehen aus

dem erforderlichen Holz, zwei langen Bambu-Stangen, einer Quantität gespaltenem Bambu, einem irdenen Topf als Feuerbehälter, einigen Kupfergefäßen als Ölbehälter, einigen Stücken Sandelholz, einem Stück Zeug, welches meist weiß, jedoch auch in rot gewählt wird, geklärter Butter, Reis, Öl und einem Gefäße nebst Brause zum speisen der Flamme.

Zurückgekehrt errichten sie aus den Stangen eine Bahre, die sie mit „Tulsi-Blättern" und dem „Durbas", einem heiligen Grase, belegen.

Die Zeremonie wird durch den Sohn oder Bruder oder Vater des Verstorbenen geleitet und bewerkstelligt, und wenn solche nicht vorhanden, vom nächsten männlichen Anverwandten desselben. Der Vollzieher muß vor Beginn der Zeremonie in einem heiligen Teiche sich gebadet, hierauf seinen Bartwuchs beseitigt und alsdann sich wieder gebadet haben, während welcher Thaten er gleich wie die übrigen rastlos aus den Vedas heilige Hymnen (muntras) dem offizinierenden Priester wörtlich nachmurmelte. Die Rezitierung der „muntras" findet übrigens während der ganzen Ceremonie der Verbrennung statt. Hierauf wird das heilige Feuer, welches mit Öl erhalten wird, sorgfältig in den irdenen Topf gethan, wonach die Leiche, nachdem sie im heiligen Teiche gründlich gewaschen und mit einem weißen Zeug umwunden worden ist, von den Freunden auf die Bahre gelegt und mit einem roten Tuch bis zum Gesicht, welches frei bleibt, bedeckt wird. Die Bahre wird alsdann von den Freunden und Anverwandten getragen. Der Leiter der Zeremonie, der auch das Anzünden und Schüren des Scheiterhaufens zu bewerkstelligen hat, geht vor dem Zuge mit dem irdenen Topfe in der Hand, in welchem das heilige Feuer sich befindet. Barhaupt schreiten die Leichenbestatter bis zum Verbrennungsplatz, wo die Bahre nebst Leiche auf den Boden gelegt wird, wonach die Begleiter den Scheiterhaufen errichten.

Vier Löcher werden hierzu gegraben, in die vier kräftige Pfosten von 5 Fuß Länge eingerammt werden. Zwischen diesen Pfosten wird der Scheiterhaufen derart errichtet, daß er nicht auseinanderfallen oder sich ausbreiten kann.

Nachdem derselbe seine halbe Höhe, ca. 1½ Fuß, erreicht, wird die Bahre nebst Leiche auf denselben gelegt. Von Beginn der Zeremonieen an findet die Rezitation der „muntras" unaufhörlich statt. Sobald die Bahre auf dem Scheiterhaufen sich befindet, legt einer der Freunde

des Verstorbenen ein Stück Sandelholz auf die Leiche und das Feuer wird in den Scheiterhaufen gebracht, nachdem der Leiter der Zeremonie bei halblautem Murmeln der „muntras“ im Chor mit den übrigen denselben dreimal umgangen ist. Binnen 15 Minuten ist der Haufen in Flammen, nachdem die zweite Hälfte desselben über die Leiche errichtet worden war. Im Verlaufe von zwei bis drei Stunden sind die Leiche und das Holz verbrannt und in Asche verwandelt. Alsdann sind die Trauernden verpflichtet, im Namen des Verstorbenen geheiligtes Wasser auf die Stelle zu tröpfeln. Nachdem die Asche ausgestreut worden ist, verziehen sich sämtliche Begleiter zu den heiligen Teichen oder Gewässern des Ortes, um sich zu baden. Hierauf kehren sie zur Wohnung des Verstorbenen zurück, auf dem Wege Almosen spendend, betrachten die Opferlampe, die an der Stelle angezündet worden war, von der aus der Verstorbene abgeführt wurde, und kehren hierauf zur Thätigkeit ihres Berufes zurück, nachdem sie die von ihnen symbolisch als Götter verehrten Naturkräfte im heiligen Opferfeuer um Segen für sich, die ihrigen und ihr Eigentum, um Unsterblichkeit als Lohn für ihre guten Thaten, um Gnade für ihre begangenen Fehler und um Verschonung vor dem schädlichen Einflusse böser Naturkräfte angefleht und ein Loblied angestimmt haben.

Beerdigungszeremonie der Hindu-Muselmänner.

In unmittelbarer Nähe des Verbrennungsplatzes der Brahmanen befindet sich der Beerdigungsplatz der Mohammedaner mit seinen hin und wieder recht schmuck errichteten Denkmälern. Die Zeremonie ihrer Leichenbegängnisse ist folgende:

Wenn einer der ihrigen sterbend ist, wird nach einem sogenannten „Gelehrten im Lesen des Koran“ gesandt, dessen wiederholter Vortrag des „Soora-e-Yaseen“, mit lauter Stimme, dem Geiste des Sterbenden eine sanftere Vereinigung mit dem Tode verursachen soll. Der Muselman hegt den Glauben, daß sterbend das Prinzip des Lebens sich in dem Hauche konzentriert. Laut seiner Überzeugung ließ der Geist, als er in Adams Körper einziehen sollte, erst die Seele in denselben einen Einblick thun, die hierauf den Gedanken gehabt, daß es eine widerliche, finstere Behausung sei, in der sie nicht wohnen könne, wo-

rauf der Schöpfer das Innere mit Licht beleuchtete und dem Geist alsdann einzuziehen befahl, worauf die Seele wiederholt hineinschaute und die beleuchtete Wohnstätte erblickend den Gedanken hatte, daß in derselben „keine ihr zusprechenden Töne vorhanden seien", worauf der Allmächtige zur Befriedigung der Seele die musikalischen Töne geschaffen haben soll, worauf, angezogen durch die Harmonie der Klänge, die Seele in Adams Körper zog. Diese die Seele anziehenden Töne sollen gleich denen des laut wiederholten „Soora=e=Yaseen" gewesen sein und dieses ist die Ursache der Wiederholung desselben zur Beruhigung der Seele des Sterbenden. Andere Abschnitte aus dem „Kanon=e=Islam" werden von denjenigen, die den Sterbenden umgeben, gemurmelt, wonach dem Sterbenden zum leichteren Abgang der Lebenskraft Scherbet in den Mund gegossen wird.

Sobald die Seele den Körper verlassen hat, wird dem Verstorbenen der Mund geschlossen, die beiden großen Zehen werden vereinigt und durch ein Zeug verbunden und „Aúd=Butee" (Bernstein) wird um den Körper geräuchert.

Die Beerdigung findet baldmöglichst nach dem Tode statt. Die Waschung der Leiche bewerkstelligen hierzu professionell angestellte Männer oder Frauen. Der Inhalt des Waschbehälters wird nach vollzogener Waschung der Leiche in eine hierzu hergerichtete Grube sorgfältig ausgegossen, so daß kein Tropfen verloren geht, da das Betreten desselben Unglück verheißt. Während der zeremoniellen Waschung murmeln unaufhörlich die hierzu Angestellten: „Ich bezeuge hiermit, daß es keinen anderen Gott giebt, als den allmächtigen Gott, der der alleinige ist und nichts seines Gleichen hat, und ich bezeuge, daß Ali sein Diener von ihm zur Erde gesandt worden ist." (Anstatt „Ali" wird von einigen auch „Mohammed" genannt.)

Hierauf wird die Leiche zeremoniell umwickelt. Der bei der Zeremonie gegenwärtigen Witwe des Verstorbenen wird alsdann vor mindestens zwei Zeugen die ihr vom Toten zugestandene Ausstattung übergeben. Die gegenwärtige Mutter des Verstorbenen spricht alsdann laut: „Die Milch, mit der ich dich genährt, verleihe ich dir freiwillig." Dieses thut sie, da der Gläubige der Überzeugung ist, daß er durch die genossene Milch des Weibes ihr sein Leben verdankt und

dadurch ihr obligatorisch geworden ist und durch den erwähnten Ausspruch von seiner Schuld entledigt wird.

Blumenkränze werden auf den Körper gethan, nachdem die Leiche in einen Sarg oder in eine Kiste oder auf eine Tragbahre gelegt worden ist.

Es wird hoch angesehen, den Leichenzug zu Fuß zu begleiten und überhaupt folgende fünf Achtungsbezeugungen zu erfüllen: den Sterbenden zu begrüßen, den Sterbenden zu besuchen, den Leichenzug zu Fuß bis zum Grabe zu begleiten, der Einladung zu einem Begräbnis zu folgen und das Nießen der Begleitenden mit „Gott sei uns gnädig“ zu beantworten, wenn der Nießende „Gott sei gepriesen“ gesagt hat.

Vor dem Grabe werden die vier Glaubensbekenntnisse und der Segen gesprochen. Hierauf steigt einer in das Grab und legt die Leiche mit dem Rücken auf den Boden, das Haupt gegen Norden, die Füße gegen Süden und das Gesicht gegen Mekka gekehrt. Die Tiefe des Grabes reicht bei einer Frau nur bis zum Leibe, bei einem Mann bis zur Brust. Hierauf wirft jede Person etwas Erde auf das Grab mit den Worten: „Wir haben dich aus Erde geschaffen, wir geben dich der Erde zurück und wir erwecken dich aus der Erde am Tage der Auferstehung.“ Hierauf werden Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit der Körper durch die Schüttung der Erde keine Quetschungen erleidet, das Grab wird aufgefüllt und erhält einen Hügel in Form und Zeichnung eines Fischrückens und wird in drei Längenstrichen mit Wasser bespritzt.

Nach Vollendung der Beerdigung werden im Namen des Toten und sämtlicher Verstorbenen des Begräbnisplatzes Opferspenden dargebracht und sind die Gläubigen der Überzeugung, daß während diesem Akt zwei Engel die Leichen besuchen und untersuchen und den Verstorbenen über seine Lebensweise, seinen Glauben befragen und daß er, im Falle er ein guter Mensch gewesen, die Fragen beantwortet, und wenn er ein schlechter gewesen, stumm bleibt. In letzterem Falle ist der Glaube, daß die Engel den Verstorbenen quälen und vermittelst dem „Gurzi“, einem Torturinstrumente (Geißel) der Fakire, martern.

Nach Beendigung des Leichenbegängnisses wird Reis, Salz und Geld unter die Armen verteilt, und das Zeug der Überdeckung der Leiche dem Grabgräber geschenkt, welches letzterer an jedem „Ziarat-Tage“ über das Grab deckt, und dies vierzigmal, worauf dasselbe sein Eigentum wird.

In unmittelbarer Nähe des muselmännischen Begräbnisplatzes befindet sich der alteuropäische, der unbenutzt in einem ziemlich vollständigen Verfall begriffen ist, da viele Monumente durch die Zeit teilweise verwittert oder zertrümmert sich zeigen, oder teilweise verschwunden sind.

Der Queens-Road weiter folgend, erreicht man den Malabar-Hill, auf dessen vegetationsreicher Höhe das früher schon erwähnte Palais des Gouverneurs sich befindet und auf dessen östlicher Seite der ummauerte Raum sich zeigt, in welchem die sechs Türme der Ruhe d. h. die der Leichenbestattung der Parsen sich befinden.

Die sechs Türme der Ruhe und die Parsen.

Nachdem im 7. Jahrhundert der arabische Kalif Omar Persien mit seinen Scharen überflutete und die Perser zur Annahme des Koran mit der Todesstrafe drohend zwang und auch wirklich der größte Teil der Bevölkerung sich zum Islam bekannte, floh ein Teil derselben, die treu den Vorschriften Zoroasters geblieben, Indien zu, Schutz in der gebirgigen Gegend Khorassans suchend, wo sie ca. ein Jahrhundert blieben. Als auch dorthin sich die Verfolgung ihres Glaubens zu erstrecken schien und sie wieder die Flucht ergreifen mußten, ließen sie sich auf der Insel Ormuz, an der Mündung des persischen Golfes nieder. Als auch hier die Verfolgung begann, zogen sie weiter, die Insel Diu, an der Mündung des Golfes von Kambai erreichend, wo sie eng gedrängt 19 Jahre hausten. Die Zunahme der Bevölkerung auf der Insel Diu zwang sie, im 8. Jahrhundert auf das feste Land auszuwandern, und sie versprachen dem „Allmächtigen“, wenn er sie glücklich an das Land bringen würde, ein Feuer aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an seine Gnade ewig zu erhalten.

Sie landeten glücklich in Zanjan, an der Küste des damaligen Staates Guzerat, ihre Niederlassung wurde von dem Beherrscher des

Landes unter der Bedingung gestattet, daß sie die Sprache der Gegend erlernen und reden sollten, daß sie sich verpflichten, kein Ochsenfleisch zu essen, und daß sie sowohl die spitze Kopfbedeckung der Eingeborenen, als auch die Kleidung derselben tragen müssen, daß sie keine Waffen bei sich führen dürfen, und daß sie, gleich wie die Hindus, ihre Heiratszeremonieen nur in der Nacht vornehmen sollen. Als sie auf diese Bedingungen eingingen, wurden sie über ihr Glaubensbekenntnis befragt, und ihre Antwort lautete: „Wir verehren die Sonne, die fünf Elemente und die Kuh; wir tragen ein geheiligtes Hemd, einen geheiligten Gurt um die Lende und eine geheiligte zweifaltige Mütze; wir zieren unsere Weiber mit Geschmeide und umgeben sie mit Wohlduft; wir befolgen streng das Almosengeben; wir sind achtsam auf die genügende Herrichtung von Teichen und Brunnen; wir speisen und erhalten ein ewiges Feuer und wir verrichten fünfmal täglich unser inständiges Gebet."

Dieses war die Antwort der Ankömmlinge, die jedoch nur in Hinsicht auf die vorgefundene Bevölkerung und den Wunsch, Gnade zu empfangen, formuliert war. Der wirkliche Glaube dieser handeltreibenden, höchst aufgeweckten Bevölkerung, in deren Händen nach Verlauf von ca. 12 Jahrhunderten der Haupthandel der Präsidentschaft Bombay und so viele spekulative Unternehmungen Indiens liegen, besteht in folgenden Grundsätzen:

„Sie glauben an einen alleinigen Gott und stützen das Fundament ihrer Moral auf die humane Lehre Zoroasters. Ein gutes Gewissen ist laut ihrer Ansicht das Wertvollste und die Wahrheit und Redlichkeit das Vorzüglichste. Die Tugend in allen Phasen des Lebens zu üben, ist Pflicht ihrer Lehre, desgleichen eine Pflicht, Beschäftigung industrieller Art zu suchen, um durch dieselbe die Unschuld des Gemütes zu erhalten, und vor dem Müßiggang, der das Element der Verführung ist, sich zu bewahren. Die Philanthropie, die Gastfreundschaft und der Wohlthätigkeitssinn sind streng befohlene Pflichten ihrer Glaubensgenossen. Ihre Gebete verrichten sie laut, womöglich am Ufer eines fließenden Gewässers oder am Meeresstrand, mit Blumen das fließende Element beschenkend. Sie glauben an ein Paradies oder wörtlich übersetzt an einen „Park der Wonne"

und an eine Hölle, oder wörtlich übersetzt, an einen „öden Platz der Qualen."

Sehr sonderbar und bemerkenswert ist die Bestattung der Toten dieser intelligenten Rasse. Etwa 40 000 Parsis sollen in der Präsidentschaft Bombay gezählt werden. Ich hatte die Gelegenheit, während meinem Aufenthalt in Bombay einer solchen Zeremonie beizuwohnen.

Wie schon erwähnt, liegt der umfangreiche, von einer Mauer umgebene Platz auf der östlichen Seite des Malabar-Hügels. Eine schmucke, gewölbte Pforte führt in den Raum und mehrere Inschriften verschiedener Sprachen deuten klar auf das Verbot des Einganges, für jeden der kein Parsi ist. Dieses Verbot war ein kürzlich erst erlassenes, und das infolge der unstatthaften Aufführung dünkelhafter Besucher, die den Ort eher zur Belustigung oder zu sinnlichem Vergnügen, als zur Betrachtung betraten. Der Aufgang, ca. $^1/_2$ Meile lang bis zur Pforte, ist anmutig und pittoresk und die Stufen, die den Gang im dunkeln Basalt des Hügels bilden, sind sorgfältig gemeißelt und die hin und wieder vorkommenden terrassenförmigen Abstufungen umfassen immergrüne, meist blühende tropische Gewächse verschiedenster Art in zierlichen Gruppen unter sorgfältigster Pflege. Dieser Gang oft unter dem Schatten üppiger Palmen ist der geheiligte Weg des Leichenbegängnisses in ernsthafter Prozession.

Der Besucher, nachdem er die Erlaubnis zum Eintritt erhalten, die gerne gestattet wird, wenn man ein achtungsvolles Benehmen zeigt, tritt durch die Pforte in einen kleinen Hofraum, von welchem aus er einige Stufen steigend rechts das alte „Suggreh" erreicht, welches ein niedriges Gebäude auf Säulen ruhend darstellt, offen nach allen Seiten ist und in welchem die Gebete für den Verstorbenen verrichtet werden. Die Ursache, daß das Suggreh höher als der Hofplatz liegt, ist die Befürchtung, daß die Blicke Ungläubiger, die möglicherweise in dem Betraume sich befinden, die Leichenprozession in ihrer Heiligkeit entweihen könnten.

Unweit des alten Suggreh ist das von einem reichen Parsi erbaute neue umfangreichere. Das ewige Feuer befand sich zu meiner Zeit noch im alten, und das auf einem altarartigen Stein, der den einzigen Gegenstand im Raume bildete. Von der Höhe des Suggreh

übersieht man die ganze Umgegend. Dem neuen Suggreh folgt der Garten mit schattenreichen Baumgruppen und auffallendem Reichtum an wohlduftenden Blumen und Blüten, unter denen die Flora der Rosen namentlich eine bemerkenswerte war. Die sauber gehaltenen Wege der Anlagen sind mit kostspieligen Ruhesitzen, meist mit gußeisernen Bänken versehen, auf denen die trauernden Anverwandten und Freunde, ihrer Verstorbenen gedenkend, oft stundenlang in der wohlduftenden grünenden Umgebung rasten. Diesem Garten folgt, auf dem höchsten Punkt des ummauerten Raumes, eine parkartige Grasfläche, in der die sechs Leichentürme sich befinden. Diese Türme sind zirkelrund, ca. 30' im Durchschnitt, und ca. 35' über dem Boden hoch, massiv mit einer ca. 3' dicken Mauer erbaut. Diese cylinderartigen Behälter, die oberhalb offen sind, bilden innerhalb drei Zirkelabteilungen, von denen die eine für die Männer, die zweite für die Frauen und die dritte als zentrale für die Kinder bestimmt ist. Die Scheidemauern dieser Abteilungen reichen nur bis zur Höhe des später erwähnten Einganges in den Turm und nicht bis zur Höhe der Umfassungsmauer. Über diesen Abteilungen ruhen die sauber gemeißelten und polierten sogen. Leichensteine. Diese Cylindertürme haben nur eine verschlossene Seitenöffnung, die den schmalen Eingang für die Leiche bildet und die nur während eines Leichenbegängnisses und während der zeremoniellen Dauer derselben und nur von den Leichenträgern benutzt werden darf. Zum Erreichen dieser Öffnung befindet sich ein Steindamm nebst einer Stufe, der jeden Turm umgiebt, ca. 30 Schritt vom Turme an sich ausdehnt und mit seinem Auslauf die Grenze bezeichnet, bis zu der man demselben sich nähern darf und die nur, wie schon gesagt, die Träger mit der Leiche überschreiten dürfen. Der Tote wird von diesen nach kurzer Rast zur Beschau am Beginn des Dammes, durch die schmale Öffnung in den Turm gebracht und, nachdem er von seiner Umhüllung befreit, auf den Leichenstein gelegt. Hierauf sieht man sofort, nachdem die Öffnung wieder geschlossen worden ist, die zahlreichen Geier erscheinen, die, dem Auge unsichtbar, den Körper des Verstorbenen verzehren und die Stätte nicht eher verlassen, als bis vom Körper nur das Gerippe nachgeblieben ist, welches die Leichenbestatter oder Träger in die resp. Abteilung betend hinab-

werfen, wo sich die Knochen in dem unterirdischen umfangreichen Behälter zersetzen um in der Tiefe des Erdgrundes sich zu verziehen, oder zu verdunsten. Sehr merkwürdig ist der Anblick der Geier nach Vollendung ihres Werkes, durch ihre alsdann auffallende Schwerfälligkeit, da sie sich hierauf kaum bewegen können. Die hin und wieder ausgesprochene Ansicht, daß diese Geier und ihre Begleiter die zahlreichen Raben, die Leiche dadurch entheiligen, daß sie in der gierigen Hast Teile des Körpers und Knochen desselben in die Umgegend entführen, ist eine vollständig irrtümliche, da es nie vorkommt, weil die Vögel überhaupt keinen ungestörteren Raum zu ihrer Mahlzeit finden können als im Turme selbst. Wie mir glaubwürdige Parsis gesagt, soll es erstaunlich sein, wie unverletzt die Geier das Gerippe hinterlassen und wie sie es verstehen, den Körper bis auf das Geringste vom Fleische zu befreien. Wenn dieses geschehen, nehmen sie erst im Kreise die Zinne des Turmes kreischend ein, und fliegen alsdann auf die benachbarten Palmen, wo sie ihre gewaltigen Flügel bewegend und sich putzend, sichtbar befriedigt ihre Siesta halten. Hierbei wäre zu erwähnen, daß diese Vögel, im Glauben der Parsis, keinen heiligen Charakter tragen, sie sehen sie nur als ein Werkzeug an, um ihre Leichen vor der Verwesung zu behüten und um die Gegend vor den Ausdünstungen zu bewahren, was ihnen hierdurch auch vollständig gelungen ist, da die Behausung ihrer Leichen nur der aromatische Duft einer reichhaltigen Flora charakterisiert.

Der Parsi glaubt, daß die Seele des Verstorbenen nur wenn sein Körper nicht in Verwesung übergegangen ist, je nach seinem Leben, entweder zum Himmel oder zur Hölle fährt. Daher wird er gleich nach eingetretenem Tode gereinigt, gewaschen und sofort zum Platz der Türme übergeführt, und wenn dieses vor dem Eintreten der Dunkelheit nicht geschehen kann, so findet es in frühester Morgenstunde am folgenden Tage statt.

Der gründlich gereinigte Körper wird weiß gekleidet und Gebete werden im Hause des Verstorbenen von den daselbst versammelten Gliedern der Familie und Freunden verrichtet. Nach vollendeter Reinigung darf keiner die Leiche berühren. Die weiblichen Glieder werfen einen letzten Trauerblick auf den Verstorbenen sobald er auf

der Totenbahre liegt und bis auf das Gesicht, welches frei bleibt, mit einem weißen Leichentuch überdeckt worden ist.

Hierauf wird die Bahre von den hierzu bestimmten Trägern zum Berg getragen. Die dem Leichenzug Folgenden dürfen kein Fahrzeug benutzen, sondern müssen den Gang zu Fuß machen. Die Frauen trauern in schwarzer Kleidung, folgen dem Zuge nicht, und dürfen erst nach vollendeter Bestattung des Verstorbenen den Platz der Türme zur Verrichtung ihrer Gebete besuchen. Die Männer trauern in weißer Kleidung, und diejenigen, die die Prozession bilden, folgen paarweise, weiß gekleidet, nebst weißer Kapuze über dem Haupte, und sind, als Zeichen der innigen Gemeinschaft, durch weiße Trauerbinden mit einander verbunden.

Ernst und schweigsam folgt die Prozession der Bahre, langsam bis zu den Stufen des Malabar-Hill. Die Besteigung der Stufen erfordert eine Viertelstunde. Oben angelangt, tritt zeremoniell der Priester in das Suggreh, welches gefüllt und umringt von Leidtragenden ist, und die Gebete beginnen, während die Prozession langsam zu dem bestimmten Turme schreitet. Vor dem Anfang des früher erwähnten Steindammes, der den Turm umgiebt, wird die Bahre niedergelegt und die Begleitenden werfen den letzten Blick auf das unbedeckte Antlitz des Verstorbenen. Hierauf wird das Gesicht bedeckt und die Bahre nebst Leiche wird durch die schmale Öffnung in den Turm zur Vernichtung getragen.

Den 190' über dem Spiegel des Ozeans sich erhebenden „Malabar-Hill" verlassend, entfaltet sich ein prachtvolles Bild der Stadt Bombay, die auf einer Insel liegt, und ihrer schönen Umgebung, deren Vielseitigkeit in den sich entfaltenden Zeichnungen eine bemerkenswerte ist. In südlicher Richtung zeigt sich das glitzernde Fort, und malerisch, in dessen Hintergrund das Kantonnement, Kolaba als südlichster Punkt der Insel, die Bak-Bay und ihre Umgebung, und in weit ausgedehnter Fernsicht der Glanz der arabischen See. Die unmittelbare Umgrenzung der dicht gedrängten indigenen Stadt bilden die blendendweißen Mauern der zahlreichen Bungals und Regierungsgebäude, und über diese hinweg das üppige Grün der teilweise noch nicht verwüsteten Palmenwälder und zahlreiche Tempel in ihrer bunten

Bauart, unter denen derjenige von „Mahalakschmi“ namentlich zu erwähnen ist.

Bombay ist wie gesagt auf einer Insel erbaut, die durch einen Damm mit der Insel Salsette vereinigt ist, die wiederum durch einen Damm mit dem festen Lande verbunden, über den die Bahnlinie führt, wodurch die Insel, oder richtiger die Inseln, zu einer Halbinsel umgestaltet worden sind. Desgleichen war auch der südlichste Teil derselben, Kolaba, eine Insel für sich gewesen, die gegenwärtig vereinigt mit Bombay eine bildet und auf der die Kasernen der europäischen Truppen, das meteorologisch-astronomische Observatorium, das Arsenal, der Leuchtturm, die Signalstation und die Irrenanstalt sich befinden. Die Länge der ganzen Insel Bombay incl. Kolaba ist 15 engl. Meilen, und die Maximal-Breite 3 engl. Meilen.

Der Name der Insel stammt vom Prädikate der Göttin Devi, „Mahima“ d. h. Großmutter ab und trägt augenblicklich noch in nördlicher Richtung ein Dorf den Namen Mahim. Aus diesem Prädikate der Göttin entstand die Benennung „Mumbai“, später auf Bumbain ausgeartet und von den Engländern Bombay ausgesprochen. Die Glaubwürdigkeit dieser Annahme bestätigt der Tempel „Mamba-Devi“, der zur Zeit der englischen Annexion der Insel auf der Stelle der jetzigen schmucken Esplanade des europäischen Stadtteiles sich befand und unter dem Namen „Buleschwar“, d. h. Gott der Einfalt, einem Prädikate des Gottes Siva, in die Nähe des Bhendi-Bazar übergeführt worden ist.

Nach dem Fall der Macht der Portugiesen stürzte auch die Stellung Goas, des damaligen Haupthandelsplatzes derselben, und von der Zeit an begann 1773 Bombay sich zu seiner jetzigen Stellung auszubilden und 1820 unter dem Gouverneur Elvingston zu erblühen.

Die gegenwärtige Präsidentschaft Bombay wird in drei Teile geteilt, den nördlichen mit 7 Steuerbezirken, den südlichen mit 9 und den Sind mit 5, und nimmt mit ca. 17 Millionen Einwohnern ein Areal von 124 461 engl. □Meilen ein. Außerdem rechnet man zur Präsidentschaft einige quasi selbständige indigene Guzerath-Staaten im Norden und Maharatten-Staaten im Süden, die mit ca. 10 Millionen Einwohnern ein Areal von 360 252 engl. □Meilen umfassen; die

nur dem Namen nach selbständig sind und unter denen der hauptsächlichste derjenige von Baroda im Norden ist.

Die Bevölkerung der Präsidentschaft und der zahlreichen Inseln, die zu derselben gehören, bilden 5 ausdrücklich verschiedene Rassen: 1) Die Bulschainen, aus denen sich die indigenen Doktoren ausbilden. 2) Die Pathanen, die namentlich als Schreiber, Beamte und überhaupt Schriftsteller fungieren. 3) Die Wadvalen, die meist Tischler, Baumeister und Gärtner sind. 4) Die Pandhalier, die als Palmwein-Zubereiter erscheinen, und 5) die hauptsächlichste der Kolis, die Fischer sind und sich als die Ureinwohner des Landes ansehen, da die vorher genannten erst mit der Invasion des Hindu-Prinzen „Bimb-Radjah" eingetroffen waren; demungeachtet scheint dieser Glaube irrtümlich zu sein, da sich im von Bombay nach Süden ziehenden bewaldeten Gebirge der Ghats, die sogen. „Pulias" im noch verwildertem Zustande zeigen, die, durch eine auffallend dunklere Hautfarbe, und ihre vollständige Absonderung von den anderen Rassen, unzweifelhaft den Typus einer mit Gewalt verdrängten Urrasse darstellen. Man findet dieselbe außerhalb des genannten Gebirges auch in den übrigen Strecken der Herrschaft Guzerat und Maharat in den dichten Waldungen, ein scheues, fast tierisches Leben führend.

In der Stadt selbst bilden die Bevölkerung außer den eben genannten Rassen die zahlreichen „bramanischen Hindus" als die direkten Nachkommen der Arier, die Muselmänner als Söhne des Sem und als Nachkommen der Eindringlinge und Beherrscher Indiens des 10. und 15. Jahrhunderts, die Portugiesen als „hindu-portugiesische Rasse", und die sog. „Parsis", die Nachkommen der schon erwähnten Flüchtlinge aus dem Iran die meist Priester gewesen waren, die sich als die Nachkommen der Midianiter d. h. „des Midian, eines Sohnes Abrahams mit der Ketura" rechnen und die gegenwärtig den Handel Bombays vollständig in ihren Händen haben und in gewisser Art der europäischen Zivilisation zugänglich sind, obgleich sie in vielen Beziehungen die standhaftesten Erhalter ihrer urväterlichen Sitten und Gebräuche sind und gleichwie die Hindus ein klares Bild orientalischen Wesens aufweisen. Man trifft dieselben, mit dem edlen Typus, der sie charakterisiert, hauptsächlich in Bombay und in Surrat, jedoch zieht sich

ihr Wirkungskreis über die ganze Halbinsel, und das von Jahr zu Jahr progressiv zunehmend; erstaunlich ist der Wohlthätigkeitssinn den sie entfalten, denn auf Schritt und Tritt trifft man nicht nur in Bombay, sondern auch in ganz Indien kostspielige Einrichtungen zu diesem Zweck, und stellt man an sie die Frage: welche Ursache sie zu diesen großen Opfern bewegt? so erhält man zur Antwort: „Dieses Land ist unser. Unsere Väter haben in demselben gelebt, wir sind hier geboren und wollen gleich wie unsere Vorfahren hier sterben. Daher ist es natürlich, daß wir unseren Nachkommen etwas hinterlassen, was ihnen zum nachahmungswürdigen Beispiel dienen soll, denn wir sind hier anders an den Boden des Landes gefesselt als der Engländer, der nur hier ist, um für sich Reichtümer zu sammeln und der Welt sein Geld zu zeigen. Der Engländer ist nur für eine kurze Zeit erschienen, um, reich geworden, wieder in sein Vaterland zurückzukehren und daselbst wahrscheinlich dasselbe zu thun, was wir in unserem Vaterlande erstreben, nämlich die Wohlfahrt der Nachkommen zu gründen!" Dieser Ausspruch charakterisiert das gefühlvolle und echt philanthropische Wesen dieser rastlos thätigen Rasse.

Ausflug zur Elephantha-Insel.

Nachdem während der Nacht Moschusratten in meinem Zimmer ihre Liebeslust entfaltet und einen verpesteten Geruch hinterlassen hatten, weckte mich eine Schar Sperlinge, die auf meinem Tische munter ihr Wesen trieben und die Ursache waren, daß ich schon um 6 Uhr mich nebst gefülltem Speisekorb zum Hafen fahren ließ. Am Hafen d. h. dem „Palo Bender" angelangt, mietete ich ein Hinduboot mit kleinem Segel, um mich zur Felseninsel hinüberfahren zu lassen, die hindostanisch „Garapuri", d. h. Felsen der Reinigung genannt wird und der durch die Portugiesen der Name „Elephanthi" gegeben worden war, und dieses infolge eines gigantischen aus Stein gemeißelten Elephanten, der früher vor dem dortigen Tempel sich befand, dessen Reste 1864 nach Bombay gebracht worden und vor dem Museum im Viktoriagarten zu sehen sind.

Bis zur Insel sind 6 engl. Meilen. Da die Luft windstill war, so konnten keine Segel gebraucht werden und meine 4 Mann

brachten mich in 3 Stunden rudernd hinüber. Das flache Ufer und die seichte Umgebung der Insel gestattete das Landen nicht, demnach mußte ich den nackten Buckel eines Hindu besteigen und gleich meinem Diener hinübergetragen werden.

Die Insel hat einen Umkreis von 4 engl. Meilen und bildet eine an Vegetation üppige Felsenmasse. Gelandet, trifft man zuerst einige Hütten, die Fischern gehören; an denen vorbei, beginnt man die Besteigung des Berges, zu dessen Höhe uralte Stufen führen, die breit, kunstvoll gemeißelt, jedoch durch das Bombardement der Portugiesen im 16. Jahrhundert und durch den Einfluß der Zeit sich teilweise nur noch als Ruinen zeigen, dabei deutlich den Eindruck eines vollendeten Meisterwerkes in gigantischem Maßstabe erwecken. Von beiden Seiten wuchern die verschiedenartigsten tropischen Gewächse, in deren Gewirr zahllose Affen ihre munteren Scherze treiben und in welchem unglaublich mannigfaltig und zahlreich die Schlangenwelt haust. Sehr auffallend sind die Goldwanzen, die schimmernd die Steine und Blätter belegen; sie phosphorisieren glänzend so lange sie leben, verlieren den Schimmer und erhalten eine matte Bronce-Farbe sobald sie tot sind. Alsdann erreicht man eine kleine Fläche, auf der der früher erwähnte, aus Stein gemeißelte Elephant mit einem Tiger auf dem Rücken gestanden haben soll. Von dieser Stelle aus folgt ein steiler, sich windender Pfad durch den dichten Schatten einer üppigen Vegetation und oft an Abhängen vorbei bis zur Spitze des Berges. Nachdem man zwei Drittel der Anhöhe erstiegen, gelangt man zu einer Esplanade mit weiter Aussicht, wo ein Wächter und ein Polizeibeamter den Besucher empfangen, von ihm einen halben Ruppie Entree verlangen und zum Hause des Wächters führen, wo man auf einer weiten luftigen Veranda sein mitgenommenes Mahl verzehren kann.

Im Hintergrund der Esplanade liegen die Grotten oder richtiger gesagt der ca. 3000 Jahre alte, hindostanische „Tempel Garapuri“.

Der Raum besteht aus einer umfangreichen, 135' langen Halle, die in den Felsen hinein derartig ausgehauen ist, daß zwei Säulengänge gebildet worden sind, die den Raum in drei Teile trennen. Die schmucken Säulen sind ca. 14' voneinander entfernt und sind 2 bis 3' im Durchmesser stark. Die Umfangsmauer zieren gigan-

tische Gottheiten, die aus dem Felsen entweder freistehend, oder in denselben — en relief — gemeißelt sind. Die Arbeit ist durchgehends eine kunstvolle, und obgleich durch das Bombardement der Portugiesen im Beginn des 16. Jahrhunderts und infolge der Zeit teilweise in Trümmer geraten oder verwittert, so zeigt dieselbe noch deutlich eine kunstvolle Meißelung, in den Darstellungen richtige Proportionen und einen auffallend freundlichen Ausdruck der Gesichtszüge. Eine der hauptsächlichsten ist die aus dem Felsen im Zentrum der Halle gemeißelte Gottheit, eine 19' hohe, sitzende, mit einem Haupte von drei Gesichtern und sechs Armen vollendete Gestalt, die von vielen als das „Trimurti" oder „die hindostanische Dreieinigkeit der Götter Brahma, Vischnu und Siwa", von andern als „die Gottheit Siwa im dreieinigen Verbande Brahmas, Vischnus und Ramas" angesehen wird, da Siwa in den Tempeln, die demselben gewidmet sind, oft mit drei Gesichtern dargestellt ist.

Wie dem auch sei, so bleibt es sicher, daß diese gigantische Arbeit im altbrahmanischen Sinn die allegorische Koalition der drei Hauptelemente der Schöpfung im richtigen Begriffe des „Trimurti der Vedas" darstellt, d. h. die der schaffenden, der erhaltenden und der vernichtenden Kraft der Natur. Die drei Gesichter des Kopfes sind sehr verschieden, und obgleich mit geschlossenen Augen, so tragen dieselben in sprechenster Weise deutlich die Züge der ihnen beigemessenen Eigenheit.

Rechts von dieser Gruppe befindet sich das gemeißelte Bildnis einer halb männlichen, halb weiblichen Gottheit; sie lehnt die Hände auf einen Stier und wird von einigen als die Darstellung Siwas, von andern als die Vischnus angegeben, und der letztere Fall erscheint mir der glaublichere, da Vischnu gewöhnlich mit dem Stier vereinigt dargestellt wird. Unweit von demselben — als Basrelief — erscheint Siwa nebst seinem Weib Parwati; von dem gewaltigen Haupte der letzteren strömen bildlich die drei Flüsse Ganges, Sursati und Jumna. Außer den genannten Gottheiten trifft man noch verschiedene Darstellungen, die meist als unkenntlich verwittert sich zeigen. Leidwesen erweckt im allgemeinen der Anblick der Verwüstung, die die Besucher des Ortes durch Abbrechen von Stücken zur Erinnerung hervorgerufen haben.

Über dieser Halle sind die Felsenzellen der früheren Mönche mit steinernen Ruhelagern und ein Zentralraum, der bemerkenswert ist, da an einer Stelle des Bodens desselben eine Steinplatte sich befindet, an der der Wiederhall des geringsten Geflüsters im Tempelraum ein derartiger ist, daß jedes Wort, welches unten in der Halle gesprochen wird, an dieser Stelle verständlich ist. Unter dem Felsentempel liegt ein vulkanischer See, der sich eine Meile weit erstrecken soll, und dessen Wasser, da es durch den Felsen filtriert, trinkbar und auffallend frisch ist.

Meine Rückkehr von der Insel fand obgleich mit Segel, so doch nicht geschwinder statt. Ich verließ nämlich dieselbe um 1 Uhr und traf um 4 Uhr in Bombay ein. Für die Fahrt hatte ich nur 4 Rupien zu bezahlen.

Ausflug nach Goa.

Goa liegt ca. 260 engl. Meilen südlich von Bombay, am westlichen Ufer der ostindischen Halbinsel, und ist die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs der portugiesischen Besitzungen. Die Verbindung findet entweder mit Dampfern der britisch-indischen Kompanie oder mit hindostaner Schoonern statt oder aber über Land, durch die üppige Vegetation des Gebirges der westlichen Ghats, die die dankbarste, jedoch eine zeitraubende und beschwerliche ist.

Die Dampfer erfordern 24 Stunden, die Schoner bis 3 Tage zur Überfahrt. Ich wählte den Dampfer, der wöchentlich einmal die Fahrt bewerkstelligt und nahe dem pittoresken Ufer ziehend den Anblick üppigster Szenerieen ermöglicht. Namentlich sind es die Kokospalmen, die oft bis scharf an das Ufer der arabischen See treten und im Gemenge mit verschiedenen tropischen Pflanzen, eine erstaunliche Üppigkeit entfalten. Abgesehen von der Flora, ist es das Gebirge, welches in blauer Färbung, unter üppigster Vegetation und oft grotesken Formgebilden seiner Höhen, einen unvergeßlich großartigen Hintergrund der grünenden Küste bildet. Was außer den tropischen Naturerscheinungen die Küste namentlich charakterisiert, sind die zahlreichen Banner, die hier und da erscheinen und den souveränen Besitz kleiner Fürsten des Landes bezeichnen sollen, die nur dem Namen nach selbständig, da sie

in Wirklichkeit meist nur arme Großgrundbesitzer sind, die willenlos sich unter der monopolisierenden britischen Oberhoheit befinden.

Goa liegt auf einer Insel, die zwei Arme des in die arabische See mündenden Mandara bilden. Die 1479 entstandene Stadt besteht gegenwärtig aus zwei Teilen, von denen jeder auf einer Insel liegt, die durch einen ca. 3 engl. Meilen langen Damm verbunden sind, und von denen der eine „das alte Goa“ und der andere „das neue Goa“ oder Pandjim genannt wird. Die alte Stadt liegt in Ruinen, die von einer unbeschreiblich üppig wuchernden Vegetation umgeben sind und noch den deutlichen Beweis der einstmaligen Blüte des Ortes und des bedeutenden Wohlstandes der damaligen Zeit liefern. Der neue Teil mit seinen weißen, ziemlich umfangreichen Gebäuden und breiten Straßen bildet den Hafenort und den Sitz des Gouverneurs resp. portugiesischen Vicekönigs, dessen Palais ein gewaltiges Bauwerk darstellt und 1510, als Albuquerque Goa eroberte, befestigt und zum Regierungssitz erkoren wurde.

Abgesehen von der Bevölkerung, die in beiden Teilen eine höchst interessante ist, bleibt für den Besucher die Altstadt der hauptsächlichste Punkt der Anziehung. Hier findet man kirchliche Bauwerke auffallendster Pracht, die sich, obgleich in Ruinen verfallend, mit den hervorragendsten Monumenten Europas messen können. Das hauptsächlichste Bauwerk bildet die Kathedrale zum heiligen Kajetan, die nach dem Modell der St. Peterskirche in Rom erbaut worden ist. Alsdann wäre das Augustiner-Kloster mit seinem Reichtum an Säulengängen, Galerieen, Hallen und Mönchszellen zu erwähnen, deren glanzvoller Zustand in vergangener Zeit sich noch deutlich erkennen läßt. Die Dominikaner-Kirche, die der Karmeliten und Franziskaner nebst ihren Klöstern bilden monumentale Bauwerke. Sehr schmuck und großartig erscheint die Jesus-Kirche, die in Form eines Kreuzes erbaut und in sich die Reste des heiligen Franziskus Xaver birgt, dessen reichvergoldeter, kupferner Reliquien-Schrein auf einem kunstvoll aus italienischem Marmor gemeißelten Altar ruht, den eine massive silberne Umzäunung faßt. In dem Marmor des Altars ist die Lebensgeschichte des unter der Kirche bestatteten, thatenreichen Missionärs gelungen skulptiert.

Bis 1759 war Goa der Hauptthandelsplatz des ostindischen Exportes, und nachdem 1791 die Briten durch Kanalisierungen die klimatischen Verhältnisse des bis dahin ungesunden Bombay gebessert und den Haupthandel hingezogen hatten, fiel das schon seit 1759 kränkelnde Goa vollständig und überließ Bombay seine bis dahin gewaltige Stellung im Handel Ostindiens und verlor nicht nur dieselbe, sondern auch seine sanitäre, da allmählich die indische Malaria und andere fieberhafte Erscheinungen sich auch bei ihr einbürgerten.

Die Bevölkerung Goas bilden Hindus, Kastiris (Abkömmlinge der früher eingewanderten Portugiesen), Mestizen (Abkömmlinge von Europäern mit indigenen Frauen), und Moplas (Nachkommen der vor den Portugiesen eingewanderten Araber). Die Bevölkerung ist, was die Religion anbelangt, zweidrittel christlich, und den Rest bilden Brahmanen oder Mohammedaner. Charakteristisch sind die zahlreichen Mönche, die unter den Hallen der Kathedrale und der übrigen Kirchen sich zeigen.

Von Bombay kommend, erstaunt man besonders über den verschiedenartigen Geist der Bevölkerung und über die auffallend üppige Vegetation nicht nur der Altstadt Goa, sondern namentlich der ganzen Umgegend. In Bombay ist freilich alles geregelt und geordnet, die Stadt und ihre Umgebung zeigt gut erbaute und gehaltene Straßen und Wege. Die Bevölkerung Bombays jedoch trägt gleich wie die Vegetation den Stempel des Gedrücktseins und der Unzufriedenheit durch den Import einer gewissen unnatürlichen Beeinflussung und denjenigen einer sozusagen die Naturkräfte des Landes rastlos verwüstenden und aussaugenden Thätigkeit. Bombay charakterisiert ein gehässiges, sozusagen britisch-indisches Kastenwesen und eine Demoralisation, durch die die Lockerung der religiösen Grundsätze der Indigenen durch die machthabenden Eindringlinge hervorgerufen wird, die der Bevölkerung und der Vegetation des Landes ihr natürliches und daher festes Fundament nehmen, und statt dessen ein fremdartiges, der Zone unsympathisches, daher unstandhaftes geben.

In Neu-Goa oder Pandjim landend, erblickt man vor allem den prachtvollen Quai der amphitheatralisch sich erhebenden Stadt, deren Gebäude in glanzvollem Stil meist blendend weiß erbaut sind und

viele noch im Bau begriffen waren. Ein Gewimmel von Booten und Barken umgab sofort den Dampfer mit dem den Orientalen charakterisierenden, unaufhörlichem Geschnatter, welches im Verein mit demjenigen des Hafenortes ein unbeschreibliches Lärmen hervorruft. Gelandet trifft das Auge breite Straßen, in denen nicht gleich wie in Bombay reich ausgestattete Galawagen zirkulieren, sondern nur Palankine inmitten einer zahlreichen Bevölkerung. In Goa trifft man nicht das in den englischen Besitzungen so auffallende Prinzip der Absonderung der Europäer vom Indigenen. Man sieht erstere in freundschaftlichstem Verkehr mit letzterem, ohne zu befürchten oder befürchten zu müssen, durch denselben die Verachtung seiner Landsleute zu erwecken. Der Eingeborene in Goa trägt demzufolge mehr den Typus der Zufriedenheit und des Selbstbewußtseins als in Bombay, er flieht nicht den Anblick eines Fremden wie dort, und zeigt im Ausdruck seines Gesichtes demselben ein deutliches Willkommen.

Das Neu-Goa hat unstreitig ein mehr europäisches als asiatisches Aussehen. Alt-Goa trägt den Stempel eines christlich-asiatischen Ortes, dessen festungsartige Häuser, Klöster, Kirchen und Paläste jetzt in Ruinen verfallen und von wuchernder Vegetation umfaßt, ihm ein ganz absonderliches Aussehen geben.

Die Vegetation besteht aus einem außerordentlichen Durcheinander tropischer Gewächse, durch welches sich zahlreiche Bäche ziehen, oder in welchem Lagunen sich gebildet haben, die der Üppigkeit immer wieder neue Wucherkraft zuführen. Das dichte Durcheinander bilden Akazien, Mimosen, Pandanen, Pisange, Orangen, die Mango- Banian- Tek- und Tamarinden-Bäume, Palmen, unter denen namentlich die Palmyra und die „Palma gracilis“ sich befinden, üppige Gruppen der Bambou. Das Unterholz bilden Cassienarten, Kaneelstauden, Drazenen, Kardemonen, Azaleen, großblumige Jasminen, Geranien, Myrten, Daturas, Kannas, viele andere großblätterige Pflanzen, und Schilfe. Die Hochstämme und das Unterholz sind umwunden und durchflochten von „Sambak“ (indischem Jasmin), von Lianen, kletternden Bignonien (Tekoma) und von verschiedenen Pfefferpflanzen, namentlich dem „Betel“. Blütenreich, aromatisch-duftend ist die Gegend, und lieblich erscheinen die zahlreichen Dorfschaften im Schatten von Orangen-, Zitronen- und

Palmenhainen. Je näher zur Küste, um desto mehr nimmt die Kokospalme zu.

Die Strecke von Bombay bis Goa ist eine, wie gesagt, üppige in der Vegetation, und eine von Natur aus reich bewässerte Gegend, die daher eine mannigfaltige Tierwelt birgt, unter der der Tiger als Raubtier eine gefährliche Rolle spielt und im Verein mit Büffel und Elefanten, die in Scharen noch hier und da zu treffen sind, das Revier beherrscht, oft bis in die Dörfer dringt und seine Beute unter den Menschen und dem Vieh sich sucht. Namentlich sind aber die Reptilien zahlreich, und das bis 43 Arten, von der Riesenschlange (Boa) an, bis zur kleinen Manilla. Von ersterer sind Exemplare von 40' Länge gefunden worden, während die letztere mit ihrem strengen Gift so klein ist, daß sie sich im Kelche der Blumen verstecken kann, um sich aus demselben auf vorüberziehende Menschen oder Tiere zu schleudern, und die mit ihrem Biß in wenigen Sekunden tötlich wirkt. Die gefährlichste bleibt jedoch die Brillenschlange (Copra capella), die trotz ihrer Bosheit und ihrem außerordentlichen Reichtum an Gift die Malabar-Schlangenbändiger hauptsächlich zu ihren Schlangenvorstellungen gebrauchen und sie vermittelst einer Flöte, die sie im langsamen Tempo blasen, zum Tanz abrichten. Der indigene Name dieser Schlange ist „Naja".

---

2. Abteilung.

Von Bombay über Poona und Madras bis Tuticurin.

Die Strecke bis Lanowlé. — Lanowlé. — Zum Felsentempel Karlée. — Die Grotte von Baadja. — Festung Lahogúl. — Von Lanowlé bis Poona. — Rückblick auf die Bahnstrecke. — Eindrücke der Stadt Poona. — Fahrt zum Tempel der Parwaty. — Der Bund-Garten. — Die Militär-Baracken. — Sommerresidenz des Gouverneurs. — Das Nausarée-Kastell. — Temperaturwechsel und die Vegetation. — Der Tempel der Parwaty und der Peschwah von 1749.

Bevor ich Bombay in meiner Beschreibung verlasse, will ich meine Reise von Bombay nach Madras, die ich 1875 im Dezember und 1882 im Juni zum zweiten Male gemacht hatte, hier einschalten.

Nachdem ich mein Billet I. Klasse bis Lanowlé für 80 engl. Meilen gegen 10 Rupien 8 Annas gelöst hatte, verließ ich mit dem Zug um 1/22 Uhr den höchst primitiv erbauten Bahnhof und durchzog die üppige Umgebung Bombays drei Meilen bis Bayculla, bis wohin sich die Eisenbahnwerkstätten im eifrig dampfenden Betriebe ununterbrochen zogen. Nachdem wir die von üppigen Blumen umgebene Station Bayculla verlassen, zogen wir über „Chinapogly“, „Perell“ ohne zu halten bis „Dadur-Junktion“, wo die nördliche Bahn von Baroda sich mit der von Bombay verbindet.

Von Dadur-Junktion schlugen wir eine südöstliche Richtung ein und näherten uns dem nördlichen Ausläufer des Gebirges der westlichen Ghats. Es zeigte sich, nachdem wir an einem bedeutenden Steinbruch vorbeigefahren waren, üppiger Feldbau inmitten hochstämmiger Kokospalmen — Bananen (Pisang) — Orangen — Pomeranzen und Mangohainen, in denen nackte Kolis emsig ihre Arbeit verrichteten. Östlich war das Land hochhügelig, westlich flacher, jedoch stark bewachsen und einen wilden Charakter tragend. Die Bahnlinie war mit hochwüchsigen Kakteen beflanzt. Das Land, meist unter Reisbau, war teilweise durch künstliche Bewässerung überschwemmt oder schon wieder entwässert und alsdann einen lehmig-sandigen humusreichen Boden zeigend. Das Gras war fein, hochwüchsig, jedoch gelb in der Farbe. Die Berge waren meist bewachsen und die Kämme derselben zierten oft schlanke Kokospalmen in Gruppen.

Um 2 Uhr 45 Minuten erreichten wir nach zurückgelegten 21 Meilen von Bombay über die üppig grünen Stationen „Chorla“ und „Bhandop“ das reizende „Tanna“ in strotzender Baumumgebung mit zierlichen Blumen und Blüten in auffallender Pracht und Mannigfaltigkeit der Farben.

Nach kurzem Aufenthalt verließen wir das umfangreiche Dorf mit seiner überschwemmten Umgegend, deren bedeutende Schlammablagerungen nicht für einen gesunden Ort sprachen. Im sumpfigen Boden, bis über den Bauch, oft bis zum Kopf versunken, weideten oder schwelgten in der Feuchtigkeit zahlreiche Büffel, die hier zum Feldbau verwendet werden. Die Felder, die zum Reis bestimmt waren, charakterisieren die kleinen Wälle, die sie durchziehen und umkanten, und

die zur Regelung der Bewässerung bestimmt sind. Bald nachdem wir Tanna verlassen hatten, zeigten sich merkwürdig rundgeformte Berge und bald darauf durchzogen wir zwei Tunnel, und dem folgte ein mit Rot-Sandelholz, üppigem wilden Wein und Kakteen bewachsenes Gebirge mit auffallend zerwürfelten Kämmen, die oft gleich Burgen oder Ruinen erschienen oder aber spitzzulaufend gleich einem Zuckerhut geformt waren. Westlich lagen überschwemmte Felder, und dem Bhima-Flusse abwärts folgend, zogen Fischerboote. Östlich zeigten sich Felder, Grasflächen, weidende Büffel auf hügeligem, sich wellenden Terrain, meist umgeben von Wald. Der Pflug, den die Feldarbeiter gebrauchten, war der primitive Hakenpflug mit zwei Büffeln bespannt. Das Vieh erschien meist mager und verkommen. Um $^1/_4$4 Uhr erreichten wir über „Deawa" die Station „Gallian-Junktion", wo sich die nordwestliche Bahn von Alahabad und die von Nagpur mit der unsrigen vereinigten und von der aus wir die südliche Richtung einschlugen. Viel Militär harrte am Bahnhof auf den Zug von Madras, um nach Bombay zu gehen, die Männer sahen höchst müde und ermattet aus und bewiesen in jeder Beziehung den ungünstigen klimatisch en Einfluß und eine gewisse Verweichlichung. Um 3 Uhr 28 Minuten zogen wir weiter, und um 3 Uhr 45 Minuten an der Station „Budlapoor" vorbei, entfaltete sich ein noch originelleres Gebirge als das bisherige, mit noch sonderbarer zerfetzten Kämmen. Zahlreiche Büffel, Zebukühe und langhaarige Schafe waren zu sehen und viele Hüttendörfer zeigten sich in einer wilden, jedoch fleißig bebauten Gegend; namentlich verwildern den Anblick der Landschaft die zahlreichen, die Felder in kreuz und quer durchziehenden und von hohem Grase bewachsenen Wälle.

Über viele Bäche führte uns die vorzüglich gelegte Bahnlinie. Der Wald, den wir durchzogen, war ein allmählich dichter werdender und durchsichtiger und bewies deutlich den systemlosen Verbrauch desselben zum Nutzen der in Indien so gewaltig zunehmenden, mit Dampf betriebenen Einrichtungen. Namentlich fiel mir die Lückenhaftigkeit desselben auf, wenn ich seines Zustandes im Jahre 1875 gedachte, wo, als ich damals die Strecke durchreiste, er noch wuchernd in tropischer Üppigkeit stand, während 1882 diese Dichte vollständig geschwunden

oder nur stellenweise noch zu bemerken war und der Wald mehr einen Bestand krüppeliger oder unbrauchbarer Stämme und Pflanzen aufwies. Auch war 1882 im Vergleich mit 1875 das Gras nicht nur schwächer im Wuchs, sondern durchgehends lichter geworden und zeigte oft in seinen Flächen die scheckigen Stellen einer vollständig ausgegangenen Grasnarbe. Auch kennzeichnete die Folgen der maßlosen Lichtung und stellenweise sogar vollständiger Entholzung der Waldung die sichtbare Abnahme der Feuchtigkeit, indem Bäche und Flüsse, die 1875 noch reich an Wasser waren, im Jahre 1882 trocken erschienen. Freilich fand meine Reise im Jahre 1882 im Juni und im Jahre 1875 im Dezember statt, wonach die Jahreszeit auf den Eindruck einen Einfluß haben konnte, jedoch auf meine gründliche Nachfrage an authentischer Stelle wurde mir klar und deutlich gesagt, daß freilich die Jahreszeit einen Einfluß auf den Grad der Ansammlungen und Bildungen der Feuchtigkeit habe, jedoch im allgemeinen, seit der Zunahme des Dampfbetriebes und demnach derjenigen des systemlosen Waldverbrauches, die Gegend von Jahr zu Jahr dürrer, vegetationsärmer und die erforderliche Bewässerung der Felder fühlbar schwieriger geworden ist.

Um 4 Uhr hielten wir in „Narel", 54 Meilen von Bombay in einer schmuck bewachsenen Fläche gelegen, die östlich ein sich sanft hügelndes Gebirge und westlich dasjenige der Ghats mit seinen sonderlich geformten Kämmen umfaßt. Die unmittelbare Umgebung der sauber und nett erbauten Station umgab eine überraschende Blumen- und Blütenpracht und schattige Bäume, unter denen der Ficus indicus (Banyan), Akazien gewaltiger Stämme, der Mango und Palmen sich zeigten. Die Bahnlinie umkantet ununterbrochen eine wuchernde Kaktushecke. Um 4 Uhr 20 Minuten waren wir in „Kurjut". Nach einer Erfrischung im Restaurant und kurzem Halt folgten wir einem kanalartig regulierten Flusse durch eine höchst wilde Gegend und steigend drei Tunnel durchziehend. Östlich entfaltete sich ein schönes Thal, dessen Gebiet unter fleißigem Feldbau sich zeigte, westlich hatten wir eine steile Felswand, der wir unmittelbar nah vorüberzogen oder deren Felsenengen wir oft durchfuhren. Die Baumvegetation wurde zunehmend eine spärlichere.

Um 4 Uhr 45 Min. durchzogen wir $1^1/_2$ Min. lang einen Tunnel und es entfaltete sich vor uns östlich ein prachtvolles Thal und westlich ein an Schluchten reiches, wild zerrissenes Gebirge. Hierauf folgten zwei weitere Tunnel bei stets sich erneuernder wechselreicher Fernsicht. Westlich traf der Blick Steingeröll und eine an Höhlen und Grotten reiche Gebirgsformation, östlich ein an Baumwuchs armes, jedoch an Feldbau und Wasser üppiges Thal, in welchem, wo sogen. Wald erschien, derselbe meist nur aus lichtem Strauch und Gestrüpp bestand.

Hierauf folgte eine hohe, sehr lange Brücke, um 4 Uhr 55 Min. zwei Tunnel, und diesen, jetzt östlich, die steile Felswand, die wir von Kurjut an westlich gehabt hatten, und westlich entfaltete sich ein scheinbar wüstes Thal, in welchem viele langhaarige Schafe (Ziegenschafe) sichtbar waren. Bald schwand die glitzernde Felswand und an ihre Stelle trat östlich wild gewürfeltes Felsengeröll, dessen gewaltige Blöcke oft senkrechte Wände bildeten und hin und wieder Engschluchten darstellten und uns alsdann den Blick des westlich von uns liegenden öden Thales nahmen, und als wir endlich in die Enge steiler Felswände gerieten, schwand jede Fernsicht, bis westlich die Wand sich wieder senkte, während östlich die steile Böschung eine noch höhere wurde. Das Gebirge charakterisierte auf der ganzen Strecke schwarzfleckige Schattierungen, sonderbare Formen der Höhen, wilde Schluchten, die meist üppig und dicht mit Strauch, Gestrüpp, Schlingpflanzen und mit hochwüchsigen, feinen, meist gelben Gräsern bewachsen sind. Überaus prachtvoll machte sich dasselbe während des Sonnenunterganges, der das Gebirge, welches das früher erwähnte Thal umfaßt, beleuchtete und demselben in roten und gelben Nuancen eine sonderbare Färbung gab, während das Thal schon teilweise im finsteren Dunkel sich befand, wodurch ein merkwürdiges Lichtspiel entstand.

Um 5 Uhr 7 Min. erschien wieder die grauschwarze steile Felswand östlich eng an uns, und mit starker Steigung durchzogen wir sechs Tunnel mit zunehmender Schroffheit der östlichen Wand. Nachdem wir den letzten Tunnel durchfahren waren, nahm im allgemeinen die Szenerie an Wildheit der Formationen des Gebirges östlich und an Anmut des üppig bewachsenen Thales westlich zu. Es folgten

drei Tunnel mit kurzen Unterbrechungen, vor uns Prachtblicke entfaltend. Nachdem wir den letzten dieser Tunnel bei Sonnenuntergang um 5 Uhr 18 Min. verlassen, zeigte sich vor uns ein breites, herrlich beleuchtetes Thal, welches ein silberglänzender, an Kurven reicher Fluß durchzog und das mit dem früher erwähnten, westlich liegenden öden Längenthal verbunden war. Um 5 Uhr 25 Min. Halt vor „Rivers-Station“, von der aus wir nach 10 Min. Aufenthalt rückwärts mit starker Steigung fuhren, zwei Tunnel durchzogen und um 5 Uhr 47 Min. das wildgebirgig gelegene „Khandalla“, 78 Meilen von Bombay entfernt, erreichten, dessen Umgebung nur spärlichen Baumwuchs zeigte. Nach kurzem Halt zogen wir weiter, meist durch Felsenengen bei höchst wilder Gebirgssicht und spärlicher Vegetation, 2 Meilen bis „Lanowlé“ (ausgesprochen Lanaulé), wo wir um 6 Uhr 10 Min. nach zurückgelegten 80 engl. Meilen von Bombay eintrafen.

Lanowlé liegt auf der Höhe des Bhore-Gat, 2250′ über dem Spiegel des Ozeans. Die Dunkelheit gestattete keine Aussicht. Der Bahnhof war englisch weitläufig angelegt, klein und auffallend spärlich beleuchtet, da eigentlich nur das Licht des Speiselokales die einzige Beleuchtung war. In letzterem war eine kopiöse Mahlzeit für die Passagiere aufgetischt.

Drei flinke Buben übernahmen mein Gepäck, welches bald auf ihre Köpfe getürmt war, und Sprüche murmelnd marschierten sie im Finstern bei vielfältigem Geheul der Schakale und intensivem knurren der Hyänen dem Hotel des Ortes zu, welches ein Parsi hielt. Finsternis einer echten ägyptischen Nacht herrschte auf dem Wege und Finsternis und Grabesstille im geräumigen Hause, als wir es auf dem ziemlich unebenen Wege oft stolpernd erreichten.

Kaum eingetreten, entstand wie durch Zauber helles Licht in dem bisher gleichwie verlassen erscheinenden Hause und unglaublich rasch und zuvorkommend wurde mir eine gediegene Mahlzeit gereicht. Sie bestand aus einer stark gepfefferten, jedoch kräftigen Nudelsuppe, Lammkoteletts vorzüglichster Art, Hühnerbraten, und das gebraten wie es vernünftige Leute thun, mit Niere und Leber, verschiedenen Cörry-Zubereitungen, Käse und vorzüglichem Bier. Der Gastwirt, eine zuvorkommende Persönlichkeit, suchte das Gemütliche der Mahlzeit durch

4*

seinen wohlwollenden, herzlichen Blick und mit dem wiederholten Zuspruch, gehörig einzugreifen, zu erhöhen.

Das Zimmer, welches mir zur Nacht angewiesen wurde, war natürlicherweise orientalisch-gemütlich, d. h. europäisch-ungemütlich, indem alles in demselben ziemlich zerfetzt und wie gewöhnlich in Indien ölig sich zeigte, doch für hiesige Verhältnisse sauber und gut zu nennen war, und ich konnte, da das Bett ein festes Moskitonetz überzog, trotz der lästigen Mückenwelt, der Milliarden von Kokrotsche (Schwaben), Skorpione, Tausendfüßler und verschiedenartigster Spinnen, Motten und anderer Insekten auf eine gute Nacht rechnen. Nachdem ich zum folgenden Morgen um 5 Uhr mir ein Pony zum Besuch der Karlee-Grotten bestellt hatte, streckte ich mich auf mein hartes Lager, bei Geheul, Geschnatter, Gezisch und Geklapper der mannigfaltigen Nachttiere der Gegend, zum wohlverdienten Schlaf.

Nach einer vortrefflich zugebrachten Nacht, und das unter wollenen Decken, da die Temperatur, als ich um 6 Uhr erwachte, nur 59° Farh. war, für Indien eine außerordentliche Frische, trank ich einen vortrefflichen Kaffee und bestieg um ½7 Uhr das schon bereit gehaltene Pony, welches ein recht nettes, jedoch auf den Füßen unsicheres Rößlein war.

Ich folgte in südlicher Richtung bei gutem Wege einer schattenreichen Allee 4 Meilen bis zum Dorf Karlee, welches ich erst in einer Stunde erreichte, da mein Begleiter zu Fuß nebenbei trabte. Vom Dorf kehrte ich über Feld, Steingerölle und Gräben westlich ca. eine Meile dem kahlen, finsteren Gebirge zu und machte dieses, der Unsicherheit des Pferdes, wegen zu Fuß.

Nachdem ich die eine Meile lange Fläche überschritten, erreichte ich einen heiligen Teich, dessen Wasser eine üppig grüne Farbe zeigte, da die Oberfläche mit schwimmenden Gewächsen dicht belegt war. Hier begann um 8 Uhr die Steigung, und in einer halben Stunde erreichte ich den Grottentempel. Die weglose Steigung war eine überaus beschwerliche, die Mühe jedoch und der hervorgerufene Schweiß wurden reichlich durch den imposanten Anblick des in der Farbe grauen, in den dunkeln Felsen meisterhaft gehauenen Tempels Buddas entschädigt.

Vor dem Haupteingang liegt rechts eine Kapelle, vor der, als ich eintraf, ein Eremit oder Büßer, dessen Körper vollständig mit Asche bestrichen war, seine Liturgie resp. Hymnen las.

Vor dem Eingang erblickt man auf jeder Seite drei Elefanten-Vorderteile, die als Relief in Lebensgröße aus dem Felsen gemeißelt sind. Leider sind diese Kunstwerke durch Erinnerungssammler und frevelhafte Hand stark mitgenommen.

Die totale Länge des Raumes beträgt 102' 3", die Breite 45' 7", die Zentraltempelhalle hat eine Länge von 81' 3" und eine Breite von 25' 7". Diese Halle ist von den Umfangsmauern von beiden Seiten durch doppelte Säulengänge, und am Schluß der Länge durch den Raum des Leichen-Verbrennungsofens geschieden. Jede Reihe der Gänge bilden 15 Säulen, die in gefälligen Proportionen und kunstvoll gemeißelt sind.

Der Tempel, der der Vermutung nach im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt entstanden sein soll, erweckt einen ernsten Eindruck, und ist in jeder Beziehung wert, ein Bethaus genannt zu werden. Durch die Proportionen, durch die infolge der gelungenen Akustik desselben hervorgerufene Resonanz, durch die auffallende Stille der Umgebung fühlt unwillkürlich der Geist des Menschen beim Eintritt in die Halle sich erhoben zu dem Dasein des geistigen Begriffes einer Gottheit!

Das Gewölbe der Grotte ist, wie man es oft in den althindostanischen Tempeln trifft, nicht wie gewöhnlich in denselben holzartig in Stein gemeißelt, sondern wirklich mit Holz belegt, und das in einer kunstvoll täuschenden Weise, gleich als ob es doch in dem Stein nachgeahmt, gemeißelt wäre. Das über 2000 Jahre alte Holz ist noch fest und stark, es ist Tek-Holz, welches bekanntlich von den Ameisen nicht berührt wird und welches zur Zeit des Baues zur Dauerhaftigkeit einer gewissen Zubereitung unterworfen gewesen sein muß, da die Festigkeit und Härte desselben eine auffallende ist. Diese Holzbogen bilden 3 Zoll starke und 1½' breite Bohlen und haben, wie gesagt, täuschend vollständig die Farbe der sie umgebenden Steinmassen in Grau-Braunrot und Schwarz angenommen.

Von dieser Halle aus führt eine recht steile, innere Stiege zur Halle der Mönche hinauf. Um letztere zu erreichen, trifft man erst

zwei Teiche, von denen der eine grünes und schlammiges, der andere klares Wasser birgt, obgleich dieselben nur eine dünne Steinmauer trennt, die mir übrigens gleich einem Filter erschien.

Die Halle der Mönche umgeben Gänge mit kleinen Zellen, in denen aus dem Felsen gemeißelte Ruhebänke sich befinden. Die Halle selbst ist klein, und in deren Mitte ist eine Vertiefung, genau über dem Zentrum des Tempel-Gewölbes gebildet, und wenn man einen kleinen Stein durch die Öffnung derselben in den Tempel wirft, so erschallt ein langdauernder donnerartiger Wiederhall mit Echos durch den ganzen Berg. Gleichwie im Tempel selbst, so auch in der Mönchshalle und in den Zellen derselben ist übrigens die Intensivität der Resonanz eine bemerkenswerte. Vor der Mönchshalle bilden sechs schmucke Säulen einen bedeckten Raum, von welchem aus sich ein malerischer Blick über das Thal und die höchst charakteristische Gebirgsgegend bietet, welche Dorfschaften und Hütten im Thal mit ihrer tropischen Vegetation, zahlreiches weidendes Vieh inmitten hoher, feiner Gräser, und der nackte, braune, abergläubische indigene Feldarbeiter, thätig unter der Glut der Sonne, die Folgen derselben kaum spürend, beleben.

Der Tempel in allem würde sich für jede Konfession als Kirche eignen, denn ernst, edel und großartig ist der Stil, und mit wahrhaft begeistertem Gefühl verließ ich das alte Meisterwerk, um wieder abwärts in das Thal zu steigen. Nachdem ich dem alten Büßer, der nur von etwas geröstetem Reis und Wasser lebt, und den ebenfalls mit Asche übertünchten paar Buben des Tempels ein Geldgeschenk gemacht, erreichte ich wieder das Dorf Karlee, welches sauber und nett gehalten war, d. h. so weit der orientalische Brauch es gestattet, und dessen Hütten inmitten üppigster Vegetation lagen.

Vom Dorf Karlee aus wanderte ich in östlicher Richtung zu den „Grotten von Baadja“, die denen von Karlee gegenüberliegen und älter erscheinen, da die Säulenformen primitivere sind, und die Bearbeitung derselben eine rohere ist. Das Gewölbe ist ebenfalls mit Holzwerk belegt, gleichfalls bilden die Zentralhalle zwei Säulenreihen, auf denen das nur scheinbare Gewölbe ruht, während die Säulengänge und der Zwischenraum zwischen den Säulen und der Umfangsmauer eine flache, jedoch auch kunstvoll mit Holz belegte Oberlage

zeigen. Vor dem höchst imposanten Eingang ist alles meist durch Menschenhand teilweise zerstört, das noch Erhaltene weist auf Meisterarbeit, namentlich in den Reliefs, die die beiden Seiten desselben zieren und die bemerkenswert im gewaltigen Maßstabe der Figuren sind. Die Umgegend des Höhlentempels, desgleichen wie das über demselben gelegene Terrain bilden sauber gehaltene Höhlenzellen der früheren Mönche und Einsiedler. Die meisten dieser Zellen haben keine Fensteröffnungen, wo solche jedoch vorhanden, zeigen sie ein fein aus dem Felsen gemeißeltes Gitterwerk. Der Eingang zu denselben zeigte durch die Stellen der Hängen, daß entweder massive verschließbare Thüren oder Gitter vorhanden gewesen sein müssen. Jede Zelle besitzt zwei aus dem Felsen gehauene und polierte Ruhebänke nebst einer Schrägung für den Kopf, unter diesen Bänken befindet sich je eine Vertiefung, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung der kargen Nahrungsmittel der Mönche diente. Die Zellen mit Gitterfenstern haben keine Ruhebänke und sind wahrscheinlich die Zellen der Büßenden gewesen. Die Tempelhalle besitzt ebenfalls in der Tiefe ihrer Länge einen Verbrennungsofen. Die Säulen sind meist achtkantig. Die Skulptur und überhaupt der Stil des Meißelwerkes ist schwierig ohne Zeichnungen wiederzugeben, sie weisen aber, obgleich vorher bearbeitet als die von Karlee, auf eine kunstvolle Vollendung und auf regelrechte Proportionen.

Der Gang zum Tempel ist höchst schwierig und ermüdend, der Blick auf das Thal von der Höhe aus ist ein imposanter, und deutlich zeichnet sich der mützenartige Umriß des Felsens von Karlee.

Auf meiner Rückkehr, bei steilem bergab durch eine an Schlangen reiche Gegend, traf ich auf nicht sehr weiter Entfernung einen gewaltigen Tiger, der übrigens gesättigt zu sein schien, da er erst die Zähne fletschte, dann nur laut gähnte, sich schüttelnd langsam um einen Felsen schlich und verschwand. Mein Begleiter war erschreckt, jedoch nicht erstaunt und sagte mir, daß im Gebirge und namentlich in Hyderabad, dem Staate des Nisam, der Tiger noch zahlreich vorhanden sein soll. Kaum war das Königstier verschwunden, so zeigte sich unserem Blicke ein breites Thal, umfaßt von einem eigentümlichen Gebirge, dem man leicht die Idee des Festungsbaues entnehmen könnte,

denn kunstvoll hatte hier die Natur Mauern und Türme mit regelrechten Zinnen und Schießscharten, Wällen und Vormauern und so manche Bastion gebildet. Um $^{3}/_{4}1$ Uhr erreichte ich das kleine Dorf „Lahogul=-Sagur“.

Nach einer kurzen Rast und einer Labung mit saurer Milch und Wasser brach ich wieder auf und gelangte in einer Stunde zur 250‘ hoch über dem Thal gelegenen Festung Lahogul, deren merkwürdiges Bauwerk, welches meist in Ruinen verfallen ist, ich rund im Kreis umging. Die Festung ist aus dem Felsen gehauen und von einem Damm umgeben, auf welchem sonderbarerweise, aus der Tiefe hinaufgedrängt, beständig Wasser sich befindet. Zwischen der Festung und dem Damm auf halbem Wege befindet sich ein kreisförmiges Wasserreservoir, mit Granit umfaßt, welches zu dieser Zeit vollständig trocken war. Zahlreiche Kanonen verschiedensten Kalibers lagen hier und da zerstreut, kurz gesagt, eine mit Hilfe der Natur kunstvoll errichtete Festung im vollständigsten Verfall lag vor Augen und ebenfalls eine durch die Natur reich ausgestattete Gegend bildete die Rundsicht, jedoch auch diese war gleichwie die Festung im Verfalle.

In raschem Tempo wanderte ich bergab zum Dorf Lahogul, den Grotten Baadjas in der Höhe sichtbar vorbei, bis zum Dorfe gleichen Namens, welches in üppig grüner Umgebung gelegen einen freundlichen Eindruck machte und wo mich mein Pony erwartete. Eine Stunde wanderte ich noch zu Fuß, bis wir die Landstraße erreichten, wo ich mein Rößlein bestieg, um in $^{3}/_{4}$ Stunde das noch 4 Meilen entfernte Lanowlé zu erreichen, wo ich um $^{1}/_{2}7$ Uhr eintraf und wo mich ein gutes Abendessen erwartete, welches mir höchst willkommen war, da ich seit dem gestrigen Tag wenig genossen hatte.

In diesem Lande ist das Reisen ohne Dienerschaft höchst beschwerlich, da die Gasthäuser im Lande meist von sich aus nur eine sehr mangelhafte Bedienung dem Reisenden stellen, was sich dieses Mal bewies, als mein Licht ausging. Das Haus nämlich, in welchem ich allein wohnte, lag isoliert und ziemlich entfernt von demjenigen, in welchem der Prinzipal residierte, und es wurde mir schwer, Licht und Wasser zu verschaffen, was mir erst gegen $^{1}/_{2}10$ Uhr gelang.

Nach einer wieder vortrefflich zugebrachten Nacht forderte ich

meine Rechnung, die für zwei Nächte, zwei Abendessen, zwei Kaffees, zwei Flaschen Bier und die Miete des Pferdes für einen ganzen Tag nur 11 Rupien 10 Annas betrug.

Nachdem ich das Dorf durchwandert, welches auf hügeligem Terrain gelegen und umgeben von einer üppigen, höchst aromatischen Vegetation der Tropen mit hochstämmigen Bäumen, blütenreichen Sträuchern, diversen Fruchtbäumen, Palmen, Pandanen und großblätterigen Gewächsen ist, übergab ich um ½10 Uhr mein Gepäck drei jugendlichen Trägern und wanderte zur Bahn. Die Burschen waren mit der Gratifikation von 2 Annas höchst befriedigt, mein Billet II. Klasse für 39 Meilen bis Poona (ausgesprochen Puna) betrug 1 Rupie 14 Annas, und um ½1 Uhr nach der Zeit Bombays, oder 1 Uhr nach derjenigen von Madras, ging unser Zug abwärts ab. Östlich in Sicht des originellen, festungsartigen Gebirges, westlich in der Ferne einer vom Gebirge umkanteten Hochfläche bis 12 Uhr 50 Minuten und Halt vor „Kurkulla“, 10 Meilen von Lanowlé, eine mit farbenreichen Blumen und rankenden tropischen Blattpflanzen reich gezierte Station, deren Umzäunungen wuchernde Winden in vollster Blüte umringten.

Kurkulla verlassend, zeigte sich wild bebautes Land — eine recht einförmige Gegend — d. h. grünende Felder, gelbe Grasflächen auf durchgehend wellenförmigem Terrain, starres, kahles Gebirge, einzeln stehende starre Bergerhebungen und weidende Pferde, Büffel, Zebukühe und Ziegenschafe im orientalisch magerem Zustande.

Weiter nach 9 Meilen hielten wir vor Tulligamm um 1 Uhr 23 Minuten, einer von stattlichen Bäumen der Tropen umgebenen Station, deren unmittelbare Umfassung stolz emporragende Cypressen und wieder ein auffallender Blumenflor bildeten, namentlich waren es die vollblütigen Schlingpflanzen der Umzäunungen, zwischen denen üppige Cannas und andere großblätterige Pflanzen wucherten, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Um 1 Uhr 30 Minuten fuhren wir weiter, bei zunehmendem Blütenreichtum der Kakteen, die die Bahnlinie von Bombay aus ununterbrochen umkanten. Abwechselung in der Einförmigkeit bildeten zahlreiche Felsenengen, die wir durchfuhren, einige Ortschaften, die durch fließende Gewässer belebt wurden, und

an deren Ufer viel buntes Zeug, zur Bleiche oder zum trocknen ausgelegt, einen charakteristischen Eindruck hervorrief; dieses nur in östlicher Richtung; westlich zeigte sich dagegen die Gegend wie bisher einförmig und meist baumlos, oft wüstenartige Geröllstrecken bildend, mit Fernsicht auf das Gebirge. Um 1 Uhr 38 Minuten näherten wir uns den östlichen Gebirgserhebungen mit ihrem wilden Charakter und ihrer gelbrötlichen Farbe. Wie gesagt, wüster wurde der Anblick in der Runde, und nur die hin und wieder erscheinenden Ortschaften in ihrer grünen, meist üppigen Umgebung und die zahlreichen, meist sonderbar spitzen Auswüchse der Mutter Erde gaben der einförmigen Umgebung des Hochthales einen gewissen Wechsel bis 1 Uhr 50 Minuten, als die Baumvegetation wieder zuzunehmen begann. Östlich zeigte sich das Gebirge in blauen Dunst gehüllt, westlich war dasselbe vollständig geschwunden, und inmitten immergrüner Bäume, umgeben von grünenden Feldern nebst ihren wasserreichen Gräben, hielten wir um 10 Uhr 53 Minuten vor „Chingwuud", umgeben von einer gleichartigen Vegetation, wie die der bisherigen Stationen, und das in einer Üppigkeit, die derjenigen eines gelungenen Treibhauses zu vergleichen wäre.

Die Ordnung auf der Bahnlinie, was die Anlage und Erhaltung derselben anbelangt, war eine auffallend gelungene und vollständige, namentlich war der Teil, der über die westlichen Ghats uns geführt, als eine der gelungensten Ingenieurarbeiten zu nennen, da wir bei Besteigung des „Bhore-Ghat", einer Strecke von 15 Meilen, von 200′ auf 2027′ über den Spiegel des Ozeans gestiegen waren.

Von Chingwuud aus blieb der Rundblick der gleiche wie bisher, bis wir die massive hölzerne Hängebrücke des Bheema-Flusses, eines Nebengewässers des Krischna überfuhren und sich Fabriksgebäude, europäische Häuser zeigten und wir vor „Kirkee" mit lieblicher Blumen- und Blattpflanzenumgebung hielten, von wo aus der Charakter der Gegend sich verändert. Wir näherten uns Poona (Puna ausgesprochen), der Hauptstadt des früheren Kankan und dem früheren Sitz des Peischwahs, des Oberhauptes der frühern Konföderation der Maratten-Staaten.

Es erhoben sich Kirchtürme, und zierliche Ortschaften zeichneten sich im üppigen Immergrün der tropischen Vegetation. Um 2 Uhr 25 Min. überfuhren wir die Mouta, einen Nebenfluß des Bheema,

und hielten vor dem Bahnhof der Stadt, die gegenwärtig durch Ortschaften mit Kirkee fast vollständig verbunden ist und mit letzterem ca. 300 000 Einwohner zählen soll.

Poona liegt 2000' über dem Spiegel des Ozeans, daher in einer höchst gesunden Lage. Der Anblick der Stadt aus der Ferne, namentlich von Bombay kommend, ist ein reizender.

Aus dem durchworrenen, üppigen Wuchs einer tropischen Vegetation erheben sich nämlich die zahlreichen Türme der Pagoden und einiger Kirchen, die gegenwärtig in Ruinen verfallenden Paläste der ehemaligen Magnaten des Kankan, und der Komplex derjenigen der früher so mächtigen Peischwahs, es zeigen sich die kleineren Häuser und Hütten der Umgebung der längs dem Flusse weit ausgelegten, ziemlich umfangreichen Stadt, umrankt, teilweise bedeckt mit Kakteen, Euforbien und anderen Schlingpflanzen verschiedenster Art, es zeigen sich die dunkelgrünen Gruppen des Fikus und des Mango, das zarte Grün der verschiedenartigen Akazien und Mimosen, Palmen und Cypressen, umrankt und durchflochten von Kletter- und Schlingpflanzen, die die freien Stellen und diejenigen der Ruinen wuchernd eingenommen hatten. Es entfaltete sich sozusagen ein buntes Bild der treibenden Natur, welches durch das schon aus der Ferne hörbare Gesumm der enggedrängten Bevölkerung mit ihrem orientalisch lärmenden Wesen, durch das Gemurmel des Stromes und durch das Gekreisch vieler Adler, Geier und Raben charakteristisch belebt wurde. Der Blick aus der Ferne erweckte die Erwartung, etwas Großartiges im Orte und eine im orientalischen Wohlstande sich befindende Stadt zu treffen, daher wird der ankommende Fremdling höchst unangenehm überrascht, in derselben einkehrend den einstmaligen orientalischen Glanz und die gewaltigen Monumente eines solchen im Verfall zu sehen, nur einen anglikanisierten Stadtteil desselben, in einem dem Lande fremdartigen Stile pompös erbaut zu treffen, und in letzterem Gartenanlagen zu erblicken, in denen die tropische Vegetation eher einer importierten gleich erscheint.

Angelangt fand ich mein Unterkommen, dem Bahnhof gegenüber, im Royal-family-Hotel, wo mir im II. Stockwerke ein luftiges Zimmer nebst Veranda angewiesen wurde.

Nach einem vortrefflichen Tifin (Gabelfrühstück) ließ ich mir einen Wagen besorgen, der als ein überraschend bequemer Landauer, mit zwei guten grauen Pferden bespannt, sich erwies.

Mein erster Besuch galt dem „Tempel der Parvaty“. Um diesen zu erreichen, fuhren wir durch die höchst eigentümliche indigene Stadt, deren Häuser in buntesten Farben mit Darstellungen verschiedener Gottheiten bemalt sind. Die teilweise engen, zum Teil breiten Straßen waren für den Orient auffallend sauber gehalten. Die in denselben, namentlich in den engen, gedrängt zirkulierende Bevölkerung verschiedenster Rassen und Kasten erschien meist groß von Wuchs und schlank, machte den Eindruck eines kräftigen Menschenschlages und zeigte mit wenig Ausnahmen höchst aufgeweckte Gesichtszüge, die jedoch ein finsterer fanatischer Blick charakterisierte.

Zuerst erreichten wir einen umfangreichen, mit kleinen Inseln geschmückten heiligen Teich, den sogen. „Parvaty-See“, an dessen Ufer sich ein hoher Hügel erhebt, auf welchem sich der Tempel befindet. Der See ist von behauenem Granit umfaßt, und von vier Seiten führen breite Stufen in denselben. Die Inseln sind üppig bewachsen, und auf der einen steht ein kleiner Tempel, der von Schlingpflanzen dicht umrankt war.

Von diesem Teiche aus durchzieht man steigend eine kurze Strecke noch das Dorf, bis man den Fuß des erwähnten Hügels, d. h. die terassenförmig aus Stein gemeißelte breite Stiege erreicht, die zum Tempel führt. Diese besteigend kommt man in einen Vorraum und hierauf zum Eingang des Tempels, der pompös aus Marmor in gefälligen Formen erbaut ist und den fünf gediegene vergoldete Kuppeln zieren. Er enthält die gigantische Statue Sivas (Mahdeo) aus gediegenem Silber. Eines seiner Kniee, auf welchem höchst natürlich die traditionelle Bewohnerin des Hügels, die Göttin Parvaty, auch Parbutty genannt, sitzt, ist aus gediegenem Gold (von 1100 Tolas Gewicht), während auf dem anderen ebenfalls goldenen Knie (von 900 Tolas Gewicht) die Göttin Gunvutty, auch Gunbutty genannt, ihren Sitz hat. Diese kostbaren Idole sind von verschiedenartigen, sehr wertvollen Gegenständen — Geschenken wohlhabender Pilger — umringt.

Vor dem Eingang, in dem kunstvoll gemeißelten, reich vergoldeten,

überraschend bunt in Farben gehaltenen Tempel, weilt ein Hüter des Schatzes, d. h. ein Priester oder Brahmane in scharlachrotem Umwurf, welcher seine einzige Kleidung bildet. Vor dem Haupttempel befindet sich ein aus schwarzem Stein gemeißelter Stier in Lebensgröße, als Bildhauerwerk das Meisterhafte erreichend; eine kostbar gestickte Decke bekleidet denselben. Den Haupttempel umgeben vier kleinere, ebenfalls kunstvoll erbaute, in denen die Statuen verschiedener Gottheiten sich befinden und die dem Besucher von den zahlreichen Priestern mit orientalischem Zeremoniell gegen die geringe Kontribution von 2 Annas gezeigt werden. Hier muß ich einen charakteristischen Fall erwähnen: nämlich, als ich den sehr intelligenten und höchst unterrichteten Priester, der mich durch die Tempel führte, nach den Namen der Gottheiten, die die Statuen vorstellten, frug, erhielt ich die Antwort: „Es sind keine Gottheiten, die sie vorstellen, es sind nur die Diener der Gottheit, die nur eine in einem ist, denn es giebt nur einen Gott!“ In dieser Antwort, die kurz, klar und bündig geäußert wurde, lag der deutliche Beweis, daß der Brahmane nur an einen allmächtigen Gott glaubt, und daß die dargestellten Idole derselben, die wir als ihre Götter bezeichnen, weiter nichts, als was wir im christlichen Glauben Heilige nennen, sind — und der Beweis, daß man in der Übersetzung fremdländischer Ausdrücke, namentlich in religiöser Beziehung, im Orient oft in Irrtum geraten und den Sinn des Wortes falsch auffassen kann.

Links vom Tempel liegen die Ruinen eines der Paläste des Peschwah, der in unmittelbarer Verbindung mit dem Tempel gewesen sein muß, und von welchem aus ein entzückender Blick auf die Umgegend sich entfaltet. Inmitten der Ruinen ist ein kleiner halbwegs verfallender Tempel, in welchem, als ich ihn besuchte, ein Brahma-Priester mit höchst ernster und ruhiger Geberde vor einer versammelten Menge predigte und wo ich den zahlreichen Blinden und Lahmen und namentlich Priestern, deren hier über 100 wohnen sollen, Almosen verabfolgte. Im Mai eines jeden Jahres findet im Tempel der Parvaty eine Versammlung von Pilgern statt, die oft bis 50000 zählen.

Vom Tempel aus besuchte ich den sog. Bund-Garten, der außerhalb der Stadt liegt und 1869 dem Publikum eröffnet worden war.

Er zieht sich terrassenförmig den Fluß entlang und ist, was seine Lage und den Reichtum an Pflanzen betrifft, als ein schöner zu betrachten. Täglich spielt die Militär-Musik der Cipais der Engländer in demselben; er wird vom reicheren Publikum gerne besucht, vom ärmeren weniger, da die Entfernung von der Stadt eine derartige, daß ein Wagen erforderlich ist. Auf dem Wege zum Garten durchzog ich das Lager der englischen Truppen, welches durch seine schmucken Baracken, zierlichen Häuser der Offiziere, gut gehaltenen Straßen und Wege und teilweise hübschen Anpflanzungen den Eindruck eines geordneten, geregelten Wesens, gleich wie alle Militär-Kantonnements der Briten, hervorrief.

Das Haus des Gouverneurs von Bombay, oder richtiger gesagt sein Sommeraufenthalt, befindet sich 5 Meilen außerhalb der Stadt in „Gunesch-Kind". Das Gebäude charakterisieren zahlreiche Veranden und ein Turm. Das Innere des zweistöckigen Gebäudes ist reich ausgestattet. Der Fußboden der Zimmer ist auffallend, da ihn ein kunstvolles Steinmosaik bildet. Die Einteilung des Hauses ist unbequem und unpraktisch, die Schlafgemächer sind für den Orient zu klein. Der Garten, der das Schloß umgiebt, ist nicht groß, jedoch geschmackvoll angelegt und überaus reich an Blumen und Blüten, deren Farbenpracht eine echt indische ist. Die Rundschau von den Veranden und namentlich von der überdeckten unteren Plattform des Turmes aus ist überraschend durch den imposanten Fernblick.

Das „Nausaree-Kastell", die alte Festung Punas oder der Komplex der Paläste der Peschwahs, an der Kirkee-Straße im indigenen Stadtteile gelegen, befand sich vollständig in Ruinen, zeigte jedoch im Durcheinander der Bruchstücke und in dem noch teilweise stehenden Bauwerk außerordentliche Dimensionen, kunstvolle und kostspielige Meißelarbeiten und den Beweis der früheren Größe, Macht und Wohlhabenheit der Beherrscher des Landes.

Sehr auffallend war hier während meines dreitägigen Aufenthaltes der Wechsel der Temperatur vom Tag zur Nacht. Bekanntlich giebt es in dieser Zone keine Dämmerstunde, denn kaum geht die Sonne unter, so herrscht, wenn kein Mondlicht ist, eine pechschwarze Finsternis. Der Tag ist glühend heiß, und kaum erscheint die Nacht, so erhebt sich eine fast frostige Brise gleichwie am Morgen bei dem

plötzlichen Beginn des Tageslichtes. Der Wechsel ist ein derartiger, daß man sich momentan entweder wärmer oder leichter kleiden muß, wenn man sich nicht einer gründlichen Erkältung aussetzen will, die gewöhnlich in Indien einen merkwürdig standhaften Charakter hat.

Die natürliche Vegetation der Umgegend Poonas bilden namentlich gumminöse Bäume mit ihren sonderbaren Stammformationen, wie z. B. derjenigen der Arten des Ficus indicus, in dessen Stämmen man oft, wenn es der Ficus religiosa ist, kleine Kapellen trifft, oder heilige Steine, die brahmanisch bald weiß oder rot getüncht oder bezeichnet sind und die durch die Zeit wie mit dem Stamme verwachsen erscheinen. Außer den gumminösen Bäumen sind es Myrthaceen und Akazien-Arten mit mannigfaltigstem Unterholz, die die Vegetation bilden. Die Palmen sind mehr importierte, und der zu hohen Lage der Gegend wegen keine Naturproduktion derselben. Der Blütenreichtum der Kräuter und Gräser in den Flächen ist ein üppiger.

Der Haupttempel der Parvaty soll 1749 erbaut worden sein, und das auf Kosten des damaligen Peschwah zur Ehre seines Freundes, des Radjah von Sattarah, während der kleine Tempel, vor welchem der früher erwähnte Priester predigte, der uralte ist und der Parvaty gewidmet worden war, und der Glaube der brahmanischen Bevölkerung ist, daß der Geist der Inhaberin desselben den alten Tempel verlassen hat und in den neuen gezogen ist, daher der alte keiner Reparatur mehr unterworfen werden darf.

Hier wäre zu erwähnen, daß der Peschwah, der 1749 dieses glanzvolle Monument errichtete, gegen Ende des 18. Jahrhunderts wegen eines Aufstandes seiner Unterthanen die Engländer zu Hilfe rief. Die ostindische Kompanie schloß mit ihm einen Vertrag, laut welchem sie ihm einige Bataillone Cipais (indigene Soldaten unter Kommando britischer Offiziere) entsenden wollte, wenn er dafür ihnen einen Teil seines Staates abzutreten gesonnen wäre. Er ging darauf ein, beruhigte seine Unterthanen durch die ihm gegebene Hilfe, suchte jedoch nach Verlauf von annähernd 20 Jahren sich von der ihm lästigen Protektion der Kompanie zu befreien, wurde als Rebell besiegt, verlor die Selbstherrschaft, und das Kankanat wurde britisches Vasallentum, resp. im richtigen Sinn britischer Besitz.

Von Poona bis Scholapore. — Bis Gooty. — Pracht-Sonnenaufgang. — Im Staat Hydrabad. — Sonderbares Felsenterrain. — Wunderbare Steinkolosse. — In der Präsidentschaft Madras. — Die Häuser der Dörfer. — Die Kegelberge. — Von Gooty bis Tadpurry. — Aufenthalt in Tadpurry. — Bis Madras.

In der Früh um 5 Uhr wanderte ich zum Bahnhof, löste mein Billet für 164 Meilen südlich bis Scholapore gegen 7 Rupien 7 Annas, und um 6 Uhr 35 Min. verließ der gemischte Zug die Stadt. Der Morgen war auffallend frisch, und die aufgehende Sonne beleuchtete glänzend das uns im Westen umgebende Gebirge. Der Charakter der Gegend, die wir durchzogen, war gleich derjenigen von Poona. Es zeigten sich bebautes Land, gelbe Grasflächen, mächtige Baumgruppen meist uralter Stämme, unter deren Schatten die Hütten zahlreicher Ortschaften sich befanden, die üppig wuchernde Kaktushecke der Bahnlinie und mageres, jedoch munteres Vieh auf der Weide. Die Palmenvegetation nahm wieder allmählich zu, als Beweis, daß wir bergab die Höhe verließen.

Das östliche Gebirge verlor sich allmählich in der Ferne, und nur hin und wieder zeigten sich isolierte Erhebungen. Meist bildete der Westen die unabsehbare, gehügelte Fernsicht eines Hochplateaus; auch östlich nahm das Gebirge an Höhe ab. Längs der Bahn zog sich Kurven bildend eine gute breite Landstraße, auf der zahlreiche zweirädrige Frachtfuhren mit Zebuochsen bespannt von ihren dunklen, in weiße und rote Umwürfe gehüllten Führern getrieben wurden. Bald, nachdem wir der ersten Station nach Poona, „Loonhee", vorbeigefahren, nahm der Baumwuchs allmählich ab, um dann vollständig zu schwinden, und soweit das Auge blicken konnte, zeigte sich bald kein Baum mehr, nur die Umkantung der Bahnlinie bildete eine Allee aus Akazien und Mimosen. Die scheckigen Felder zeigten Reis im üppigen Wuchs. Um 7 Uhr 35 Min. hielten wir vor „Dorodhée", einem armseligen, an Hütten reichen Dorf mit einer primitiv erbauten Bahnstation, jedoch reich an Sperlingen, die lärmend ihr Gezwitscher entfalteten. Allmählich verloren sich auch östlich die Berge und es entfaltete sich auch in

dieser Richtung, eine unabsehbare Fernsicht über ein schwülstiges, sich leicht hügelndes Terrain, welches, gleich wie westlich, fast baumlos, jedoch durchgehends unter Feldbau sich zeigte. Auch die Allee der Bahnlinie hörte auf und nur die Kaktushecke derselben blieb nach, und das in einer außerordentlichen Üppigkeit. Nur vor uns südlich zeichneten sich die Konturen eines Gebirges in der Ferne, als wir um 8 Uhr 25 Min. vor „Kheirgaúm", einer öde liegenden Station hielten.

Alsdann zeigte sich stellenweise wieder die frühere Allee bis zur Station „Patus", deren höchst einfach erbautes Gebäude ein auffallender Blumenreichtum zierte. Hier stiegen sehr viele native Gentlemans mit ihrer riesigen Kopfumhüllung, jedoch nackten Füßen und Beinen, und zwei Europäer im auffallendsten Jagdkostüm aus; ich glaube, letztere waren echte Weihnachtsjäger. Um 9 Uhr 18 Min. Halt in „Dhond", wo starker Abgang und Zugang nativer Passagiere stattfand. Das Merkwürdige war, daß ich der einzige Europäer im ganzen Zuge war.

Nach 30 Min. Aufenthalt zogen wir weiter. Um 10 Uhr erreichten wir das früher vor uns allmählich erscheinende Gebirge, an dem wir westlich vorbeizogen; es sind oft unterbrochene, schwülstige, in einzelnen, oft parallel laufenden Zügen sich erhebende Ausläufer der westlichen Ghats, deren Kämme täuschend Festungswällen ähnlich sind Westlich zeigten sich oft Hütten-Dorfschaften, die von erdreichen Steinmauern umgeben waren und meist inmitten einer üppigen Baumvegetation lagen. Höchst charakteristisch war die Farbe dieser Dorfschaften, gewöhnlich eine graubraune, gleich derjenigen des sie umgebenden Bodens. Die Bahnlinie war bisher durchgehends eine eingeleisige, daher wir um 10 Uhr 25 Min. vor „Decksal" und „Bheegwan" 50 Min. halten mußten, um dem Zug aus Madras den Durchgang zu gestatten. Trotz des langen Halts war weder Speise noch Trank daselbst zu haben und ich war gezwungen, bis Scholapore mich zu gedulden.

Um 11 Uhr 25 Min. überfuhren wir eine noch im Bau begriffene, steinerne Brücke des Bheema, und da die Geleise über dieselbe provisorisch waren, sehr langsam, und hatten während 5 Minuten genügend Zeit, die gediegene Arbeit der Brücke zu betrachten. Die Umgegend, soweit das Auge blicken konnte, war eine einförmige d. h.

ein wellenförmiges, unabsehbares, meist unter Ackerbau sich befindendes Terrain, in dessen Niederungen sich nur hin und wieder Gestrüpp zeigte. Die Einförmigkeit wurde jedoch oft durch Dörfer oder einzeln liegende Hütten unterbrochen, deren halbnackte Einwohner mit ihren zahlreichen nackten Kindern in Massen in den Feldern arbeitend zu sehen waren. Das Farbenspiel der sich im Umkreise weit hinziehenden Fläche war ein bemerkenswertes. Das frische Grün der Felder, der schwarze, oft schwarzbraune oder schwarzgelbe Boden der gepflügten Äcker, das Gelb der feinen Gräser der Weidestrecken, das verschiedenartige Grün der meist einzeln stehenden, oft auch in Gruppen erscheinenden Gestrüppe und Bäume, beleuchtet durch die, infolge der Indien charakterisierenden, dunstreichen Luft gebrochenen Strahlen der Sonne, zeigten sich unter mannigfaltigen, sehr sonderbaren, fast mysteriösen Färbungen, die noch eigentümlicher durch die Intensivität der Schatten wurden. Um 12 Uhr Halt vor „Boomulwaré", am Bheeme liegend. Die Umgegend zeigte hier einen üppigen Graswuchs, in welchem viele Büffel weideten, was der bisherigen, durchgehends produktiven, jedoch einförmigen Gegend einen lebhaften Wechsel gab.

Die Dörfer von Puna an erschienen meist gleich umzäunten Schutthaufen und boten in keiner Weise poetische Eindrücke, trugen meist den Typus der Armut, und wenn man nicht die üppig stehenden Felder gesehen, hätte man den Anblick der ganzen Strecke einen recht trostlosen nennen können.

Um 12 Uhr 30 Min. begann östlich sich braunrotes Geröll zu entwickeln, wie es übrigens von Puna aus oft auf kurze Strecken schon stattgefunden hatte. Auch dieses Mal zeigte sich dasselbe östlich während 5 Meilen, worauf die Üppigkeit der Felder um bedeutendes zunahm. Stattlichere Herden von Büffeln, Zebus und Schafen waren sichtbar, und zum ersten Male seit Puna erschien ein malerisches Dorf mit ordentlich erbauten kleinen Häusern mit fester, jedoch flacher Überdachung, umgeben von Mangobäumen, stämmigen Akazien, Mimosen und sich rankenden Pflanzen. Es war das Dorf „Jehwoor" als wir um 1 Uhr 5 Min. vor der Station gleichen Namens hielten, die im Schatten üppiger Bäume und durch Blumen und Blüten reich geschmückt, recht lieblich erschien.

Einige Meilen weiter verlor sich wieder die Üppigkeit der Felder und es zeigte sich mehr Weide mit wild durcheinander geworfenem Geröll, unter welchem jedoch oft malerische Gruppen dunkler Frauen mit schönem Körperbau, umringt von unzähligen Kindern, inmitten des weißgrünen Laubes hochwüchsiger Ricinusse arbeitend, sich zeigten. Östlich erhoben sich oft kegelrunde, ziemlich hohe Hügel, auf deren Spitze gewöhnlich ein einzelner Baum stand, der alsdann heilig war, oder ein kleiner Tempel unter dem Schatten eines solchen. Sehr auffallend erschienen inmitten der Mais- und Baumwollfelder oder inmitten des Ricinus kleine Gerüste, die 6' hoch errichtet waren und auf deren Plattformen (die ca. 6' im Quadrat oder 6' im Durchschnitt, wenn sie kreisförmig sind) die Leute mit ihren Kindern unter den glühenden Strahlen der Sonne, ähnlich dem Vogel auf seinem Nest, ihre Mahlzeit oder Siesta halten. Diese Einrichtung ist zum Schutz gegen Insekten, Reptilien und Raubtiere entstanden.

Um 1 Uhr 45 Min. Halt vor „Keím" in üppigster Umgebung eines echt tropischen Gartens, in welchem namentlich reich tragende Bananen wucherten, deren Früchte meinen gewaltigen Hunger für eine kurze Zeit stillten. Um 2 Uhr 25 Min. erreichten wir die Station Parsi-Road, wo ein Parsi ein indigenes Büffet hielt und für den Europäer auch alkoholische Getränke und Kaffee reichte. Es war der erste Ort seit Puna, wo man, wenn auch höchst spärlich, eine Erquickung fand, während für den Nativen indigenes süßes Gebäck und verschiedenes Zeug, welches dem europäischen Gaumen nicht mundet oder in Berücksichtigung des britischen Kastenwesens „nicht munden darf", auf allen Stationen genügend vorhanden sind.

Sehr auffallend war es auf dieser Bahnlinie, daß man den Gepäckwagen während des Halts vor den Stationen den schattigsten Platz gönnte, während diejenigen der Passagiere möglichst der glühendsten Sonne ausgesetzt wurden; übrigens dürfte dieses nicht sehr erstaunen und würde es auch nicht, wenn nicht die tropische Sonne hier ihre Gegenwart gewaltiger als die Europas fühlen lassen würde, denn auch in Europa finden bekanntlich die Bahnbeamten ebenfalls ihre Freude und Lust darin, den Passagieren ungemütlich, lästig und quälend zu werden, um ihnen namentlich zu zeigen, daß die Reisenden

auf der Bahnlinie reine Sklaven sind und daß die Beamten nicht für die Passagiere, sondern die Passagiere für die Beamten vorhanden sind! Namentlich läßt sich dieses ihr Prinzip in Indien fühlen, wo die Masse der Reisenden Indigene sind, die nicht nur von den europäischen. sondern auch von den indigenen Beamten resp. Despoten der Bahnstationen, durch das Beispiel der europäischen ermuntert, in brutalster Weise behandelt werden, so daß sogar die Peitsche und der Stock oft empörend eine Rolle spielen! Von Puna aus waren ich und der Führer des Zuges die einzigen Europäer reinen Blutes.

Um 3 Uhr 15 Minuten erreichten wir „Kistnah". Um 3 Uhr 35 Minuten, nachdem wir den seichten Seinafluß, dem wir östlich oft in Sicht folgten, zweimal schon überfahren waren, erreichten wir „Marhée".

Von Parsi-Road war die Strecke eine üppigere und Marhée lag inmitten einer grünenden Umgebung. Die Gegend selbst, obgleich ebenfalls grasreich, ist arm an Bäumen, die Station selbst zieren stämmige Exemplare, in deren üppigem Laub die verschiedenartigsten Vögel uns mit ihrem Abendgesang begrüßten.

Um 4 Uhr 5 Min. Halt vor „Ungir", ohne Schatten und ohne jegliche Vegetation in einer Gegend liegend, die der Pampa der argentinischen Republik, jedoch als eine bebaute, zu vergleichen wäre, denn unabsehbar erscheint die Rundsicht, und gleich wie in der Pampa zeigten sich oft Luftspiegelungen.

Ich war zufrieden, den gemischten Zug gewählt zu haben, da der Postzug diese Strecke nur bei Nacht zurücklegte, daher wenige die Strecke bei Tageslicht kennen gelernt haben. Um 4 Uhr 40 Min. Halt vor „Mohul" mit nur zwei Bäumen, die überraschend sind, da die Gegend, soweit das Auge reicht, keinen einzigen zeigte. Nachdem wir um 5 Uhr wieder den Seina überfahren, nahm der Baumwuchs zu und es zeigten sich hier und da prachtvolle Exemplare. Der Sonnenuntergang war ein bemerkenswerter. Der Himmel wolkenlos, im Osten und Süden zeigte sich der Horizont in dunkelvioletter Färbung, einen eigentümlichen Schimmer der Gegend gebend. Um 5 Uhr 20 Min. erreichten wir „Pockney", die letzte Station vor Sholapoóre, umgeben von hochwüchsigen Agaven, die auch weiterhin mit hochstämmiger Krone die Bahnlinie umgeben, und dieselben erinnerten mich lebhaft

an die Prachtexemplare im Staate Equador, auf dem Wege vom Chimborasso=Paß nach Quito.

Um 5 Uhr 55 Min. erreichten wir „Sholapoóre", wo ich meinen Hunger jedoch erst um 8 Uhr stillen konnte, da die Mahlzeit erst nach Ankunft der Mail, d. h. der Post, stattfand. Meine Unterkunft fand ich im Bahnhof selbst, da das Hotel vor kurzem abgebrannt war. Nach einem vorzüglichen Abendessen streckte ich mich auf die mir angewiesene Schlafbank, um am folgenden Tage meine Reise fortzusetzen.

Trotz hartem Lager und unaufhörlichem Lärm hatte ich einen gesunden Schlaf gehabt, und erwachte um 4 Uhr, löste mein Billet für 253 Meilen nach Gooty (Gutty ausgesprochen) für 10 Rupien 15 Annas II. Klasse, und bestieg den Wagen, der von nativen Machthabern gefüllt war, die mich mit orientalischer Höflichkeit willkommen hießen.

Um 4 Uhr 15 Min. nach der Zeit Bombays, oder 4 Uhr 48 Min. derjenigen von Madras, verließen wir Sholapoóre noch im Finstern oder, richtiger gesagt, bei Helle der Nacht, denn der Sternenhimmel leuchtete derart, daß man deutlich die Gegend sehen konnte, die ihrem Charakter nach der bisherigen gleich war. Als ich Sholapoóre verließ, zeigte mein Thermometer nur 62° Farh., während gestern in der früh in Puna sich nur 60° Farh. erwiesen.

Um 4 Uhr 40 Min. hielten wir vor „Hoodgee", einer unansehnlichen Station. Der östliche Horizont erhellte sich, die Sterne erblaßten und es schien, als ob der Himmel sachte eine dunkle Flordecke von sich zog. Bald nahm der Horizont einen in das Gelbe spielenden rötlichen Schimmer an. Um 5 Uhr 12 Min. bei zunehmend steigender Morgenröte hielten wir vor der von astreichen Bäumen, verschiedenartigsten Palmen, von Bananen und blühenden Sträuchern üppig umgebenen Station „Kuralgúm", und als wir sie wieder verließen, färbte sich der östliche Horizont, den bisherigen Karmin verlierend, in Rotgold, die herrlichsten Nüancen vom dunkeln bis zum hellsten in dieser Farbe entwickelnd; allmählich wurden dieselben im gelbrötlich schimmernder.

Um 5 Uhr 58 Min. Halt vor „Doodnah," dem Grenzorte des Reiches des Nisam von Hyderabad.

Gleichwie die bisherigen Stationen war auch Doodnah von üppigen Pflanzen umgeben. Die Strecke von Sholapoóre bis hier war durch üppigen Feldbau eine landwirtschaftlich liebliche. Um 5 Uhr 50 Min. wimmelten schon in der Gegend die unzähligen braunen Gestalten der Landleute, die, fröstelnd infolge der Morgenfrische, mit ernsthafter Miene zu ihrer Arbeit zogen. Um 6 Uhr 7 Min. verließen wir den Grenzort, um den südwestlichen Teil von Hyderabad zu durchziehen. Der westliche Horizont war dunkelvioletter Färbung, die weit nach Süd und Nord sich zog, und östlich erhob sich, glanzvoll und blendend ihre Lichtstrahlen erweiternd, die Sonne der Tropen gleich einer Glühkugel. Die Gegend in der Rundsicht bildete ein wellenförmiges Terrain. Um 6 Uhr 15 Min. war die Sonne auf, und wärmend trafen uns ihre Strahlen, wofür ich sie dreifach begrüßte, denn mich fror, gleichwie die übrigen. So ergeht es hier sogar dem Nordländer, nachdem er die tropische Glühhitze des indischen Tages eine gewisse Zeit genossen hat — er friert bei 62° Farh.!

Mit dem allmählichen Aufgang der Sonne schwand natürlich das prachtvolle Farbenspiel des Firmamentes im Osten, es wurde Tag, und an seine Stelle trat ein ebenfalls reiches Farbenspiel und das in mannigfaltigsten Nüancen, welches das schimmernde und glitzernde wellenförmige Land unserer Umgebung nebst den die indischen Landschaften charakterisierenden, sonderbaren Schattenbildungen erzeugte. Was ist doch ein Sonnenaufgang schön und wie viel versäumen die Langschläfer durch den verlorenen Genuß des Anblickes der erwachenden Natur!

Um 6 Uhr 40 Min. erreichten wir „Goodoór" in einer tropischen Anpflanzung und einer höchst malerischen landwirtschaftlichen Umgebung. Den malerischen Eindruck der Gegend bildete nicht nur der üppige Stand der Felder, sondern auch die dem Lande charakteristische Unregelmäßigkeit derselben und sogar die dürftigen Dörfer mit ihren winzigen Hütten, die mit ihren flachen Bedachungen entweder einem dachlosen Heuschober oder einem in Ruinen verfallenen Backofen ähnlich sind und bald auf Hügeln, bald in Vertiefungen liegen, meist jedoch mit schattigem und üppigem Immergrün umgeben sind und mit ihren bunt oder weiß umhüllten, sehr dunklen Insassen einen echt charakteristischen Typus tragen und dem Maler höchst willkommen sind.

Die Sonne begann ihre Wirksamkeit und gab uns ein behagliches Gefühl. Auffallend erschien das heitere, wohlaussehende Wesen der kräftigen Bevölkerung, die nichts weniger als häßlich ist und malerisch in ihrer Tracht und in ihren graziösen Bewegungen erscheint.

Waldlos blieb die Gegend, nur die Palmenvegetation nahm allmählich zu, namentlich die Stechpalme mit ihrem büscheligen kurzen Wuchs, die zahlreicher war.

Um 7 Uhr 15 Min. zeigte sich ein auf einer Anhöhe gelegenes, von Palmen üppig umgebenes Dorf mit vielen Tempeln und Pagoden. Inmitten der Maisfelder sah man oft zahllose nestartige Gerüste wie die, deren ich schon früher erwähnt, und auf denen Frauen mit dem Flechten ihrer Matten beschäftigt waren.

Um 7 Uhr 20 Min. Halt vor „Goolhurgá“. Viel Volk war versammelt, und das in schönen bunten Trachten, Lärm und Gewühl erzeugend. Östlich auf ca. 2 Meilen Entfernung zeigten sich die Kuppeln der Tempel von Mulkhaíd, westlich auf den Hügeln Ortschaften, deren Häuser schmucker als die bisherigen erbaut und in deren Zentrum, auf höherem Hügel, ein Tempel zu sehen war. Um 8 Uhr 10 Min. Halt vor „Schahhabad“, der Junktion der Bahn östlich nach Hyderabad, der Hauptstadt des Nisam, wo ich endlich ein gutes Frühstück gegen 1 Rupie 8 Annas vorfand.

Schahhabad verlassend und den Bheematora-Fluß, der gleichwie der Seina ein Nebenfluß des Bheema war, überfahrend, änderte sich in vielem die Gegend. Burgen der Maharatten, ähnlich unseren Kalköfen, zeigten sich auf den Hügeln. Die meisten derselben hatten mehrere Nebengebäude und waren mit letzteren von einer Mauer umfaßt, um die sich zahlreiche Hütten der Feldarbeiter geschart hatten. Oft traf man mehrere solche turmartige Gebäude in einem Komplex. Östlich bildeten unterbrochene, meist einander parallel laufende, plateauförmige Erhebungen die sonderlichsten Formen. Um 9 Uhr 10 Min. Halt vor „Wadi“, dessen Stationsgebäude einfacher Bauart ohne jegliche Anpflanzung und von dürftigen Schilfhütten der Landleute umringt war. Die Gegend wurde öder und wilder. Um 9 Uhr 25 Min. zeigte sich ein einzeln stehender, zirkelrunder, sehr spitz sich erhebender Berg, auf dessen Gipfel ein blendend weißer Tempel stand, der ein Wallfahrtsort sein

soll. Die Vegetation bilden Gestrüpp und niedrige Palmen und der Ackerbau wurde seltener. Um 9 Uhr 35 Min. Halt vor „Nulwár“ oder auch „Nulwaré“ mit einem stattlichen, sehr luftigen, aus behauenem Stein erbauten Gebäude, dessen Umgebung trotz Felsenuntergrund und gewaltigem Geröll von stattlichen Bäumen, Palmen, Kannas und zahlreichen exotischen Pflanzen, die frei in der Erde und in Töpfen waren, umgeben ist. Die Leute, die mir von Daadnee an begegneten, charakterisierte Hartnäckigkeit und eine gewisse Erbitterung und Gehässigkeit in den Zügen bei Begegnung eines Europäers, was sich erklären läßt, wenn man bedenkt, daß das noch teilweise selbständige Reich Hyderabad die Quelle der Unruhe und des antibritischen Geistes im indischen Reiche darstellt. Wilder und öder wurde die Gegend, nur in kleinen Flecken zeigte sich noch Ackerbau, auch das Weideland wurde wüster.

Um 10 Uhr 5 Min. zeigten sich in der Fläche einzeln stehende, zirkelrunde, entweder spitzzulaufende oder stumpf pyramidale Erhebungen die mit grobem, kolossalem Felsgeröll, welches nur in abgerundeten Formen sich zeigte, belegt sind, und das in einer Art und Weise, daß man kaum begreifen kann, durch welche Festigkeit die oft frei hervorragenden Geröllblöcke sich halten. Oft liegen inmitten dieses Stein-Chaos Tempel, oder es bildet das oft festungsartig aufgetürmte Riesengeröll selbst einen solchen. Hin und wieder zeigt sich auch ein Felsenberg, der von unten bis oben festungsartig mit Mauern, Türmen und Zinnen, bis zur Spitze steil und hoch, künstlich belegt ist. Die hervorragendste Arbeit dieser Art zeigte sich um 10 Uhr 10 Min. vor der Station „Yedagherry“. Um 10 Uhr 30 Min. zeigte sich eine ähnliche Gruppe, und das die letzte. Rechts von diesen gepanzerten, felsigen Auswüchsen der Erde sieht man eine Anhöhe ebenfalls wieder künstlich befestigt, und diese charakterisiert eine natürliche, sehr hohe Felsensäule absonderlichster Art.

Diese Reihen einzeln stehender Felsenberge sind so merkwürdig in ihrer Konstellation, daß man sie wohlverdient unter die Wunder der Welt stellen darf. Sie werden im Lande als heilig gehalten und von den Einheimischen in ihren traditionellen und gegenwärtigen Liedern vielfach besungen. Sie erinnerten mich teilweise an die sonderbaren

Bildungen dieser Art im Felsengebirge und in der Sierra Nevada in Amerika; jedoch waren hier diese Felsenberge bedeutend auffallender durch die scheinbar unhaltbare Lage einiger Blöcke und durch den edleren Schnitt ihrer Konturen und durch ihre manigfaltigeren Bildungen. Kurz nach Yedagherry hörte diese Erscheinung auf.

Um 10 Uhr 50 Min. Halt vor „Sydapoore" mit ähnlichem Gebäude wie dasjenige der letzten Station, und umgeben von gleicher Vegetation. Meine Ansicht, daß diese sonderbaren Geröllberge aufgehört, erwies sich bald als irrtümlich, denn unerwartet plötzlich tauchten sie, wenn auch vereinzelter, in der Ferne wieder auf, und das in noch sonderbareren Bildungen. Es begegneten uns zahlreiche Kamele mit Fracht als Karawane.

Um 11 Uhr 23 Min. Halt vor „Kistna" an der Mündung des Bheema in den Fluß gleichen Namens. Um $^1/_2$12 Uhr überfuhren wir dessen schöne eiserne Brücke amerikanischen Systems. Deutlich zeichnete sich die Mündung des seichten Bheema in dem steinigen, geröllreichen, ebenfalls seichten Kistna. Um 11 Uhr 43 Min. Halt vor „Tschikzagóre", einer öde liegenden, kleinen Station. Seit wir den Kistna überfuhren, sah man mehr Anpflanzungen von Baumwolle. In der Nähe der Station zeigte sich ein roter, kahler, an seiner Basis zirkelrunder, und oval sich erhebender, einzelner Berg eigentümlichster Art.

Um 12 Uhr 30 Min. Halt vor „Raichoore", umringt von Bergen wie die früheren, nur sind die Gruppen hier zahlreicher, es zeigte sich überhaupt mehr Felsengeröll, welches gleich wie das frühere ohne Ausnahme ein gerundetes, sozusagen alluviales ist. Unter diesen Erhebungen erscheint eine kunstvoll befestigte, jedoch sind die wertvollen Werke in Ruinen verfallen. Die übrigen Berge sind nur teilweise Fortifikationen und meist mit Tempeln versehen und daher heilig.

Auffallend im höchsten Grade sind, namentlich hier, die Lagen der Steinkolosse auf Steinkolossen, oft schwebt ein riesiger Block über dem anderen, gleichwie der blitzende, messingene Wasserkrug auf dem Haupte einer geschmeidig gewandten Indierin; oder es erscheint ein solcher, nur an einem Ende sich stützend, als wenn er jeden Augenblick fallen müßte, und doch steht er in dieser

Lage unveränderlich seit Jahrtausenden. Es ist wie gesagt eine auffallende Merkwürdigkeit, die sich hier vor dem Blicke entfaltet, und verdient einen längeren Aufenthalt, denn man kann sich über die sonderbaren Lagen und Stellungen dieser durch vulkanische Kraft vor Zeiten hierher gebrachten Blöcke weder durch Zeichnung, noch weniger durch Beschreibung einen klaren Begriff machen.

Der Ort selbst ist Militärstation und ihn bilden recht zierlich erbaute Häuser. Hier fand Wagenwechsel statt, indem die bisherigen nach Bombay zurückkehrten und wir in die der Madraser Linie steigen mußten, ein Wechsel, der für die Nachtreise höchst günstig war, da in den Madraser Wagen sechs Betten aufgemacht werden konnten.

Nachdem die Berge der Umgebung von Raichore schwanden, erschienen wieder fünf andere einzeln stehende, die jedoch in der Mitte gespalten, ähnlich einer Frauenbrust waren und hinter denen in der Ferne zahlreiche, höchst merkwürdige Auswüchse der Erde sich zeigten, über denen scheinbar ein bläulicher Dunst schwebte.

Um 1 Uhr 15 Min. zeigte sich, soweit das Auge reichte, das Terrain eifrig bebaut, der Boden war dunkelfarbig und humusreich, der Wuchs der Gewächse war ein kräftiger und deren Farbe dunkelgrün. Um 1 Uhr 20 Min. zeichneten sich östlich in Fernsicht die Konturen eines vierkantig spitz zulaufenden Berges, bald auch westlich ein gleicher und hierauf eine ganze Kette erstaunlicher Erhebungen, deren Kämme und Form der Spitzen schwer zu beschreiben sind. Um 1 Uhr 28 Min. hielten wir in „Mutmurri", der letzten Station im Staate Hyderabad, deren luftiges Gebäude natürlich aus Granit der Gegend erbaut war. Wir kreuzten hier mit dem Zuge nach Raichore, der mit britischen Soldaten gefüllt war, die lärmend, brüllend und fluchend an uns vorübersausten.

Es wäre faktisch der Mühe wert, dieses sonderbare Zentral-Gebirge zu bereisen, wenn nur die Kommunikations-Mittel im wilden Hyderabad leichter und weniger kostspielig wären, und es regte sich in mir lebhaft das Verlangen, dieses mir gegenwärtig unmögliche Unternehmen einmal durch eine wiederholte Reise nachzuholen.

Die Bevölkerung der Strecke erweckt gleich wie die Gegend viel Interesse, es charakterisiert nämlich dieselbe ein gewisser Zug der

Gutmütigkeit, in welchem man jedoch oft denjenigen des Hasses bemerkt, und wie könnte es auch anders mit ihr sein, die wider Willen einer sie verachtenden, sie monopolisierenden Nation unterworfen ist, deren Sitten, Gebräuche und Wesen ihr in jeder Beziehung so antinational und so zuwider sind.

Der Boden, der uns umringte, war ziegelrot in der Farbe, thonhaltig und sehr fruchtbar; alles wachsende zeigte sich dunkel im Grün und kräftig im Wuchs. Das Vieh auf der Weide, am Pflug und am Karren erschien mager, jedoch kräftig und munter. Die Bahn umkanteten dicht hochwüchsige Agaven.

Um 1 Uhr 45 Min. überfuhren wir die Brücke des breiten, sehr seichten und sehr geröllreichen Tooongabutra und zugleich die Grenze der Präsidentschaft Madras und hielten vor der Station, die mit dem Flusse den gleichen Namen trägt, und deren Umgebung ein üppiges Agaven-Spalier und reichhaltige Steinbrüche bilden.

Von hier aus zeigte sich das Weideland unter feinen, gelben, jedoch nahrhaften Gräsern mit zahlreichen Büffeln und Schafherden; teilweise waren die Weidestrecken mit Mimosen bewachsen. Ackerbau zeigte sich nur stellenweise, und das wechselnd mit dem Erscheinen hoher Felsengeröll-Erhebungen, die meist kleine Tempel krönen. Je weiter, um desto mehr nehmen letztere zu, und als wir um 2 Uhr 8 Min. vor der Station „Kosgee“ hielten, so schienen dieselben uns vollständig zu umschließen.

Eine Mauer aus behauenen Steinen umgiebt das Gebäude der Station und ist mit hochrankenden Winden dicht belegt, deren mannigfaltigste Blüten, in Dolden hängend, einen gefälligen Eindruck machen. Kein Volk war bei der Station zu sehen, und es herrschte eine sonderbare Ruhe, die im lärmenden Indien doppelt merkwürdig erscheint. Kaum daß ein Laut zu hören war, man hätte leicht sagen können: still wie im Grab — wenn nicht ein im Gepäckwagen eingesperrter Bluthund sein entsetzliches Geheul in die Stille geschmettert hätte.

Um 2 Uhr 13 Min. durchzogen wir die Felsengeröllberge, die scheinbar sich zu schließen schienen, doch war dieses eine gewaltige Täuschung, denn je weiter wir vorrückten, umsomehr trennten sich auch die Massen von neuem, gleichwie auf die Seite geschoben, und bildeten immer

wieder Berg für Berg, ob klein ob groß, ihren vollständig von einander geschiedenen isolierten Kreisstand, und wiesen deutlich auf die gewaltige Macht der Zentral-Glühhitze und derjenigen des Wassers im Inneren der Erde, die hier in der Urzeit einmal gewirkt haben müssen.

Um 12 Uhr 30 Min. zeigte sich ein Doppelberg, ebenfalls mit wildem Geröll umgeben, jedoch mit üppigen Bäumen bewachsen. Auf einer seiner Spitzen, auf freistehendem Felsen erbaut, zeigte sich ein Tempel. Im Geröll lagen oft Feldstücke, in denen alsdann statt der früher erwähnten Bambusgerüste Felsblöcke zur Rast benutzt wurden. Um 2 Uhr 45 Min. begann die Niedersteigung und wir entfernten uns allmählich vom Gebirge. Es zeigten sich umfangsreichere Strecken unter Baumwolle und Mais. Um 2 Uhr 55 Min Halt vor der Station „Adoni". Das umfangreiche Dorf gleichen Namens lag am Fuße eines Geröllgebirges auf ca. einer Meile Entfernung, umgeben von schattigen Bäumen. Um 3 Uhr 12 Min., einer Baumwollenpresse vorbei, zeigte sich die Gegend nur unter Anbau der Baumwolle.

Die Häuser der hiesigen Dörfer bestanden aus vier kurzen Mauern im Quadrat, deren Steine mit Lehm verbunden waren, die flache Bedeckung bestand aus Schilf oder Gras. Hin und wieder umgeben dieselben kleine Veranden, die ebenfalls eine Grasbedeckung haben. Die Höhe der Häuser betrug gewöhnlich 5—7′. Oft sah man Dörfer inmitten des Gerölles der Berge. Alsdann sind die kleinen Häuser derselben an einem Felsen, oft unter einem solchen erbaut und die Einwohner leben in diesen Wohnungen in auffallender Eintracht mit der reichhaltigen Schlangenwelt der Gegend. Adoni hat übrigens den Ruf, die Heimstätte der malabarischen Schlangenbändiger zu sein. Um 3 Uhr 30 Min. schwand vollständig das Gebirge und nur Baumwolle und Mais zeigte sich in der Rundsicht. Die Leute pflügen mit dem primitiven sogen. ägyptischen Haken, dem sie 6—8 Ochsenpaare anspannen.

Hierauf folgte „Auspree", wie die bisherigen Stationen aus behauenem Granit erbaut und mit üppigen Anpflanzungen umgeben. Es zeigten sich kräftiges Vieh und feiste Schafe auf der Weide. Es wurde die Baumwolle mit zwei Gespann Ochsen am Haken gefurcht

und die Frauen nebst Kindern jäteten den Acker vom üppig wuchernden Grase. Um 4 Uhr 7 Min. bei der Station „Nuncherla" erschienen wieder kegelartige Erhebungen, bis 4 Uhr 27 Min. vor der Station „Goondakul" in üppiger Baumvegetation, von der aus die Zweigbahn von Bellary mündet. Dann folgte wildes Land mit Kaktus-Gestrüpp auf steinreichem, schwülstig durchwühltem Terrain. Westlich zeigte sich ein grünbelegter See, den ein aufgestauter Nebenfluß des Pennar gebildet, in dessen versandeter, jedoch grasreicher Umgebung viele Büffel weideten. Hierauf folgten im Umkreise grünende Reisfelder unter künstlicher Überschwemmung, hin und wieder Baumwolle und Kokos-Palmenhaine, Sumpfland, rotfarbige Äcker mit Rizinusplantagen. Das ganze Bild umfaßte im fernen Hintergrund das Gebirge. Endlich zeigten sich wieder nah zahlreiche Gruppen felsiger Kegelberge, in deren Mitte ein durch sein gezacktes und massiveres Gebilde auffallender Berg sich befand. Bei glänzendem Sonnenuntergang und herrlicher Beleuchtung hielten wir vor „Gooty", wo ich mein Billet, da hier kein Unterkommen zu finden war, bis „Tadpurri" gegen 2 Rupien löste, und wo wir, nachdem wir eine eiserne Prachtbrücke überfahren, um 7 Uhr 15 Min. anlangten.

Hier traf mich die unerwartete Nachricht, daß der Abgang der Züge nach Madras geändert worden war und daß ich entweder sofort weiter müsse oder bis zum nächsten Abend zu warten hätte. Da mein Gepäck in Folge der Nachlässigkeit der Bahn in Gooty geblieben war, so mußte ich schon zur Nacht hier bleiben und mit einer schmierigen Bank des Wartezimmers vorlieb nehmen, in welchem ein Gewimmel von Fledermäusen, viel Ungeziefer und Moskitos sich zeigten. Das Gebäude der Station war gleich denjenigen der übrigen im Lande von höchst eigentümlicher Bauart. Es war nämlich von nur einer Zimmerbreite, niedrig und mit flachem Dach. Fenster waren keine vorhanden. Es waren oberhalb Öffnungen in der Mauer, ähnlich den Schießscharten, die, wenn erforderlich, mit einer soliden Eisenthür geschlossen werden konnten, unterhalb befanden sich ambrasurähnliche, ebenfalls verschließbare Öffnungen, und die Thüren waren denjenigen von Festungen gleich, innerhalb mit festem Beschlag, mit Klammern und massiven Riegeln versehen.

Nach einer gut verbrachten Nacht durchwanderte ich die üppigen Baumwollfelder, in denen sich eine auffallende Mannigfaltigkeit von Schmetterlingen zeigte. Um 9 Uhr, nach einem einfachen, jedoch guten Frühstück, löste ich mein Billet für 66 Meilen bis Kudapá II. Klasse gegen 1 Rupie 12 Annas, und eines III. Klasse für einen armen jungen Hindú, der hier krank gewesen und keine Mittel zur Heimkehr hatte, für 1 Rupie 1 Annas, und verließ den Ort um 10 Uhr 30 Min.

Auf der folgenden Strecke zeigten sich hin und wieder Antilopen und Hirsche, da hier die Gegend, wie man mir sagte, vom Tiger nicht belästigt wird. Der Acker war unter Baumwolle oder Mais. Der Baumwuchs war ein spärlicher, er bestand meist nur aus Mimosen als Gestrüpp. Östlich in der Ferne zeigte sich das plateauförmige, kahle Gebirge der östlichen Ghats, mit ihren oft spitz zulaufenden Berggruppen. Die Bahnlinie umkanteten ununterbrochen als Hecken Agaven im üppigsten Stande. Zahlreich erschienen Dörfer mit elenden Hütten, die der Farbe des Bodens gleich und kaum von demselben zu unterscheiden sind, jedoch von einem an Schatten reichen Gestrüpp und von einzeln stehenden Bäumen malerisch umgeben waren.

Um 10 Uhr 30 Min. überfuhren wir die eiserne Brücke des fast vollständig trockenen, versandeten, jedoch breiten Tohitrovaty-Flußes während 5 Minuten, und hielten um 11 Uhr 12 Min. vor „Condipooran“ in einer öden, baumlosen, heißen Lage. Keine Passagiere kamen zu und wenige waren im Zuge, desgleichen war es mit der Fracht. Ich war der einzige Europäer.

Zwischen zwei niedrig sich ziehenden Gebirgszügen setzten wir unsere Fahrt fort. Das Felsengeröll, welches die Berge bildete oder überdeckte, war hier in der Form der Steine und Blöcke oft flach, stets kantig und nicht gerundet wie bisher. Die flachen Kämme der Berge sahen schießschartenähnlich aus. Viel Ziegen zeigten sich im Geröll und belebten die sonst starre Gegend, die bis 3 Uhr die gleiche blieb, als wir „Kanapá“ erreichten, wo ich für 161 Meilen nach Madras mein Billet II. Klasse gegen 6 Rupien löste und am Abend um 9 Uhr eintraf.

Die Strecke von Kanapa bis Madras war ähnlich der bisherigen,

mit dem Unterschiede, daß wir die östlichen Ghats scharf abwärts zogen, öfters Bäche, die meist trocken erschienen, überfuhren und allmählich sumpfigere Gegenden durchstrichen, die, je mehr wir uns Madras näherten, eine üppigere Palmen- und Baumvegetation aufwiesen, bis wir das niedrig und tief gelegene Handelsemporium des südlichen Teiles Indiens mit seiner auffallend üppigen Vegetation erreichten.

Madras und Umgegend. — Das Volk. — Kantonnement St. Thomas. — Die Strecke von Madras bis Kalkutta zur See. — Von Madras bis Tutikorin. — Trichinopoly, die Pilgerstätte. — Madjura, die Pilgerstätte. — Palast der Nawabs. — Pagoden der Parwaty. — Strecke bis Tutikorin. — Tutikorin als Ort und Gegend. — Verbindung mit Ceylon.

Während meines Aufenthaltes in Madras 1875 und 1882 wählte ich den sogen. Stadtteil der Mount-Road, der in der Mitte einer parkähnlichen Gegend gelegen und aus Villen und Hotels besteht, die, durch schattige Bäume von einander getrennt, nichts weniger als den Eindruck einer Stadt entwickeln, sondern eher denjenigen eines umfangreichen Areales von Landhäusern. Die Entfernung vom Hafenort, dem sog. „Black-town,“ beträgt 4 Meilen, und auf halbem Wege zum letzteren befindet sich das umfangreiche, den Sonnenstrahlen ohne Schatten ausgesetzte Fort St. Georg mit Prachtsicht auf das bengalische Meer und seine vorzüglichen Strandwege.

Die Beschreibung der Stadt ist durch ihren Umfang und durch ihr getrenntes Wesen sehr schwierig, und man könnte die Auffassung derselben klarer machen, indem man sie als zahlreiche, enggedrängte, bunt gehaltene orientalische Dörfer, als einen, durch eine auffallend mannigfaltige Baumvegetation der Tropen getrennten und zugleich durch dieselbe vereinigten Komplex vorstellt, mit der Berücksichtigung, daß die parkähnlichen Verbindungen derselben mit isoliert liegenden, meist schmuck erbauten Villen gefüllt sind, die durch den Schatten der gewaltigen Bäume vollständig verdeckt werden.

Das Hauptsächlichste dieser Dörfer ist die sogen. „schwarze Stadt“ (Black-town), am Hafen gelegen, die im Kern mit ihren Tempeln und Moscheeen eine im Verfall begriffene orientalische und in ihrer Um-

gebung durch das Entstehen europäischer Bauwerke eine künstlich erblühende, fremdnationale Stadt im grellsten Kontrast zu einander vorstellt. Die übrigen Dorfschaften, die den großen Komplex bilden, tragen noch den nationalen Typus und verlieren denselben nur teilweise durch die in den sie umgebenden Parkanlagen sich zeigenden Villen der europäischen Handels- und Beamtenwelt, die meist mehrstöckig und dem heißen Klima angemessen im luftig orientalischen Stile, jedoch möglichst vereinigt mit demjenigen der Briten, erbaut sind.

Der Hafen ist ein seichter und der wilden See gefährlich ausgesetzter, so daß die Dampfer und Schiffe nur weit hinaus in der See ankern oder sich baken können. Die Verbindung derselben mit den Werften findet vermittelst „Masulahs" statt, das heißt durch Boote, die ohne Geripp aus Planken erbaut sind, die mit den Fasern der Kokosnüsse fest zusammengefügt werden. Zur Sicherung des Hafens vor dem gewaltigen Einfluß der Wogen und zur Bildung einer sichern Einfahrt ist ein doppeltes Brechwasser projektiert, und das mit einem Kostenvoranschlag von ca. 600000 Pfd. St., jedoch bleibt es höchst fraglich, ob durch dasselbe die gewaltigen Versandungen beseitigt werden können.

Merkwürdige Bauwerke weist Madras eigentlich gar keine auf, es sei denn die Festung an und für sich, die Kathedrale, die St. Georgs-Kirche, die Münze und das umfangreiche Klub-Haus an der Mount-Straße. Die Haupt-Sehenswürdigkeiten liegen in der auffallend üppigen Vegetation der sumpfigen, an Lagunen reichen, jedoch stark kanalisierten Umgegend und im Charakter der interessanten, hier die Tamul-Sprache redenden Bevölkerung, die als eine geistig aufgeweckte, physisch kräftige, im allgemeinen höchst sympathische sich zeigt und dem Besucher der Gegend viel Interesse bietet.

Ein lohnender Ausflug ist derjenige zum 5 Meilen entfernten Kantonnement St. Thomas, zu dem allmählich emporsteigend eine gute und an Schatten reiche Straße führt. Hoch auf einem Berge ist daselbst die kleine St. Thomas-Kirche mit prachtvoller Rundsicht gelegen. Der primitivste, doch vollständig erhaltene Teil derselben soll, laut der Sage, vom Apostel St. Thomas zur Zeit seines hiesigen Aufenthaltes erbaut worden sein und das Altarbild in derselben, die sitzende Mutter Gottes nebst vor ihr stehendem

Christkinde, soll das Werk des Apostels St. Lukas gewesen sein. Gemalt ist das Bild auf jetzt stark wurmstichigem Ceder-Holz, welches unzweifelhaft ein hohes Alter aufweist. Die Glaubwürdigkeit dieser Aussage soll die altarabische Inschrift des Bildes beweisen; es bleibt nur die Frage, ob letztere eine authentische ist.

Der Aufenthalt in Madras wäre ohne die üppige Vegetation ein unerträglicher. Das runde Jahr heiß, umgeben von den östlichen Ghats im Norden, im Westen vom an Kaffeeplantagen so reichen Malabar-Gebirge, tief liegend, den Ausdünstungen der Sümpfe ausgesetzt, ist der Ort „ein wahres Treibhaus in den Tropen", und man fühlt ein unbeschreibliches Behagen, wenn man zur Seereise das Schiff betritt, ein Gefühl, welches ich kennen lernte, als ich 1875 von Madras aus die Coromandel-Küstenfahrt nach Kalkutta unternahm und auf dieser Fahrt die Orte „Koconado" in seiner höchst malerischen Gebirgs-Gegend, die englische Militärstation „Vizagapatam", „Vimblapatam", „Colingopatam", das jagdreiche, wild und öde liegende „Colingapatanam" am Vangsathara-Fluß besuchte, um nach einer dreitägigen Küstenfahrt endlich durch den sich schlängelnden, oft versandeten Hoogly, mit der üppigen Vegetation seiner Ufer und mit seinem alle indischen Gewässer charakterisierenden gelb- oder rotfarbigen Wasser die jetzige Hauptstadt des Kaiserreiches, Kalkutta zu erreichen.

Die Strecke von Madras bis Kalkutta oder die östliche Küste Indiens bis „Nisampatnam" resp. der Mündung des Kistna und weiter bis zu derjenigen des Godavari resp. dem Kap gleichen Namens ist eine flache, an Lagunen reiche und öde. Weiter bis „Colingapatanam" zeichnet sich das stark durchbrochene, wilde, vegetationslose Gebirge von Vischakpatanam. Alsdann bis zur Chilka-Lagune das gleich öde von Ganniam und dem folgend bis zur Mündung des Hoogly (Hugly) eine flache, wasserreiche, sumpfartige Küste.

Da ich Kalkutta weiterhin beschreiben werde, so kehre ich mit meiner Schilderung wieder nach Madras und zu meinem Ausflug 443 Meilen südlich nach Tutikorin (oder Tutukudi genannt) zurück, und werde auch meine übrigen Bemerkungen über die Staaten der Präsidentschaft Madras, über den von Maisur und denjenigen von Hyderabad summarisch mit jenen von Bombay vereinigen.

Ausflug von Madras nach Tutikorin.

Mein Billet für 443 Meilen II. Klasse betrug 14 Rupien, und am 13. August 1882 um 7 Uhr in der Früh verließ ich den primitiv erbauten Bahnhof, der weit außerhalb der Stadt gelegen ist. Die folgende Gegend zeigte, gleich nachdem wir das üppig grünende Madras verlassen, flache, waldlose Strecken der Küste von Chengalpatt, die hin und wieder von kurzen Höhenketten unterbrochen wurden. Es zeigte sich eine auffallende Menge von Schmetterlingen, mannigfaltig in Farben und Arten. Die Vegetation bildeten Draceen, Aloe und üppig blühende Kakteen. Um 10 Uhr 40 Min. nach zurückgelegten 58 Meilen Halt in „Atscharapona" zum Frühstück. Hierauf folgte eine üppige Grasgegend. Das Terrain war hügelig und waldlos d. h. es zeigte sich kein einziger Baum. Die hin und wieder erscheinenden Berge westlich waren niedrig und charakteristisch gebrochen in ihren Formen, deren Böschungen und Höhen mit Felsengeröll belegt waren, welches sich übrigens im wilden Durcheinander auch auf der Fläche zeigte. Der Boden, ein thonhaltiger Sand, war rot in der Farbe. Stellenweise bildete Gestrüpp kleine Haine. Auffallend waren die zahlreichen Flüsse, die wir überfuhren, durch ihren vollständig trockenen Sand, und sie erschienen wie abgeleitet, was infolge der Entholzung der Gegend entstehen soll.

Von „Pataran" zeigte sich trotz trockener Flüsse viel Reis, und das gutstehender, und das Gebüsch nahm an Üppigkeit zu. Vor Villapore, auch „Villapuram" genannt, 98 Meilen von Madras, findet die Verbindung mit dem französischen „Puducheri" (Pondichery) statt. Ich unterlies den Besuch des Ortes des lästigen Doppelzolles wegen und setzte meinen Weg nach Trichinopoly fort. Von hier aus wurde die Gegend eine üppigere, die Bananen- und Zimmtanpflanzungen, Reis und Weizen zeigten sich im üppigsten Stande. Um $^1/_2$ 2 Uhr inmitten der Felder zeigten sich endlich wieder Kokos-Palmenhaine und bei zunehmender Vegetation trafen wir, durch eine im Bau begriffene Brücke des Pennar 2 Stunden aufgehalten, erst um $^1/_2$12 Uhr in der Nacht, nach zurückgelegten 248 Meilen von Madras, in „Trichinopoly" ein.

Die alte Festung ist auf einem Felsen erbaut, der sich 600' über die alluvialen Flächen seiner Umgebung erhebt. Die Umfassungsmauern derselben haben im Umkreis eine Länge von 2 engl. Meilen und eine Maximalhöhe von 30'. Der Tempel, der die Spitze des Felsens umkrönt, ist aus der Ferne gesehen ein pompöses Bauwerk und jährlich die Pilgerstätte unzähliger Brahmanen. Der Ort selbst ist durch seine Juweliere, Arbeiter in Stahl und Sattler berühmt.

Nach einer vortrefflich verbrachten Nacht im Rasthause (Bungalo), welches sich in der Nähe des Bahnhofes befand, einem erfrischenden Bade und gutem Frühstücke indischer Art, ließ ich mich zum Tempel fahren. Die Stadt ist eine Meile von der Bahnstation entfernt und man kann mit der Bahn bis in das Fort gelangen. Die Strecke zu Wagen ist zwei Meilen. Der sogen. Trichinopoly-Felsen nebst Tempel liegt inmitten der Stadt. Eine teilweise ziemlich gute, breite Stiege führt hinauf, die höchste Spitze bilden in den Felsen gehauene, stufenartige Vertiefungen, die, durch die barfüßigen Indigenen sehr geglättet, für den bestiefelten Europäer höchst beschwerlich sind. Der Tempel darf nur von den Sivah-Brahmanen betreten werden, ist für indische Verhältnisse höchst sauber gehalten und durch sein Alter, seine umfangreichen Hallen und seine Mönchszellen, obgleich in denselben keine besonders kunstvollen Meißelungen zu bemerken sind, sehr interessant. Die Stadt selbst ist umfangreich und besteht aus Hütten, kleinen Häusern und Bazars ohne nennenswerte Gebäude.

Der Hauptwallfahrtstempel des Ortes liegt $2^1/_2$ Meilen von der Stadt entfernt auf einer Insel des Kaveri-Flusses, der auch Kalerun genannt wird. Über die Arme des Flusses führen Brücken. Der Tempel ist in der Pracht seiner kunstvoll gemeißelten und an Farben reichen Pagoden, deren ca. 21 im Komplex sich zeigen, auffallend. Von diesen Pagoden ist die höchste 300' hoch. Die Säulen der Halle sind meisterhaft in ihrer Meißelung und Struktur. Zu bemerken ist, daß zum Bau aller Tempel der Brahmanen nur Stein und kein Holz gebraucht werden darf, daher in ihrem Bauwerk gigantische Streckbalken, Sparren und fachwerkartige Verbindungen nur aus Stein sich zeigen, deren kunstvolle Vereinigung und ihr Gleichgewicht überraschend sind. Auffallend sind die Fußböden, die aus einer Art Zement her-

gestellt sind, der trotz seines Alters fest, glatt, ohne Risse und ohne Ausbesserungen sich zeigt. Sehr kunstvolle Figuren erscheinen in den bunt gemeißelten Pagoden, und das bis in die höchste Höhe derselben, desgleichen auf den Säulen des Zentralhofes und der Halle.

Am folgenden Tage um 12 Uhr 30 Min. setzte ich meine Reise nach Madjura fort, eine Strecke von 93 Meilen. Westlich zeichneten sich im blau der Ferne die Konturen des Malabar-Gebirges, dessen südliche und südwestliche Abhänge die hoffnungsreiche Gegend der britischen Kaffeeplantagen-Besitzer sind. Gegen 1/24 Uhr nach zurückgelegten 46 Meilen waren wir umgeben vom Gebirge mit wildem Felsengeröll auf den Böschungen der Berge und in den Flächen des Dindigal-Thales, welches der zu der Zeit an Wasser arme Vyga durchzog und über welches hinweg sich die romantischen Höhenzüge der Palnai- und Kandamum-Berge erheben. In den Flächen des Thales zeigten sich Kaffeeplantagen, die jedoch mißraten sind, da die Pflanzen hier nur an den südlichen und südwestlichen Abhängen der Gebirge resultatvoll fortkommen.

In stets gebirgiger Gegend erreichten wir um 8 Uhr „Madjura" am rechten Ufer des Vyga. Ich hielt im Rasthause (Rest-house), in welchem ich im zweiten Stock ein luftiges, jedoch unsauberes Zimmer, dagegen aber eine vorzügliche Mahlzeit fand.

Bei herrlicher Brise, die das offene Fenster mit der Hülfe des Punka über meinem Bette, welches rastlos die Nacht über bewegt wurde, mir gab, hatte ich einen erquickenden Schlaf gehabt, und nach einem freilich lauwarmen Bade, jedoch solidem Frühstück war ich um 7 Uhr im Wagen und ließ mich zu dem 5 Meilen entfernten heiligen Teich der Brahmanen, dem Pudu-Madahon fahren, der mit seinem Tempel, gleichwie die anderen des Ortes, vom Radja oder Nawab Trimaleiker erbaut worden ist. Inmitten dieses Teiches, der einen Umfang von einer halben Meile hat, liegt auf einem Felsen erbaut ein Tempel, und dem Teiche gegenüber ein in Ruinen verfallener, aus welchem, wie der Indigene sagt, „die Gottheit ausgezogen ist". Früher bildete er mit demjenigen am früher beschriebenen Teiche einen Tempelkomplex, der von einer stattlichen Mauer umgeben war. Teile dieser Mauer sind noch stellenweise sichtbar, das Material ist zu den Be-

hausungen der in seiner Nähe lebenden Europäer höhnisch niedergerissen und verbraucht worden. Unter den Steinmassen der Ruinen und an den Säulen und Mauern, die noch stehen, zeigen sich ausdrucksvolle Meißelungen, in denen man gelungene Körper- und Gesichtsformen in fehlerhaften Proportionen noch deutlich erkennen kann.

Vom Teiche aus fuhr ich zum Palast der früheren Nawabs, welcher jetzt als Gebäude der Justiz und zur Unterkunft verschiedener Regierungsorgane benutzt wurde und gerade zur Zeit in Reparatur genommen war. Diese Renovierungen werden in gelungener Weise nach altem Stil bewerkstelligt und zu diesem Zweck indigene Arbeiter benutzt. Die Haupthalle des Palastes mit ihren ca. 125 Granitsäulen ist eine prachtvolle. Die Oberlagen sind durch ihren bunten Farbenreichtum und ihrer künstlerischen Meißelung wegen sehr sehenswert. Sie stammen aus der Zeit der Mohammedaner, aus der der Brahmanen und derjenigen späterer Reparaturen, und sind daher höchst verschieden im Stil. Es zeigen sich viele Säulen aus feinkörnigem Granit und aus schwarzem Stein.

Hierauf besuchte ich den im Zentrum der Stadt liegenden Pagoden-Komplex, der der Parwaty, der fürchterlichen Gemahlin Sivas gewidmet ist. Er ist in Meißelung, im Farbenreichtum und in der schlanken Höhe der Türme das Sehenswerteste, was sich in dieser Art nur treffen läßt. In die Pagode des Siva und in die kleinere der Parwaty mit goldener Kuppel ist, da der Geist dieser Gottheiten sich in denselben aufhalten soll, der Zutritt mit Ausnahme einiger Brahmanen nicht gestattet; die Tempel sind sehr glanzvoll in ihrer äußerlichen Erscheinung.

Dieser Pagoden-Komplex nebst seinem Zentralteich wird „Vaye-Madahona“ d. h. der Mitteltempel genannt, während der früher erwähnte, in Ruinen verfallene „Udu-Madahona“, d. i. der große heißt. Beide bildeten früher, inbegriffen den Palast des Nawab, einen Komplex, der zu der Zeit von einer hohen Mauer, die noch stellenweise sich in der Stadt zeigt, umgeben war, und aus deren Material die jetzigen Häuser und zahlreichen Überbrückungen der Stadt erbaut worden sind, daher man oft in den Steinen der Bauwerke überraschende Meißelungen und Verzierungen bemerkt. Der Zentralteich im Tempel der Parwaty ist

auffallend grün in der Farbe seines schleimigen Wassers, obgleich das Wasser zu gewissen Zeiten gewechselt wird. Zahlreiche badende Pilger sah man im Teiche ihre Kleider waschen und das Wasser zu ihrer Seelenreinigung einschlürfen, was einen Widerwillen erweckenden Eindruck hervorrief, einen Eindruck, der übrigens im allgemeinen durch korrumpierte Gebräuche und Sitten bei den Zeremonien des modernen Brahmanentums zu treffen ist, da trotz glanzvoller Umgebung der kunstvoll errichteten Pagoden Schmutz den Charakter der Tempel bildet und unsauberes Wesen in der Ausübung des Kultus sich zeigt.

Madjura ist einer der Hauptwallfahrtsorte und soll im Verlaufe des Januar 1882, dem Monate der jährlichen Wallfahrten, an Opferspenden 200 000 Rupien eingebracht haben.

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Madjura löste ich für 99 Meilen südlich bis Tutikorin, ein Billet II. Klasse gegen 3 Rupien 3 Annas, verließ den sehenswerten Ort um ½7 Uhr, und traf um 1 Uhr im schon von Marco Polo wegen Perlfischerei erwähnten Tutukudi, jetzt „Tutikorin" benannt, ein. Die Strecke bis Tirutarangundram, 5 Meilen, zeigte meist Pagoden gleich denjenigen von Madjura, aber oft auch statt bunter wie letztere, solche in glänzend weißer Farbe. Der genannte Ort mit seinen zahlreichen, grünschlammigen, heiligen Teichen, ist der gegenwärtige Wohnsitz der Familie und der Nachkommen des 1801 durch die Briten entthronten Nawab von Karnatik, des damaligen Beherrschers der Strecken, die gegenwärtig die Präsidentschaft von Madras bilden, und derjenigen einiger sogen. freier Staaten, die jedoch als Vasallen der britischen Krone der Regierung der Präsidentschaft von Madras zugeteilt sind.

Der hauptsächlichste der Tempel liegt am Fuße eines 500′ sich erhebenden Granitfelsens, den man von Madjura aus deutlich sieht. Die Umgegend, die die zahlreichen Tempel und heiligen Teiche in auffallendster Weise charakterisieren, ist öde.

Weiterhin kennzeichnen die Gegend Reisflächen, lichte Kokospalmenhaine, westlich in der Ferne die Nilgirri- oder Malabargebirge mit dem hin und wieder erscheinenden Dunkelgrün der Kaffeeplantagen, und bis zum Fuße des Gebirges entwaldete Strecken. Weiterhin schwindet allmählich die bisherige Fernsicht der Berge und es bleiben

westlich nur öde Flächen mit spärlichem und krüppeligem Baumwuchs, in denen nur hin und wieder beackerte Stellen sich zeigen. Der Boden ist durchgehends ein sandiger.

Nach zurückgelegten 45 Meilen, zwischen „Sattur“ und „Kowilpatti“, beginnen wieder Baumwollenplantagen, und es zeigen sich zahlreiche Herden brauner langohriger Ziegen. Der Boden wird ein schwarz-sandiger. Die zahlreichen Flußbette, die wir überfuhren, zeigten sich vollständig trocken und die Gegend, obgleich unter Baumwolle, auffallend dürr, bis wir nach zurückgelegten 81 Meilen von Madjura vor „Maniachi“ die Junktion der Paliamkotta- und Tutukudi-Bahn erreichten, und alsdann in östlicher Richtung nach zurückgelegten 18 Meilen zum Hafenort des Golfes von Manar, Tutikorin, gelangten.

„Tutikorin“ liegt in einer sandigen, an Dünen reichen Umgebung, die bis in die weiteste Fernsicht fast vegetationslos sich erstreckt. Im Orte selbst zeigten sich recht schmucke tropische Anpflanzungen. Die Perlfischerei befand sich im Stillstand, und die Existenz des Ortes hing nur ab von der Thätigkeit einiger Baumwollpressen, die sich in demselben befanden, von der Verbindung mit Ceylon, resp. von den Perlfischereien der Riffe der Adams Bridge, und von den Pilgern, die als Brahmanen zu den heiligen Tempeln einiger Inseln der Umgebung, oder als Budhisten zu denjenigen Ceylons, und als Mohammedaner und Budhisten zur Adams-Spitze der Insel Ceylon zur Wallfahrt sich hier versammeln. Die Bevölkerung des Ortes wurde mit 3000 an der Zahl angegeben, die meist zur römisch-katholischen Konfession sich bekennen. Die Verbindung mit Ceylon fand durch indigene Schooner oder durch Dampfer der britisch-indischen Kompanie statt. Die Entfernung bis Colombo (Ceylon) beträgt 160 Meilen. 1882 machte ich die Überfahrt mit indigenem Schooner in zwei Nächten und drei Tagen, eine Fahrt, die bei günstigem Winde nur zwei Tage erfordert.

Hiermit schließe ich die Schilderung dieses Ausfluges und kehre zu meiner weiteren Beschreibung Britisch-Indiens nach Bombay zurück.

3. Abteilung.

Politische Einteilung von Britisch-Indien. Grenzen desselben. Natürliche Einteilung in Regionen. Bevölkerung.

Politische Einteilung. — Nieder-Bengalen. — N.-W.-Bengalen. — Penjab. — Königreich Oudh. — Zentral-Provinzen. — Berar. — Maisur und Kurg. — Präsidentschaft Madras. — Präsidentschaft Bombay. — 460 selbständige Staaten. — Die zwölf nationalen Gruppen. — Teilung der Regierungsgewalt. — Grenzen. — Einteilung in Regionen. — Alpengegend. — Gebiete des Indus, Ganges, der großen Wüste und Zentral-Indiens. — Thal des Brahmaputra. — Ursprung und Sprache der Ureinwohner der 4 Regionen. — Kastenwesen.

Um einen klareren Begriff der Lage, resp. des Zuschnittes der Präsidentschaft von Bombay und derjenigen von Madras zu geben, will ich hier die allgemeine Einteilung von Britisch-Indien schildern, dessen 9 Teile die folgenden sind:

I. Der der vereinigten Provinzen von Nieder-Bengalen, der aus 10 Kommissionärschaften und 48 Distrikten besteht. Er steht unter der Leitung eines Gouverneurs und eines legislativen Conseils. Jede Kommissionärschaft steht unter einem Kommissionär und die Distrikte unter einem Kollektor und dem Magistrat. Das Gerichtswesen steht unter dem Obergericht und unter den betreffenden Distriktsgerichten. Der Umfang dieses Teiles ist gleich demjenigen der österreichischen Monarchie, und umfaßt das fruchtreiche Gebiet des unteren Ganges, den Küstenstrich von Orissa, das frühere Reich von Behar und Bengalen, und endlich das umfangreiche und waldreiche Territorium von Chotanagpoor.

II. Der der vereinigten Provinzen von Nordwest-Bengalen, der aus 7 Kommissionärschaften und 33 Distrikten besteht. Der Umfang dieses Teiles ist gleich demjenigen von Großbritannien, steht unter einem Gouverneur-Leutenant ohne Consilium, und die Hauptstadt desselben ist „Allahabad“ an der Mündung des Jumna in den Ganges. Er umfaßt das fruchtreiche Gebiet des oberen Ganges und ist dicht bevölkert, d. h. 378 Seelen auf die □Meile.

III. Derjenige von Panjab, der aus 10 Kommissionärschaften und 32 Distrikten besteht. Die Hauptstadt ist Lahor. Der Umfang ist um die Hälfte größer, als der letztgenannte Teil. Er steht unter einem Gouverneur-Leutnant. Das Gerichtswesen steht unter einem sogen. Hauptgericht. Die Kommissionärschaften stehen unter der Verwaltung eines Kommissionärs, die Distrikte unter derjenigen eines Kommissionär-Deputierten, und die zahlreichen Subdistrikte unter indigenen Tehsildars.

IV. Derjenige des 1856 annektierten Königreiches Oudh, dessen Umfang gleich demjenigen von Holland mit Belgien ist. Er besteht aus 4 Kommissionärschaften und 12 Distrikten. Die Regierung desselben liegt in den Händen eines Ober-Kommissionärs und die Justiz unter einem juridischen. Dieser Teil ist der bevölkertste Indiens; denn es werden in demselben 469 Seelen auf die □Meile gerechnet.

V. Der der vereinigten Zentralprovinzen mit dem Areal der annektierten Maharatten-Staaten. Der Umfang desselben ist annähernd halb so groß, wie derjenige der österreichischen Monarchie. Ihn bildet meist unbebautes, jedoch teilweise waldreiches Land. Die Bevölkerung bilden meist Horden aboriginaler Einwohner. Er ist in 4 Kommissionärschaften und 19 Distrikte geteilt. Die Regierung desselben leitet ein Oberkommissionär in gleicher Weise wie den Teil von Oudh.

VI. Derjenige von Berar, in der Größe von Dänemark. Er ist in 2 Teile, je drei Distrikte, geteilt und wird durch den britischen Residenten am Hofe des von England jetzt besoldeten Nizam von Berar regiert.

VII. Derjenige von Maisur und Kurg. Er ist im Umfang so groß wie Baiern und wird seit 1832 von England für den Radjah regiert. Er ist in drei Teile, je acht Distrikte, und denjenigen von Kurg geteilt. Das Gebiet bildet ein 3000—6000' über dem Spiegel des Ozeans liegendes Tafelland.

VIII. Derjenige der Präsidentschaft Madras. Sein Umfang ist gleich demjenigen von Großbritannien. Er ist in 20 Distrikte geteilt. Die Regierung desselben liegt in den Händen eines Gouverneurs und die Justiz in denjenigen des Obergerichtes.

IX. Derjenige der Präsidentschaft Bombay. Sein Umfang ist gleich demjenigen von Großbritannien und ist seit 1817 durch die Annexion verschiedener Territorien der Maharatten-Staaten zu seinem jetzigen Umfang gelangt. Er ist in 3 Kommissionärschaften und 22 Kollektorate geteilt. Die Regierung desselben befindet sich in den Händen eines Gouverneurs, eines exekutiven und eines legislativen Konsiliums und die Justiz unter einem Obergerichte.

Außer diesen genannten rein britischen Teilen finden sich noch 460 mehr oder weniger selbständige kleinere und größere Staaten, die das sogen. Britisch-Indien bilden und eigentlich mit nur wenig Ausnahmen, und das nur scheinbar, eine Selbständigkeit bewahrt haben.

Das Areal, welches diese scheinbar unabhängigen Staaten summarisch einnehmen, beträgt annähernd einen Umfang von 610 000 □Meilen, mit einer Bevölkerung von ungefähr 55 Millionen. Unter denselben sind Hyderabad im südlichen Indien, Baroda, nördlich an die Präsidentschaft Bombay angrenzend, und das wilde Nepal auf dem Hochplateau des Himalaya als die selbständigsten zu betrachten.

Diese 460 Staaten werden in nationaler Beziehung in 12 Gruppen geteilt und das:

1. Die indochinesische, mit ihrer den Chinesen anverwandten Bevölkerung, die unter dem Namen der „burmesischen" das Gebiet von Unter-Bengalen, d. h. das Thal von Assam umfaßt.

2. Die Gruppe der feudalen Häuptlingschaften der Ghond- und Koli-Horden in Chota-Nagpoor, in Orissa, in den Zentral-Provinzen und in Jaipoor.

3. Diejenige der Rajput-Staaten, am westlichen Abhang des Himalaya zwischen Nepal und Kaschmir.

4. Diejenige der Horden zwischen dem Indus und der Grenze von Afghanistan.

5. Die Gruppe der Staaten der Siks in den Steppen von Sirhind.

6. Diejenige von drei Staaten mit mohammedanischer Bevölkerung, und das namentlich: Bahawalpoor, zwischen dem Indus und der großen Wüste von Taror; Kaipoor südlich von letzterem zwischen dem Indus und dem Rajputana und Rampoor im Rohilkand.

7. Die Gruppe der Staaten und Häuptlingschaften von Malwa und Bandelkand in Zentralindien, die teilweise, in älterer Zeit von Raiputen, und später durch die Herrscher der Maharatten gegründet worden war.

8. Die Gruppe der Staaten des früheren Königreiches Rajputana.

9. Die Gruppe der Staaten des Gebietes des früheren Guzerat nördlich von der Präsidentschaft Bombay.

10. Die Gruppe der Maharatten-Staaten südlich von der Präsidentschaft Bombay.

11. Der mohammedanische Staat von Hyderabad im Dekan.

12. Die Gruppe der feudalen Maliah-Staaten, die östlich von Hyderabad liegen und durch den nordöstlichen Teil der Präsidentschaft Madras vom bengalischen Golf getrennt sind.

Die früher erwähnten 9 Teile des britischen Indiens, wie auch die eben genannten 12 Gruppen der 460, wie schon gesagt mehr oder weniger selbständig stehenden Staaten, befinden sich meist unter der direkten oder teilweise indirekten Regierung des Vizekönigs von Indien, der im Namen Ihrer Majestät von England seine Gewalt über ganz Indien ausdehnt.

Diese seine Regierungsgewalt wird in 6 Departements getrennt: 1) das auswärtige, 2) das heimatliche (home), 3) das finanzielle, 4) das militärische, 5) das der Agrikultur und 6) dasjenige der öffentlichen Arbeiten. Zur Leitung eines jeden Departements steht an der Spitze desselben ein bevollmächtigter Sekretär.

Die exekutive Gewalt bildet ein aus 6 Personen bestehendes Kabinets-Konseil, in welchem der Kommandeur en chef der ostindischen Truppen einen ex officio Sitz einnimmt. Ein jedes dieser Glieder ist Minister mit Portefeuille; das Amt des Auswärtigen bekleidet der Vizekönig selbst. Die Versammlungen des Konseils finden nur bei geschlossenen Thüren statt.

Das legislative Konseil bilden seit 1861 die Glieder des exekutiven und 6 bis 12 Mitglieder, von denen mindestens die Hälfte kein Amt bekleiden dürfen. Letztere werden aus verschiedenen Provinzen des Reiches gewählt, und das in einer Weise, daß von der Zahl vier indigene Machthaber und zwei Kaufleute Kalkuttas sein müssen. Die

Wahl ist eine zweijährige. Die jährlichen Sitzungen sind dreimonatliche und finden alsdann am Orte der Residenz des Vizekönigs einmal wöchentlich statt. Die Residenz desselben ist im Winter in Kalkutta und im Sommer zur Frische in Simla im Himalaya-Gebirge.

Das auswärtige Amt, welches der Vizekönig selbst leitet, ist infolge der schachmäßig ausgeführten Annexionsgelüste, infolge einer eifersüchtigen Politik, ein überaus geheimnisvoll betriebenes. Der Sekretär des Departements des Auswärtigen bekleidet den Posten eines verantwortlichen Ministers, hat nur dem Vizekönig Rechenschaft abzulegen und ist dem Konseil in keiner Weise untergeordnet. Zur Hilfe hat er einen Untersekretär und dessen Gehilfen, vier Attachés, einen Registrator nebst Gehilfen und 26 Beamte.

Die Grenzen von Britisch-Indien und die natürliche Einteilung desselben in Regionen.

Britisch-Indien wird, seinem nationalen Wesen nach, in zwei Teile geteilt: in Hindostan und den Dekan. Die Grenzen desselben bilden im Westen: Die arabische See und die Suleiman- und Hala-Gebirge; im Norden der Himalaya resp. die Tartarei und Tibet; im Südost die See von Bengalen und die bengalische Bai, und östlich das Königreich Burma.

Das Reich wird dem natürlichen Charakter des Gebietes nach in vier Regionen geteilt; diese sind: 1) die Region des Himalaya; 2) die Region des ursprünglichen Hindostan d. h. das Gebiet des Indus, dasjenige des Ganges, das Zentral-Indiens, und dasjenige der großen Wüste; 3) die Region des Brahmaputra-Thales und 4) die Region des Dekan, d. h. das Gebiet hinter dem Vindiaja-Gebirge, das Tafelland, welches die westlichen und östlichen Ghats verbindet, und die Thäler von Tapti und Narbadda.

Die erste Region bildet die pittoreske Alpengegend Hindostans, einen durchschnittlich 150 Meilen breiten Gebirgszug darstellend, mit Höhen bis 29 000′ über dem Spiegel des Ozeans, als z. B. der Chinchinjunga 28 178′, der Davalgiri 28 000′ und andere. Die Abhänge dieser starren Höhen mit ihrem ewigen Schnee schließen sich bei zunehmender Waldvegetation und reich an Quellen, Wasserfällen

und Sturzbächen, reich an breiten Thälern, Engschluchten, Felsenrissen und viele hundert Fuß sich erhebenden Felsenkegeln, an ein an Vegetation üppiges Hochplateau, das sog. waldreiche Tarai, welches das Revier des Hirsches und der Antilope, des Tigers, des wilden Büffels und des Elefanten ist. Dieses Hochplateau ist durchschnittlich annähernd 15 Meilen breit, und ist durch stagnante Gewässer, durch seine durch das Gebirge umschlossene Lage und demnach tropisch dumpfe Atmosphäre, ein ungesundes. Das Gebirge charakterisieren: vulkanische Erhebungen in meist konischen Formen, glanzvolle Schneemassen der bis 20 000′ sich erhebenden Kämme des Gebirges, auf denen der Schnee im Winter sich oft bis auf 5000′ Höhe niederzieht.

Die zweite Region bildet wie gesagt a) das 327 700 □ Meilen umfassende Gebiet des 1800 Meilen langen Indus, der in Tibet aus den Quellen des Kailas-Berges seinen Ursprung nimmt, Kaschmir in nördlicher Richtung durchzieht, zwischen dem 35° und 36° nördlicher Breite und unter dem 73° der Länge von Greenwich in Afghanistan eine südliche Richtung einschlägt, Panjab und die große Wüste, und alsdann bis zu seiner Mündung in die arabische See mit zahlreichen Armen den Sind durchzieht. Das östliche Gebiet des Flusses bildet im Pandjab freies Land und eine fruchtbare Gegend; das westliche Gebiet, welches fünf Nebenflüsse des Indus durchziehen, bildet rauhe und meist sandige Strecken. Die alluvialen Anschwemmungen der zahlreichen Gewässer, die in den Indus sich ergießen, sind bei seiner Mündung gewaltig.

b) Das Gebiet des Ganges, welches 391 100 □ Meilen einnimmt, und welches der Fluß 1514 Meilen lang durchzieht, bildet die Wiege der Urbewohner Indiens und ist gegenwärtig das entwickeltste des Reiches, indem die zahlreich in ihn mündenden Flüsse der Gegend eine natürliche und künstliche Bewässerung gewähren.

c) Die große Wüste bildet die Strecke zwischen dem Indus und dem Arrawalli-Gebirge, welches mit dem westlichen Ausläufer des Vindaya-Gebirges durch niedrige Höhen verbunden ist. Diese Gebirge, die die Grenzen Guserats bilden und sich in nordöstlicher Richtung gegen Delhi ziehen, trennen westlich die Wüste vom Tafellande Zentral-Indiens. Beide Gebirge sind wildromantisch und bergen in

ihrer annähernd 60 Meilen Breite die verschiedenen Horden der noch nachgebliebenen aboriginalen Einwohner des Landes vor der Hindu-Invasion, als z. B. die Gilen, Ghonden u. s. w., die ein unabhängiges Leben und patriarchalisch einfache Gebräuche und ein stolzes Wesen charakterisieren. Die Wüste mit zahlreichen oft umfangreichen Oasen nimmt ungefähr den achten Teil ganz Indiens ein. Den Charakter der Wüste bilden Sandhügel, auch oft Sandberge, die während der Regenzeit mit einer gewissen Wüstenvegetation bedeckt sind. Ein auffallend feinkörniger Sand durchzieht wirbelnd fast beständig die vegetationslose Fläche.

d) Zentral-Indien bildet ein 2500′ über dem Spiegel des Ozeans sich erhebendes Hochland, und nimmt ca. 140 000 □ Meilen ein. Die Grenzen bilden im Westen das Arrawalli-Gebirge, im Nordost das abschüssige Gebiet des Ganges, östlich die niedrige Kette des Bandelkhand- und südlich das romantische Vindaja-Gebirge. Es bildet ein höchst fruchtbares und durch seine Lage gesundes Gebiet.

Die dritte Region d. h. das Thal des Brahmaputra, oder auch Assam genannt, umfaßt ein Areal von 18900 □ Meilen, welches meist ein flaches Terrain mit hin und wieder konischen Erhebungen darstellt, die unter üppigster Vegetation Höhen von 200—700′ erreichen. Der Brahmaputra, der eine Länge von 1800 Meilen und ein Gebiet von 361 200 □ Meilen bewässert, durchzieht diese Region 360 Meilen lang, den Boden reichlich bewässernd und befruchtend. In dieser Region liegt die Zukunft Indiens in den Thee-Plantagen derselben.

Die vierte Region, d. h. das Dekan, umfaßt das Areal der Halbinsel Indien vom 12° bis zum 21° nördlicher Breite und bildet ein bis zu 3000′ sich erhebendes Hochplateau, welches von allen Seiten von Gebirge umgeben ist. Dieses Plateau, welches die westlichen und östlichen Ghats vereinigt, charakterisieren allmählich den Ghats zu schroffer werdende terrassenförmige, fast stufenweise Erhebungen und merkwürdige vulkanisch-neptunische Felsengeröll-Formationen. Die Gewässer desselben entspringen den westlichen Ghats, durchziehen die Hochebene und alsdann die östlichen Ghats bis zu ihrer Mündung in die Bengalische See. Die hauptsächlichsten dieser Gewässer sind

der Kaleran, der Krisna, der Godawerri, der Mahanadi, der Tapti und der Narawadda.

Der Kamm der nördlichen Ghats übersteigt selten 2000′. Südlich nehmen sie an Höhe zu und erreichen in ihrem südlichsten Auslauf, d. h. im Nilgirri-Gebirge der Malabar-Küste, 8960′. Die Entfernung der westlichen Ghats von der Küste ist annähernd 40 Meilen. Das Gebirge ist durchgehends ein üppiges in der Vegetation, und reich bewaldet gewesen, wird aber durch systemlose Entholzung und durch die Kaffee-Plantagen seiner westlichen und südlichen Abhänge vom 12°—15° nördlicher Breite von Jahr zu Jahr waldloser und öder. Die östlichen Ghats ziehen sich ca. 200 Meilen von der Koromandel-Küste entfernt, dem Ufer der See von Bengalen folgend, bilden mehr sterile Felsmassen mit nur seltener Vegetation und ihre Kette wird im Fortlauf oft unterbrochen.

Ursprung und Sprachen der Ureinwohner der vier Regionen und das Kastenwesen.

Was die aboriginale Bevölkerung Indiens anbelangt, so ist der Ursprung derselben ein schwer zu bestimmender und die Ansicht hierüber sehr verschieden. Aller Wahrscheinlichkeit nach bildeten vor der Invasion der Arier, die annähernd 2000 Jahre v. Chr. Geb. stattgefunden haben soll, Völker turanischer Abstammung und das namentlich Stämme der Drawiden dieselbe, die durch die eindringenden Arier erst aus dem Panjab und allmählich weiter in den Süden der Halbinsel verdrängt wurden, wo man die Nachkommen derselben durch die Verschiedenheit der Nation gegenüber derjenigen von Zentral- und Nord-Indien deutlich erkennen kann. In Nord- und Zentral-Indien, d. h. in den drei erstgenannten Regionen, mit Ausnahme einiger aboriginaler Horden im Gebirge, ist die Bevölkerung gegenwärtig der Sprache, den Sitten und den Gebräuchen nach eine rein hindostanische d. h. arische, während in der Region des Dekan die arische nur als eine teilweise angesiedelte sich zeigt und die Hauptmasse der Bevölkerung die Nachkommen der aboriginalen Bewohner Indiens, d. h. des Stammes der Drawiden darzustellen scheint, was nicht nur in der Körperbildung, sondern namentlich in den Sprachen, in den

traditionellen Liedern, und obgleich die Religion gegenwärtig die gleiche ist, in der verschiedenartigen Auffassung derselben sich deutlich zeigt.

In den drei erstgenannten Regionen herrscht also das arische Element, in der vierten, d. h. im Dekan, das turanische der Drawiden. Im ersteren werden zwei Sprachen gesprochen, das Hindu (Sanscrit) und das Urdu, welches auf Basis des Sanskrit nur seine wirtschaftlichen Ausdrücke stützt, während die wissenschaftlichen arabische, und diejenigen des Militärwesens, des Rechtswesens und der Höflichkeit, desgleichen wie die Schrift persische sind. Im Dekan sind drei Sprachen üblich, und das: Die Tamul- in der Drawida-Gegend im südlichsten Teil Indiens, die Kanaresische im südlichsten Teil des sogen. Kanartik von Süden bis Goa hinauf und endlich die Telugu-Sprache im östlichen Teile Südindiens.

Als die ältesten Königreiche des Dekan sind von Strabo schon diejenigen von Pandaja und Kolha im südlichsten Teile der Halbinsel genannt, das erstere mit der Hauptstadt Madjura und dem damals regierenden König Pandjou, dessen Nachfolger bis 1736 regierten, während das Königreich von Kolha mit der Hauptstadt Konjeveram damals bis zum Goddaverri sich erstreckte und im 12. Jahrhundert erst bis Visianagram eingeschrumpft war und sich, in feudale Häuptlingschaften geteilt, bis zum 17. Jahrhundert erhalten hat. In beiden Königreichen war die Tamulsprache die nationale.

Die hindostanische Bevölkerung der früher erwähnten erstgenannten 3 Regionen teilte sich ursprünglich in 4 Hauptklassen: 1) Brahmanas; 2) Chatri oder Kschatriya; 3) Vaisch oder Vaschiya und 4) Suda oder Sudra. Die erste war heilig gehalten, stand sogar über dem König. Die Brahmanen waren unantastbar und durften weder ein Mitglied der anderen Kasten noch die Gegenstände eines solchen berühren.

Die zweite Kaste bildete diejenige der Könige und Krieger.

Die dritte war diejenige der den Handel und die Agrikultur betreibenden.

Die vierte war eine mißachtete, die Glieder derselben durften keine Ländereien besitzen und mußten den anderen Dienste verrichten.

Gegenwärtig ist die Kaste der Brahmanen in ihrer Stellung gesunken und in den anderen Kasten haben sich so viele Subdivisionen gebildet, daß man kaum mehr die Absonderung der ursprünglichen erkennt.

Im Dekanat unter der nicht hindostanischen Bevölkerung ist das Kastenwesen nie ein streng abgesondertes gewesen.

---

4. Abteilung.

Von Bombay über Allahabad nach Kalkutta.

Von Bombay bis Jubalpoor. — Jubalpoor und Umgegend. — Muddun-Mahal und die Marmorbrüche. — Strecke bis Allahabad. — Das alte Prayaga. — Eindruck Allahabads. — Die Katakomben. — Serail des Sultans Kusurú und das Mausoleum. — Die Umgegend. — Abendwanderung in der Altstadt. — Das Lager britischer Truppen. — Von Allahabad bis Kalkutta. — Charakteristische Eindrücke. — Ankunft in Howrah.

Es war ein erster November, als ich nach meinem alltäglichen Bade und einem kräftigen Frühstück meine zwei Koffer zwei kräftigen Frauen übergab, die dieselben auf dem Kopfe zum Bahnhof trugen, während ich selbst fahrend ihn erreichte.

Nachdem ich für 844 engl. Meilen bis Allahabad mein Billet II. Klasse gegen 40 Rupien 8 Annas gelöst und für mein Gepäck 7 Rupien bezahlt, verließ der Zug in nordöstlicher Richtung um 10 Uhr Bombay. Die Ursache, weshalb ich II. Klasse reiste, lag, abgesehen davon, daß die I. genau um das Doppelte teurer war, darin, daß die II. Klasse, mit Holzbänken versehen, in den Tropen frischere Sitze gewährte und die Möglichkeit des sich Ausstreckens gab.

Die Strecke bis Allahabad wird, wenn man sich nicht aufhält, in 36 Stunden zurückgelegt. Die Gegend ist, nachdem man das Gebirge der Tull-Ghats überfahren, meist flach mit wildtropischer Vegetation, umringt von Bergen oft absonderlicher Gestaltung. Wir durchzogen erst den nördlichen Teil der Präsidentschaft Bombay d. h. das Gebiet von Kandesch, bis wir den Tapti-Fluß überfuhren, alsdann den nördlichen Teil der Zentral-Provinzen bis Jubalpoor, (Dschubal-

poor), am rechten Ufer des Narbudda gelegen, wo ich, um die Stadt kennen zu lernen, meine Reise unterbrach.

Die Strecke bis Jubalpoor war vollgepfropft mit Hütten und Dörfern, die von Feldbau in großem Maßstabe und zahlreichem Vieh auf der Weide umgeben waren. Sie machte den Eindruck des Fleißes und der Sorgsamkeit der Ameise, denn gleich dieser wimmelte es in den Feldern von braunen, halbnackten Gestalten. Die Äcker waren sauber und gut bearbeitet und standen meist unter Mais, nur hin und wieder zeigte sich Reis, und selten nur Baumwolle, die von Bombay aus während annähernd 60 Meilen d. h. bis Gusserah den einzigen Anbau der Gegend bildete und alsdann allmählich abzunehmen begann. Es soll überhaupt der Handel Indiens im Export indischer Baumwolle ein schwankender sein und mit dem amerikanischen nicht konkurrieren können, obgleich der indische Boden und die klimatischen Verhältnisse Indiens dem Anbau dieser ertragreichen Pflanze höchst günstig sind. Ich glaube die Ursache im Mangel an in dieser Branche tüchtigen sachkundigen Agenten im Innern des Landes zu sehen, die im Baumwollenhandel durch die Kenntnis des richtigen Sortierens eine so wichtige Rolle spielen. Auch mag die Ursache in der übertrieben hohen Landsteuer liegen. Der Staat bezieht nämlich 50% der Pacht; verpachtet demnach einer sein Land für 1000 Rupien, so zahlt er dem Staate 500. Diesen Satz finden die Engländer nicht zu hoch, da in den selbständigen Staaten das Anrecht der indigenen Herrscher bis auf 90% erhoben wird.

Jubalpoor, 616 engl. Meilen von Bombay, erreichten wir in 26 Stunden am folgenden Tage gegen 12 Uhr. Der Ort liegt 4 Meilen vom rechten Ufer des Narbudda entfernt an einem Nebengewässer desselben, und ist die Junktion der Bahnlinien südlich nach Nagpoore und nordwestlich nach Sagar mit der unserigen, die von hier aus eine nördliche Richtung einschlägt. Die Umgebung des Ortes ist eine waldreiche, und die zahlreichen dichten Bambugruppen geben ihm einen entzückenden Eindruck. Ich hielt in Wilsons Hotel, wo ich vorzügliche Unterkunft fand.

Den Tag über verbrachte ich mit einem Ausflug zum ca. 2 Meilen entfernten Muddum-Mahal, einem vor 400 Jahren von einem Könige

der Gonds auf einer kegelartigen Anhöhe erbauten Palast in schöner Mango-Umgebung und reich an Teichen in üppiger Vegetation. Von den schmucken Terrassen des aus Marmor erbauten Gebäudes entfaltet sich ein reizender Blick auf die von dunkel- und hellgrünem Laube umgebene und durchzogene Stadt und auf die granitischen Gebilde der ca. 4 Meilen entfernten Gebirgserhebungen, in denen ca. 10 Meilen entfernt Marmorbrüche sich befinden, die über Meergumge, von wo aus sie nur 2 Meilen entfernt, per Bahn erreicht werden können und eines Besuches wert sind. Mit Ausnahme des Gebäudes, der Prachtrundschau von demselben und der üppigen Vegetation der Gegend hat Jubalpoor nichts bemerkenswertes aufzuweisen.

Am folgenden Tag setzte ich meine Reise fort und erreichte am Abend nach zurückgelegten 228 engl. Meilen in 9 Stunden die lange Brücke des Jumna, eines ebenfalls heiligen Nebenflusses des Ganges, und nachdem wir dieselbe überfahren, hielten wir vor Allahabad.

Von Jubalpoor bis Allahabad durchzogen wir teilweise die Provinz gleichen Namens, dann quer das Gebiet von Bandalkhand. Die Strecke war eine üppig bebaute mit schöner Aussicht auf die östlich liegenden Kaimur- und Keinjua-Gebirgszüge mit ihren schmucken, bis 300' hohen Wasserfällen.

Allahabad liegt wie gesagt an der Mündung des Jumna in den Ganges, und bedeutet übersetzt die „Stadt Allahs", ein Name, der ihr vom Kaiser Akbar im 16. Jahrhundert, nachdem er die sehenswerte Festung erbaut hatte, gegeben worden war. Es ist die älteste Stadt in Indien und wurde von den Hindús unter dem Namen Prayaga gegründet, und diese Altstadt ist noch gegenwärtig mit ihrer uralten Wallumgebung zu sehen.

Angelangt bezog ich „Kellners Hôtel", wo mir ein geräumiges, hohes, sehr luftiges Zimmer angewiesen wurde. Thüren sind hier nicht üblich und die Fenster bilden nur Öffnungen mit Mattenvorhängen ohne Rahmen und Glas. Des Nachts brennt, gleich wie in Bombay, eine mit Schutzkolben gegen den Luftzug versehene Nachtlampe im Schlafgemach, zum Abziehen der Moskitos, Motten, Schwaben und anderer Insekten von der Lagerstätte, die jedoch hier ein festes Moskitonetz umgab. Das überaus gut eingerichtete und

und sauber gehaltene umfangreiche Hotel, welches schattige Bäume umgaben, gehörte einem Mr. Bedener, der hier während 20 Jahren seine Gäste mit den erdenklichsten Liebenswürdigkeiten empfängt.

Am folgenden Tag, nach einer frischen Nacht, einer erquickenden kalten Douche im jedem Zimmer des Gasthauses in nationaler Üblichkeit angrenzenden Baderaum, griff ich um 5 Uhr nach Sonnenschirm und Salatobi, der unvermeidlichen Kopfbedeckung in Indien, und machte einen Gang durch die von Alleeen umgebenen Straßen der Gartenstadt oder richtiger gesagt der Parkstadt der Engländer. Daß dieselbe den Namen einer solchen verdient, beweist der Umstand, daß die zahlreichen schmucken Villen und Häuser, obgleich eine regelmäßige Straßeneinteilung vorhanden ist, infolge der Alleeen und Anlagen kaum bemerkbar sind und auf Schritt und Tritt durch ihr plötzliches Hervortreten den Wanderer überraschen. Dieser englische Teil wird „Canning-Town" genannt und ist erst seit der letzten Rebellion entstanden. Abgesehen davon, daß an und für sich dieser Stadtteil ein Park zu nennen ist, so besitzt er noch außerdem einen höchst geschmackvoll angelegten öffentlichen Garten, der mit mannigfaltigsten europäischen, amerikanischen und einheimischen Pflanzen versehen ist.

Die Festung und die alt-indische Stadt liegen vollständig abgesondert von der europäischen, erstere bildet mit ihrem gedrängten, höchst bunten Wesen zu dem schmuck und sauber angelegten britischen Teil einen gewaltigen Kontrast.

Jedoch auch die Altstadt ist ein Garten zu nennen, aber das ein Naturgarten, da sie eine üppige Vegetation umgiebt.

Nach dem Frühstück, welches ein kopiöses war, ließ ich mich in einem halbverdeckten Wagen durch die Stadt und deren Umgebung fahren. Ein halbnackter Kutscher lenkte das gerne reißausnehmende Pferd. Der Sais (Gehülfe oder richtiger Dienstverrichter des einer hohen Kaste angehörenden Kutschers) schwebte — ich weiß nicht recht wie — bald auf der Springfeder bald auf der Achse des Wagens mit bewunderungswürdiger Gewandtheit. Fort ging es meist in gestrecktem Galopp, durch Alleeen, über Brücken, stets bei gutem Wege, an Villen, Regierungsgebäuden, Hütten, kleinen Häusern, zierlichen Gärten, dichten Bambusgruppen, schattigen Mango-Hainen, oft üppiger Palmen-Vege-

tation und beackerten Stellen vorbei, die mannigfaltigsten Eindrücke des buntesten Durcheinander der Schöpfungen der Natur, derjenigen einer sich überlebt habenden einheimischen Kultur und der einer importierten, fremdartigen, unpassenden Civilisation erweckend.

Einen Haupthaltepunkt auf dieser wilden Fahrt bildete die interessante Festung des Kaisers Akbar, deren Umgebung eine hügelige und freie war.

Im Zentrum der Festung befindet sich eine der schmucken Säulen Asoka's. Asoka war der dritte König der Dynastie Chandragapta des damaligen Reiches von Magadha, dessen Bevölkerung die Prasiis waren. Der König ließ sein Gebiet mit solchen Säulen begrenzen. Sehr sehenswert sind die Magazine, Speicher, Arsenalräume und Modellkammern der hier stationierenden Truppen, deren pompöse, umfangreiche Bauwerke und reichhaltiger Inhalt an militärischen Gegenständen im Gebrauch und Sammlungen alter aus verschiedener Zeit bemerkenswert sind. Von der Höhe der Umfassungsmauern entfaltete sich ein mannigfaltiger Rundblick auf ein Gebiet, welches entweder üppige Vegetation oder vegetationslose Flächen, ein wellenförmiges Terrain, im Süd, Südwest und Südost in näherer Ferne ein wildes Gebirge, nördlich im Ferndunst die Zeichnung der Höhen des Himalaya, und in nächster Nähe die glitzernden Gewässer der breiten Betten des Ganges und des Jumna charakterisieren.

Kurz vor dem Eingang zu den Magazinen befindet sich derjenige zu den uralten Katakomben des alten Prayaga, die von bedeutender Länge sind und in denen die Begräbnisse zahlreicher Heiligen des Brahmanentums und aus Stein gemeißelte Götterbildnisse sich befinden. Auffallend ist ein kleiner, ca. $1^1/_2$' hoher, in Form einer Zunge sich zeigender Stein, der in der Mitte einen kleinen Riß hat, aus welchem beständig Wasser quillt, und der von den Hindus als Inkarnation Vischnu's angesehen, daher als heilig betrachtet wird. Vor dem düstern Eingang in die Katakomben rasteten viele Arme, Blinde, Krüppel und Aussätzige, denen ich Almosen austeilte und durch den Ausdruck ihres Erstaunens hierüber die Überzeugung gewann, daß ihnen das Almosengeben eines Europäers als eine Seltenheit vorkam. Der Gang, wie gewöhnlich in Katakomben von Mannshöhe, ist sehr

schmal, sauber, labyrinthartig verzweigt und finster, jedoch mit auffallend reiner Atmosphäre. Der Führer durch denselben war, mit Ausnahme eines Tuches über die Lenden, nackt. Die Schale mit Öl, in welcher kurze Dochte lagen, die er nach Bedarf angezündet verbrauchte, erinnerte an diejenigen, die in den griechischen und römischen Tempeln gebraucht wurden. Die Sarkophage und Götterbildnisse befanden sich in Nischen und waren meist mit frischen Blütenblättern verschiedenartigster Blumen bestreut, und auffallend war es, daß keine trockene sich zeigten, ein Beweis der Achtung und der Fürsorge, die die Bevölkerung diesem ihrem Heiligtume erweist.

Mein zweiter Halt war im sogen. Serail und Garten des Sultans Kusuru, in welchem drei prachtvolle, aus inkrustiertem Marmor erbaute Mausoleen, die Begräbnisplätze der Prinzen Purvez und Kusuru und des Begum Jehangir sich befinden. Der Eintritt zu denselben war gesperrt, jedoch war der Blick in das Innere durch das aus dem Marmor kunstvoll gemeißelte Gitter der Fenster vollständig möglich. Das Innere war einförmig und ernst. Die Sarkophage waren kunstvoll aus Marmor gemeißelt und fein poliert. Die Umgebung der Mausoleen bildeten uralte gigantische Mimosen, die der Hindostaner „Hymli" nennt, die mit ihren fein geschlitzten Blättern Schatten und durch ihren Blütenreichtum einen aromatischen Duft verbreiten und die der Indigene heiligt.

Einen fernern Halt machte ich im öffentlichen Garten, der, erst drei Jahre alt, dank dem fruchtbaren Boden und der treibenden Atmosphäre, schon die üppigsten Pflanzen zeigte. Der in demselbem sich befindende Tiergarten ist mangelhaft und verdirbt eigentlich den Reiz der Anlage, ist aber für die indischen Besucher der hauptsächlichste Anziehungspunkt.

Der Ganges, gleich wie der Jumna, zeigte sich auffallend seicht, die Umgebungen der Flüsse bis zu einer Höhenlage von 40′ trugen jedoch die Spuren gewaltiger Auswaschungen, ein Beweis, daß zur Regenzeit des Jahres das Wasser bedeutend steigt. Die Strömung beider Flüsse war eine überaus schwache. Die Schiffahrt auf dem Ganges beginnt erst gegen Mitte Dezember, d. h. mit der Regenzeit des indischen Winters.

Die Hindu-Stadt, das wirkliche Allahabad, bilden enge Gassen, einzelne größere Gebäude im Verein mit zahlreichen kleineren im buntesten Durcheinander und stets mit Veranden versehen. In derselben ist außer den Bazars, den alten Pforten, die die Wallumgebung durchbrechen und deren Riesentüren mit unzähligen Hufeisen diverser Größe beschlagen sind, die Hauptmerkwürdigkeit ein uralter riesiger Brunnen, der zur Zeit Asoka's erbaut sein soll und seit der letzten Rebellion untrinkbares Wasser hat, welches jetzt grün in der Farbe sich zeigt und aus dem sich ein bestialischer Geruch erhebt. Das Innere des Brunnens, der mit Stein ummauert ist, bilden bis 100′ tief Granitstufen rund im Kreise, außerdem führen von beiden Seiten Wendeltreppen in die Tiefe. Das Ganze umgeben noch die amphitheatralischen Balkone als Überreste des einstmals gewaltigen Bauwerkes, welches den heiligen Tempelbrunnen umgab.

Während meines zweitägigen Aufenthaltes in Allahabad machte ich Ausflüge in die Zuckerrohrfelder der Umgegend, wo mich die schwarzbraunen, nackten Arbeiter in denselben überraschend freundlich begrüßten und in mir das Bedauern erweckten, ihre Sprache nicht zu verstehen. Fleiß und Ausdauer besitzt der bedürfnislose Hindu wohl im gewaltigen Grade; langsam, jedoch rastlos sieht man ihn sein Werk vollbringen und in seinen Zügen erkennt man deutlich die Lust zur Arbeit und die Aversion gegen den Müssiggang, und das trotz seiner gewaltigen Besteuerung und der, zu der Zeit mit einer Hungersnot drohenden Nachrichten aus Unter-Bengalen, wo, was in Indien in neuerer Zeit so oft vorkommt, ein gewisser Mehltau sich in den Reisplantagen ernsthaft entwickelt hatte.

Charakteristisch ist in der Umgegend die Unmasse verschiedener Raubvögel, die, in Begleitung unzähliger Raben, auffallend furchtlos sind, den Menschen nicht fliehen und oft, auf den Rücken nicht nur des weidenden Viehes, sondern sogar auf denjenigen der pflügenden Ochsen oder Büffel sitzend, die Fliegen und das Ungeziefer vom Kopfe und Körper derselben fassen und vertilgen, die zu verscheuchen, was der Hindu übrigens niemals thut, nur mit großer Mühe gelingt.

Den Abend benutzte ich, um die Hindu-Stadt zu durchwandern, da gerade Markt gehalten wurde und die Gassen enggefüllt von rast-

los plappernden und ihre Ware ausschreienden Menschen waren. Trotz dem auffallenden Gedränge war der Durchgang ein leichter, denn freundlich wurde durch höfliches Ausweichen mir der Weg gebahnt. Einen überaus interessanten Anblick bot dieses Gewimmel der braunen, halbnackten und doch nicht wild zu benennenden Bevölkerung mit ihren ausdrucksvollen, den Orientalen charakterisierenden Gesichtszügen, ihren bunten Tüchern oder langem Haar oder bunt turbanisiertem Haupte. Ich durchstrich die ziemlich geräumigen Markthallen, die mit den mannigfaltigsten Produkten des Landes gefüllt waren, und kehrte mit großen Umwegen zurück, den Zelten des englisch jubelnden Lagers der zur Rückkehr nach Europa durchmarschierenden Truppen vorbei, wo auf dem riesigen Zentralplatze eine Gruppe gesunder Kinder derselben frohsinnig, zugleich geschäftlich ernst, Kricket spielte. Auffallend ist es bei den in Indien geborenen Kindern der Europäer, daß nur wenige, wenn sie nicht zur rechten Zeit nach Europa gebracht werden, am Leben bleiben. Gewöhnlich charakterisieren dieselben nur schwindsüchtige Kränklichkeit und Schwäche. Hat aber ein Kind diese Periode durchgemacht und den klimatischen Einfluß ertragen, so entwickelt es sich um desto kräftiger und verträgt alsdann merkwürdig gut den Einfluß der Zone.

Da ich später von Kalkutta aus zur Reise in den Nord und Nordwest Indiens Allahabad wieder berühren und alsdann die Strecke bei Tage machen wollte, so benutzte ich am 4. November den rascheren Nachtzug, um die 564 engl. Meilen südöstlich bis Kalkutta zurückzulegen.

Als ich um 8 Uhr das vortreffliche Hôtel verließ, zeigte sich in schwarzroter Färbung eine vollständige Mondfinsternis. Am Bahnhof war das englisch redende Personal verschwunden, um die höchst mittelmäßige Militärmusik in dem der Station nahe liegenden, früher erwähnten „Victoria-Garten" zu genießen, daher wurde mir das Michflottmachen in derselben, der Sprache wegen, unter den indischen Hülfsbeamten sehr erschwert.

Um 10 Uhr, bei disharmonischen Tönen der Musik, ging unser Zug bei bemerkenswertem, jedoch üblichem Geschnatter der Einheimischen und ihren charakteristischen Nasenlauten ab, nachdem ich ein Billet

II. Klasse bis zur Residenz des Vizekönigs des britisch-indischen Reiches für 564 engl. Meilen gegen 39 Rupien 8 Annas gelöst hatte.

Im Vergleich mit Bombay war die November-Temperatur eine angenehme, ähnlich derjenigen eines heißen Juli in Europa mit frischem Abend.

Die Nacht war eine köstliche, hell beleuchtete die Gegend nach kurzer Finsternis mit verdoppelter Intensivität der Mond, demungeachtet streckte ich mich auf eine hartgepolsterte, ziemlich dick mit schwarzem Staub bedeckte Bank, mit der Hoffnung, daß die Ermüdung und die erfrischende Brise der Nacht mir einen verhältnismäßig guten Eisenbahnschlummer möglich machen würde. Diese sichere Hoffnung erfüllte sich nicht, denn wir zogen eilig der heißeren Zone entgegen und die Schwüle wurde allmählich unerträglicher, erforderte die Öffnung sämtlicher Fenster, wodurch Staub und Rauch fast zum Ersticken in den Wagen drang. Außerdem machten das Rütteln, Schütteln und Poltern des alten Wagens, der pensioniert zu werden verdiente, und der entsetzliche Lärm der hiesigen Stationen den Schlaf unmöglich; dazu trat noch die Folge der Nahrungsweise, des Wassers und des Klimas, eine Indien charakterisierende Kolik hinzu, die Hypochondrie erzeugte und eine beklemmende Unruhe erweckte. Gegen die Kolik halfen mir bis gegen Morgen anticholerische Tropfen, gegen die erstgenannten Plagen Geduld und Ausharren, bis ich am folgenden Abend um 9 Uhr Howrah, die Bahnstation von Kalkutta, mit heftigem Kopfweh erreichte.

Die Strecke von Allahabad bis Kalkutta war mit Ausnahme der in der Ferne hin und wieder sich zeigenden Berge merkwürdigster Form stets flach und zeigte geregelten und fleißigen Feldbau meist unter Reis, mit auffallenden Bewässerungs- und Entwässerungseinrichtungen. Längs der Bahn befanden sich ununterbrochen teichartige Reservoire, aus denen die Hindus das Wasser in lange lederne Schläuche fassen, die sie alsdann in die Rinnen der Felder entleeren. Die Füllung dieser Schläuche findet vermittelst einer höchst primitiven, jedoch praktischen und an die chinesischen erinnernden Hebeeinrichtung statt. Sie besteht aus einem Brunnenpfosten, in dessen Höhe die übliche Querstange befestigt ist, an die der Schlauch gebunden wird und

die ein auf derselben stehender Mann je nachdem mit einem oder dem andern Fuß zum Schöpfen oder zum Ausguß in Bewegung setzt und zugleich in alle Richtungen hin wenden kann.

Leider machten die Reisfelder trotz dieser Einrichtungen einen traurigen Eindruck. Klein, teilweise von der Sonne ausgebrannt, zeigten sich die früher traditionell üppig stehenden Felder, und es ließ sich die Voraussicht einer Hungersnot begreifen, da hier im Lande die Einrichtung von stets gefüllten Gemeindemagazinen vollständig fehlt. Jedoch ist eine Hungersnot im richtigen Sinne des Wortes in Indien eine Unmöglichkeit, da, wenn auch der Reis als Hauptnahrungsmittel mißrät, dem Lande das indische Korn (Mais), die Bananen und die mannigfaltigen Früchte des Landes zur Erhaltung des Menschen bleiben, und es entsteht in den Fällen des Mißratens der Reisernte hier im Lande keine wirkliche Hungersnot, sondern infolge des Wechsels der Nahrungsmittel ein bösartigeres Auftreten der stets hier herrschenden choleraartigen Dissenterie, die unter der enggedrängt lebenden Bevölkerung alsdann vernichtend haust.

Je mehr man sich Kalkutta nähert, um so mehr ändert sich der Typus der Bevölkerung. Fester und kerniger erscheint der Körperbau der Leute, jedoch bedeutend wilder, man dürfte sagen tigerartiger; wird ihr Ausdruck, und sie erwecken weniger Sympathie in Unter-Bengalen als wie die Bevölkerung in Bombay oder auf der Strecke von letzterem bis Allahabad.

Meine Reisegesellschaft war eine nichts weniger als interessante, da sie meist aus hiesigen Europäern bestand, die im allgemeinen in Indien ein ermatteter, gelangweilter und durch und durch demoralisierter Ausdruck charakterisiert.

Die Beköstigung auf den Bahnstationen von Allahabad aus war eine spärliche, schlechte und dabei überaus kostspielige, indem jede Mahlzeit mit 2—3 Rupien bezahlt wurde und aus Gemischen bestand, die den Magen zum Durst reizten oder Schmerzen verursachten, und deren Substanzen mysteriös waren.

Außer den bebauten Strecken zeigten sich oft Mango-Haine mit ihrem schattenreichen Laube und aromatischen Früchten, gewaltige

Gruppen der Ficus-Arten und üppige Bambus in der Umgebung der Dörfer und Stationen.

Endlich um 9 Uhr abends erreichten wir Howrah, die Bahnstation von Kalkutta an einem westlichen Arme des Ganges, dem Hougli gelegen, den die Hindus auch „Bagiratti" nennen. Ich wurde, nachdem mir ein dienstbarens schwarzes Wesen eine Hôtel-Karte überreicht hatte, nebst meinem Gepäck auf einen kleinen, schmutzigen Dampfer geschoben, getragen, gehoben, und schnaufend und schwankend brachte uns das kleine dampfende Boot an das jenseitige lärmende Ufer zur sogen. „Stadt der Paläste". Der Blick auf dieselbe war, trotz der sehr spärlichen künstlichen Beleuchtung, durch das intensive Licht des indischen Mondes ein schöner. Die Massen der Schiffe, Dampfer und Barken machten einen imposanten Eindruck.

5. Abteilung.

Kalkutta und Umgebung. Reise über Morschidabad nach Nadur.

Unterkunft. — Schattenseiten einer Wohnung. — Die Stadt der Paläste. — Glanz und Verfall. — Der indigene Teil. — Hütten und Paläste. — Sehenswürdigkeiten. — Charakteristische Wohnung. — Der Hindu-Tempel und das Opfern. — Die sieben Teiche, ihr Palast und Tiergarten. — Der Eden-Garten und sein Reiz. — Zwei Elemente im Kontrast. — Die Lage des Gartens.

Gelandet fand ich belästigende Schwierigkeiten, erstens im Wiederfinden meines Gepäckes und zweitens im Durchbrechen des Gedränges der die Ankommenden bestürmenden Diensteifrigen, bis ich endlich einen kastenartigen Garry (luftiger Wagen, mit einem Pferde bespannt) fand und abfuhr, gefolgt von einem halben Dutzend schwarzer Männer und Buben, die sich am Bock, am Deck des Wagens, an der Achse und dem Hintertritt anklammernd, oder hängend oder schwebend, mit unbegreiflicher Gewandheit ihre Stellung einnahmen. Bei rastlosem Geschnatter dieser unerbetenen Begleiter durchfuhr ich die Stadt und hielt vor den Thoren von Spence's-Hotel. Die Atmospähre des mir angewiesenen Zimmers und der hohe Preis von 7 Rupien täglich verscheuchten mich, und ich mußte mir ein anderes Unterkommen suchen,

welches ich denn auch für 4 Rupien pro Tag in der Durrumtollastraße im „Hotel de France" eines Herrn Gallée fand, ein kleines, jedoch sauberes Zimmer nebst Baderaum.

Die erste Nacht zeigte mir schon die Schattenseiten meiner Wohnung, indem das Fenster meines Zimmers auf den Bazar des alten Marktes gerichtet war, dessen widerliche, wollüstige Einrichtung, der Lärm des Tamm-Tamm der Natschis (Tänze), das Geschrei und Lachen der Wollüstlinge die Ruhe der Nacht störten; dazu kam noch ein stark durchlöchertes Moskitonetz, welches durch seine Öffnungen Legionen lästiger Mücken den Einlaß gab.

Mein Diener, ein echter Hindu mit Namen „Ram-Sami", den ich als Baera d. h. Kammerdiener gleich bei der Landung angenommen hatte, weckte mich schon um 5 Uhr in der Früh zum gerichteten Bade. Nach einem französisch-indischen Frühstück unter zahlreichen Schiffskapitänen französischer Nationalität setzte ich mich um 9 Uhr in einen Wagen mit einem Pferde bespannt, und nachdem sich mein Diener zum Kutscher und der Sais mit seinem Fliegenwedel in der Hand auf den hintern Tritt geschwungen hatte, ließ ich mich durch Kalkutta, die „Stadt der Paläste" fahren.

Die Stadt der Paläste wird sie genannt; freilich giebt es in derselben Prachtgebäude, die vor Zeiten Paläste genannt werden konnten, gegenwärtig jedoch, reich an Rissen, teilweise in Ruinen, erschienen dieselben nur als verfallene Bauwerke. Dieses gilt aber nur von den indigenen Palästen, denn unter den neueren Bauwerken der britisch-indischen Regierung und der europäischen Handelswelt findet man pompöse, wie z. B. das Palais des Vize-Königs, jedoch trotz dem großen Maßstab der Errichtung, trotz kostspieligen Materiales tragen sie nicht das fundamentale Gepräge der jetzt im Verfalle sich zeigenden indigenen Paläste der gegenwärtig durch die Briten gelähmten Magnaten des Landes; sie tragen den ausdrücklichen Stempel des nur Momentanen, umgeben von glänzendem Schein — jedoch nur demjenigen der Renommage. Dieses ist der allgemeine Eindruck derselben, denn es giebt unter den Neubauten hin und wieder auch wirklich gediegene Prachtbauwerke.

Die interessantesten Teile der umfangreichen Stadt bilden jedoch

trotz ihrer Ruinenhaftigkeit und ihrem enggedrängten Verbande die indigenen. Die Hütten derselben sind meist mit ihrer verandaartigen, sehr niedrigen Vorabteilung auf den umfangreichen Ruinen früherer Paläste und aus dem wertvollen Material der Ruinen erbaut, vor denen die nackten Einwohner, in geselligen Gruppen kauernd, ihren Betel kauen und ihre Arbeit langsam verrichten, während eine Unmasse von Kindern sie im buntesten Durcheinander fast splitternackt umgiebt. Das Betragen dieser Leute ist ein auffallend lautes, die Gesichtszüge derselben charakterisiert der finstere Ernst einer gedrückten fanatischen Nation, und in ihren Ausdrücken der Freude oder im Genusse des Vergnügens zeigen sie meist eine grenzenlose Ausgelassenheit, wie es gewöhnlich bei geknechteten oder fanatischen Völkern der Fall ist.

Die Umgebung dieser meist in den Ruinen der Prachtpaläste einer glanzvollen vergangenen Zeit erbauten Hütten der Stadt, bilden teilweise restaurierte alte Paläste in üppigster Vegetation schattiger Bäume und Stäucher und eines oft auffallenden Blüten- und Blumenreichtums, als der Wohnsitz der europäischen Handelswelt und wohlhabender Babus.

Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt, d. h. der britischen, sind hervorzuheben: der Stadtteil „Chowringhee“, in welchem das Palais des Vize-Königs, ein dreistöckiges Prachtgebäude, umringt von einer ausgedehnten Gartenanlage, die verschiedene Statuen zieren, das Palais des anglikanischen Bischofs gegenüber der schmucken Kathedrale, die reich ausgestatteten Häuser wohlhabender Kaufleute und der Regierungsorgane sich befinden; alsdann die westlich diesem angrenzende umfangreiche Esplanade, auf der das „Fort William“ liegt, welches 1747 nach der Schlacht bei Plassay vom Colonel L. Clive in großem Maßstabe für eine Garnison von 10000 Mann errichtet worden ist, das in der im allgemeinen ungesunden Lage der Stadt der Bevölkerung einen sanitären Aufenthalt bietet und an dessen südlicher Grenze das schmucke Belvedere die Residenz des Gouverneur-Leutnants von Unter-Bengalen in üppiger Gartenanlage sich befindet; alsdann der reizende und höchst gelungene „Eden-Garten“ am Hougli, wo täglich die Militär-Musik am Abend spielt und der ein Versammlungsort der Reichen ist; alsdann die Strecke des Hougli bis zu seiner Mündung, an dessen

linkem Ufer das Palais, resp. das gegenwärtige Gefängnis des Königs von Oudh, der hier interniert ist, und andere Paläste sowie Einrichtungen der Werfte zu treffen sind und denen gegenüber am rechten Ufer der sehenswerte botanische Garten liegt.

Da ich in Kalkutta mich länger aufhalten wollte, so bezog ich im Zentrum der Stadt ein Boarding-House, wo ich monatlich, statt wie im Hotel 90, nur 50 Rupien bei gleich guter Unterkunft zu bezahlen hatte. Dieser Unterschied in den Preisen Kalkuttas ist ein auffallender; so zahlt man z. B. für eine vollständig gleiche Unterkunft in „Spence's Hotel" sogar 200 Rupien monatlich, und im gleichen Maßstabe trifft man dieses Mißverhältnis je nach Ruf und Einbildung in jeder Beziehung.

Das charakteristische Bild meiner neuen Wohnung war folgendes: Das Zimmer, 3 Meter im □, nebst Baderaum, lag parterre, meine Glas-Thür bildete zugleich das Fenster und führte auf einen kleinen Hofraum, über 3 Stufen hinab. Nepal-Ziegen bestiegen letztere gemütlich bis in mein Zimmer, auf dem Drahtseil der Gardine, welches sich in Mitte der Öffnung der Thür befand, saß gewöhnlich ein schwarzer Rabe, und auf der Matte meines Fußbodens hüpften zwitschernd Sperlinge auf der Jagd nach den zahlreichen, höchst mannigfaltigen Ameisen, die im Zement desselben regsame Wohnstätten hatten. Rechts, auf dem Steingeländer eines flachen Daches, stand ein gigantischer, blendend weißer Philosoph, d. h. ein Kropfstorch, mit seinem auf der Brust stramm liegenden Schnabel fast bewegungslos und in Gedanken vertieft. Durch die Lüfte kreisten gierig schreiend Geier, auf dem kleinen Hofplatze regten sich die verschiedenartigsten Geflügelarten. Auf der Straße, von der ich durch eine Mauer getrennt war, herrschte das rastlose Gesumm laut sprechender und ihre Ware ausrufender Eingeborener, schreiender Kinder und das taktmäßige Lallen der Sprüche von zahlreichen Palankin-Trägern, dazu das beständige Pfeifen verschiedenartiger Melodien eines wohlerzogenen 12jährigen grünen Papagei, der mich oft besuchte und auf die Fragen, wie der Hund bellt, wie die Katze schreit, wie der Tiger brüllt, wie die Mama den Papagei ruft u. s. w. u. s. w. in täuschender Weise sofort die richtige Antwort gab. Außerdem war das Vorhaus, welches meinem

Zimmer angrenzte, mit laufenden, schreienden und singenden Vögeln, und das ganze Haus mit Hunden, Katzen, Ratten, Moskitos, Schwaben, Motten und Käfern verschiedenster Art überfüllt. Das ganze tierische Leben der Natur war demnach reichlich vertreten und ich konnte über Einsamkeit nicht klagen.

Eines Morgens, nachdem ich die zahlreiche Tierwelt meiner Umgebung gefüttert hatte, setzte ich mich in einen Wagen und ließ mich zu einem der größten Tempel des indischen Stadtteiles fahren. Den Eintritt hatte mir mein Diener, der einer höhern Kaste angehörte, ermöglicht. Um den Tempel zu erreichen, durchfuhren wir die von wogenden Menschenmassen dicht gefüllten Straßen des indigenen Stadtteiles, bis wir vor der hohen Mauer, die den Tempelraum umgab, hielten. Die Vorhalle desselben war gefüllt mit Menschen, die eifrig beschäftigt waren, sich Stirn, Arme und Brust mit den heiligen Zeichen ihrer Kaste zu bemalen. Ich durchschritt den Gang, meinem Diener folgend, der mir durch die Menge den Weg bahnte, bis ich über gespritztes Blut schreitend die Stufen des Tempels erreichte, von denen aus ich das Allerheiligste sehen konnte. Schweigsam war die gegenwärtige Menge, denn es wurde gerade geopfert, und man vernahm nur der Priester monotone Rezitation der Hymnen aus den Muntas. Viele Blutlachen waren bemerkbar. Das Opfer war ein Ochse, doch sollen, wie man mir sagte, auch Kinderopfer stattfinden, obgleich dieses durch britische Gesetze auf das strengste verboten ist und die hierfür festgesetzte Strafe genau vollzogen wird. Daß dieses Verbot leicht übertreten werden kann, ist glaublich, wenn man bedenkt, daß die hiesige Polizei in ihrer Mehrzahl nur aus Eingeborenen besteht, die das Umgehen derjenigen Gesetze, die die altheiligen Grundsätze der Nation betreffen, gerne übersehen.

Die barbarische Zeremonie des Opferns ist nicht wert einer Beschreibung und zugleich eine ziemlich schwer zu schildernde. Trotz dem rohen Charakter derselben war das Ganze jedoch ernst und mit Andacht gehalten, und mit durchdringendem neugierigem Blick beobachteten mich die Hindus, um, was nicht zu verkennen war, den Eindruck zu erfahren, den auf mich diese blutreiche, ihnen so heilige Zeremonie machte. Zuvorkommend und höflich zeigten sich die durch

Ölung glänzenden Leute, sämtlich nur Männer, da die Frauen nur die Vorhalle betreten durften.

Als ich den Tempel verließ, war mein blendend weißer Anzug, vielleicht zufälliger Weise, mit Blut bespritzt. Dieses schien der Menge in der Vorhalle ein gutes Omen zu sein, denn jubelnd überfielen mich Scharen von Männern und Frauen mit ihren reizenden krausköpfigen Kindern, um Almosen bittend. Ich gab was ich an kleiner Münze besaß, und das in ziemlicher Fülle, demungeachtet nahm das Gedränge derart zu, daß ich bis zu meinem Wagen faktisch gehoben wurde und nur mit Mühe in denselben steigen konnte. Die Gestikulationen und Ausrufe der Menge waren merkwürdig. Sie riefen den Segen der Götter über mich, wenn ich noch mehr Almosen verteilen wollte, und drohten mir mit gehobener Faust im Falle des Gegenteils. So interessant für mich dieser Anblick des Neuen war, so hinterließ derselbe keine anmutige Rückerinnerung, da sie mir die Entartung des Brahmanentums in Indien, und zugleich auch diejenige der hindostanischen Nation, deutlich kennzeichnete.

Von dem Tempel aus besuchte ich die sogen. „sieben Teiche“, den Besitz eines reichen Babu. Der Palast desselben ist schmuck auf einer Anhöhe der Fläche, mit Terrassen, Veranden und Vorbau aus Marmor errichtet. Die Einrichtungen desselben sind ein Gemisch europäischer und asiatischer Bequemlichkeiten. Einige recht wertvolle Gemälde trifft man unter den zahlreichen wertlosen, die die Wände zieren. Beachtungswürdig sind die Mosaik-Fußböden und die kunstvoll gemeißelten Oberlagen und Karniesen. Auch ein Bibliothekzimmer ist vorhanden, jedoch mit wenig Büchern. In demselben befindet sich eine Spieluhr, die jedoch verdorben, daher mehr Trommeltöne als Melodien erzeugt und gerade dieser Ursache wegen der Liebling des Besitzers sein soll. Bei dem Besteigen der schönen Marmorstiege bemerkt man zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk eine Drehorgel gewaltiger Dimension, die, sobald ein Besucher erscheint, entsetzlich laut ihr Dasein verkündet. Die Stiege charakterisieren einige recht kunstvolle Marmor-Statuen, unter denen eine vorzügliche von Napoleon I., jedoch in unmittelbarer Zusammenstellung mit derjenigen einer Venus sich zeigt. Sehr sehenswert sind die Schlafgemächer und die zur Erholung bestimmten Räume

als auch die Badeeinrichtungen durch ihren echt orientalischen Komfort. Nach Verabfolgung unzähliger Trinkgelder im Hause bereitete ich mich zu den ebenfalls zahlreichen für die Besichtigung des, das Palais umgebenden, umfangreichen Gartens vor.

Vom Palast aus entfaltet sich ein schöner Blick auf die Stadt und auf die Umgebung derselben. Der Garten zeigt eine große Mannigfaltigkeit und Üppigkeit der Pflanzen. Das Wasser zu den Teichen und zu den ebenfalls gemauerten Kanälen leitet der Besitzer vom Orte seiner Geburt aus, eine Strecke von 4 Meilen. Die Fische in denselben sind mannigfaltig und auffallend zahm, da man dieselben während der Fütterung, so unglaublich es erscheint, streicheln kann. Desgleichen befindet sich im Zwinger ein prachtvoller, sehr zahmer schwarzer Tiger aus der Gegend von Singapore, und in einem freien Raume ein junger bengalischer Königstiger, der gleich einer Hauskatze sich anschmiegt und, sich liebkosen läßt. Sehr sehenswert ist ein stark gefesseltes Rhinozeros, ein Prachtexemplar, das schon 4 Mann getötet haben soll. Unter den Reptilien. deren hier ebenfalls bemerkenswerte vorhanden, war eine 16' lange Boa in selten schöner Zeichnung, die aus den Dschungeln (Wäldern) Bengalens stammte. In unmittelbarer Nähe des Palastes befindet sich ein kunstvoll hergestelltes Labyrint-Gärtchen, dessen Durchwanderung mit dem Führer eine halbe Stunde währte, während mein Versuch, allein den Ausgang zu finden, vollständig mißlang, indem ich immer wieder in das Zentrum geriet.

Die Abendstunden in Kalkutta verbrachte ich meist nach einem Gang über die luftige, stets einer Brise ausgesetzte Esplanade, auf der stolz am Ufer des Hugli das umfangreiche Fort William liegt, oder in der herrlichen Anlage des Eden-Gartens mit ihrer prachtvollen tropischen Vegetation und ihren Teichen mit fließendem Wasser, in denen mannigfaltige Wasserpflanzen in vollständigster Ausbildung sich zeigen. Den Garten charakterisieren schattige Partien und freie Plätze, in hoher Lage mit reizendem Rundblick, in niedriger Lage mit gutgepflegtem Rasen, auf dem auch ein riesiger Kricketplatz nebst Zuschauerbalustrade sich befindet, wo man oft die Kunstfertigkeit der Briten in diesem ihnen über alles beliebten Spiele bewundern kann. Der Garten besitzt zahlreiche Bänke unter dem undurchdring-

lichen Schatten tropischer Gewächse mit ihrem aromatischen Duft, die dem Besucher eine willkommene Rast und Erholung bieten.

Im Zentrum desselben befindet sich hoch gelegen ein Tempel, der 1831 in Prome von den Birmesen ihrem Gott erbaut, 1856 von den Briten annektiert und hierher übergeführt worden ist. Er ist ein sehenswertes Modell der birmesischen Ornamental-Architektur, viereckig, aus Teckholz erbaut, ist er von innen nebst den als Relief geschnitzten Verzierungen stark vergoldet. Ihn decken acht pagodenartig übereinander geschichtete, spitz zulaufende Dächer. Über dem Eingang befindet sich die Büste eines Gottes. Die Plattform, auf der der Tempel ruht, ist nebst den sie bildenden Stufen aus fein bearbeitetem Marmor. Die Umzäunung oder unmittelbare Umgebung derselben bilden kunstvoll aus dunklem Marmor gemeißelte Drachen mit menschlichem Oberkörper in schwebender Stellung. Am Abend kann man vom Tempel aus zahlreiche Muselmänner betrachten, die hier zur Zeit des Sonnenunterganges, nachdem sie sich im anbeiliegendem Teiche gewaschen, mit ehrfurchtsvollen Verneigungen ihre Andacht halten und sich alsdann derart in ihr Gebet vertiefen, daß sie dasjenige, was um sie geschieht, nicht bemerken.

Täglich spielt die Militärmusik auf einem freien Platz des Gartens der alsdann von der reichen, europäischen Handels- und Beamtenwelt und von stolz einherschreitenden reichen indigenen Radjas und Babus stark besucht ist.

Während dieser täglichen Versammlungszeit der wohlhabenden Stände Kalkuttas spürt man den grellen Kontrast der zwei machthabenden Elemente des Landes, nämlich des Elementes der in dasselbe eingedrungenen Europäer und des Elementes der durch den Eindrang der ersteren in ihrer Macht zeitweilig gelähmten indigenen Magnaten. Letztere erblickt man als Radjas in der kleidsamen Kasakine, breiter Hose oder oft auch noch in der echt hindostanischen seidenen rockartigen Umhüllung der Beine, meist barfuß oder nur mit orientalischen Schuhen bekleidet und auf dem dunkelhaarigen Haupte das reichgestickte Barett tragend, oder als Babu barfuß in einer faltenreichen, dem Auge gefälligen weißen Umhüllung ohne Kopfbedeckung. Die Europäer, die Damenwelt gleichwie die Männer und Kinder

sind nach neuester Mode von Paris oder London mit enger Taille, oft der Zone trotzend mit schweren Stoffen nebst Schleppe gekleidet. Die Eingeborenen zeigen sich ernst einherschreitend, die Europäer im buntesten Durcheinander mit geckenhafter Albernheit das vorzustellen suchend, was sie in ihrer Heimat nicht sind d. h. göttliche Magnaten, und blickt man erst auf die einen und dann auf die anderen, so spürt man bei den Barfüßigen eine ererbte Majestät in der Haltung und im Betragen, während bei den anderen meist nur der Anstrich des Geldstolzes und der Renommage in allem sich zeigt.

Die Lage des Gartens ist eine günstige. Von der einen Seite grenzt er an den breiten kühlen Hugli, von der anderen an die luftige Esplanade mit Blick auf das Palais des Vicekönigs, des Gouverneurs, die Festung und auf eine Kette prunkhafter Gebäude. Die Lage und Einrichtung des Gartens sind entzückend und unter die schönsten dieser Art zu rechnen.

Bei dem Hinaustreten aus demselben wird man sofort von der Schar der Palankin-Träger, gleichwie übrigens in der ganzen Stadt mit dem Rufe bestürmt: „salam sab, palki sab, salam sahib“ u. s. w. was da heißt: Gruß Herr, Tragbahre, Herr, Gruß großer Herr, oder sa, sa d. h. hier, hier oder bara-sa d. h. Belieb hier, oder saib sa d. h. großer Herr hier, und die einem, wenn man die stinkenden Sargkasten der Palki oder Palankine nicht benutzen und sich vor dem Ungeziefer derselben hüten will, höchst lästig werden, da sie gleich einer Klette nicht zu entfernen sind.

Ausflug zum botanischen Garten und die Ufer des Hugli. - Der Cyklon. — Durchnäßt und eine nasse Wohnung. — Der Hindu in Gefahr. — Die Dengis, die Ruder, die Pfeife und der Tamakul des Hindu. — Eindrücke im indigenen Stadtteil.

Es war ein köstlicher Novembermorgen, als ich mich zu Wagen zum 4 Meilen entfernten botanischen Garten aufmachte. Die Richtung führte mich durch die interessanten Stadtteile der Indigenen, an ihren Begräbnisplätzen resp. Verbrennungsorten, deren ich später erwähnen werde, und an zahlreichen Tempeln vorbei, bis ich das Ufer des Hugli erreichte, wo mich ein kleines Boot quer über den Fluß zum Landungs-

plaße des umfangreichen Gartens führte. Der Blick vom Landungsplatze aus ist ein auffallend schöner; es zeigen sich die Umrisse pompöser, wenngleich schlecht erhaltener Landhäuser der reichen Bengalen im üppigen Grün ihrer an Schatten reichen Umgebung und das im indisch-orientalischen Styl erbaute blendendweiße Palais des Königs von Oudh inmitten eines bunten Gewirres zahlreicher Pavillons und der schmucken Türme der Moschee, ebenfalls umgeben von einer üppigen Vegetation. Das Bild der Bauwerke welches sich entfaltet, wird oft unsymmetrisch durch die bald gerade bald schräg gerichteten Maste der Schiffe, Barken und der Signalstangen unterbrochen.

Während das Auge das schmucke Bild umfaßt, belebt dasselbe dem Ohre hörbar das sonderbare, fast brausende Gesumm der Stimmen und Ausrufe der zahlreichen braunen Bevölkerung, die inmitten der dichten Vegetation auf den Straßen, die dasselbe durchziehen, und am Ufer des Hugli, gleich der Ameise auf ihrem Haufen, sich im rastlosen Hin und Her bewegt. Dieses Bild voll Leben wird noch belebter durch die zahlreiche Vogelwelt in der Luft. In Unmassen nämlich kreisen Albatros und andere Raubvögel, auf den Zinnen der Häuser und auf den Mauern stehen oft in Reih und Glied die hier „Argalas“ genannten Kropfstörche meist auf einem Fuße, phlegmatisch stolz, oder sie patroullieren scheinbar gedankenvoll gleich einer Wache hin und her; zahlreiche Raben, gleich den dienstbaren Geistern der hiesigen Riesenraubvögel, umschwirren dieselben mit entsetzlichem Gekrächze, oft durch ihre Menge die Sonne gleich Wolken verdunkelnd, und hierzu gesellt sich das lebhafte Gezwitscher zahlloser Sperlinge und anderer Vögelin der laubreichen Umgebung.

Der Eindruck des botanischen Gartens ist großartig und übertrifft jede Erwartung. Systematisch geordnet und reichhaltig in der Mannigfaltigkeit seiner Pflanzen, erweckt er die vollste Aufmerksamkeit, und die Üppigkeit desselben ist eine unvergeßliche. Abgesehen von dem bengalischen Ficus infectoria in kolossalen Stämmen sind es die Palmen, die in der Verschiedenheit ihrer Arten und durch ihre umfangreichen Gruppen bemerkenswert sind. Unter denselben ist die schlanke Cocos nusifera aus Südindien und eine gelungene Allee der glattstämmigen Oredoxa acuminata, einer Palme von riesiger Höhe

mit schöner Krone, aus Guatemala stammend. Prachtexemplare der ein großes Areal durch ihre niederhängenden, immer wieder Wurzel fassenden Äste einnehmenden Ficus indicus, einer Gattung der Moracca, hier Banienbaum genannt, zeigen sich, unter denen namentlich einer besonders hervorzuheben ist, dessen Mutterstamm 150′ hoch, aus dessen riesigen Ästen sich gewaltige Zweige zur Erde ziehen, Wurzel gefaßt und ebenfalls Riesenstämme gebildet haben, wodurch sich in der Umgebung des Baumes Pforten und Säulengänge und unter dem prachtvollen Grün der großen dicken Blätter ein durch Astverzweigungen charakteristischer Hain für sich gebildet haben, dessen gumminöse Stämme von rankenden und blühenden Schling- und Kletterpflanzen gleichwie mit einem Geflecht umgeben sind. Vielfache und schmucke Gruppen bildend, trifft man den großblätterigen Ptepaygota alata aus Thibet, prachtvolle Terminalia Catafa der Familie der Combretaceen mit ihren orangeblütenförmigen, zu einem Knoten buschartig hervortretenden Riesenblättern und viele andere Baumarten, unter denen die Graevillia robusta der Moreton-Bai und die verschiedenartigsten Pinus-Arten u. s. w. sich zeigen.

Inmitten des Reichtumes der botanischen Welt des festen Landes in gefälligen Gruppen, inmitten des Reichtumes an Früchten und ausgebildeter und in ihrer Ausbildung begriffener Blüten, trifft man inselreiche Teiche mit üppiger Bambu-Vegetation verschiedener Arten und in den Teichen die Flora des Wassers reichhaltig vertreten, unter der sich namentlich Prachtexemplare der Victoria regia zeigen. Die Größe der Anlage und die Diversität ihrer botanischen Schätze erfordert Tage der Besichtigung, um den Garten annähernd kennen zu lernen, der naturwissenschaftlich einen großen Wert dem Forscher und demjenigen, der ihn zur Erholung besucht, einen erquickenden Reiz bietet.

Die Treibereien sind im Verhältnis zur Größe des Gartens klein und geringzählig; der Zone gemäß die an und für sich ein Treibhaus ist, trifft man um desto zahlreicher Bedachungen gegen die glühenden Strahlen der Sonne und zum Erhalten der Feuchtigkeit für die zarten Pflänzlein in ihrer Jugend. Unter diesen Schutzdächern findet der Besucher eine sehenswerte Sammlung der verschiedenartigsten Farnkräuter der Welt.

Einen zweiten Besuch machte ich dem Garten später im März, und da dieses Mal das Erreichen desselben mit einem die Zone und den Hugli charakterisierenden Fall vereinigt war, so füge ich die Schilderung desselben hier an.

Es war am achten März, als ich nach meinem täglichen Spaziergang auf der Esplanade in der Morgenstunde nach 12 Uhr zum Ufer des Hugli in Begleitung meines Dieners Abdul für 12 Annas mich fahren ließ, wo ich ein Dengi (kleines, indigenes Boot) zur Fahrt zum Botani-bara-bágh d. h. botanischen Garten und retour für 1 Rupie akkordierte.

Als das Boot das Ufer verließ, war die Atmosphäre unheimlich ruhig, wie man in den Tropen üblicher Weise sagt. Schon die Frühstrahlen der Sonne wirkten sengend, der Horizont im Umkreise zeigte Dunst. Flink ruderten mich die Dengi-Oualas, d. h. zwei kräftige indigene Bootsleute, den glitzernden Strom abwärts, zahlreichen übelduftenden Booten und Barken vorbei. Ich saß auf der baldachinartigen Mattenbedeckung des Hinterteiles des Nachens, um die mannigfaltigen Bilder, die die herrlichen Ufer entfalteten, zu genießen. Als wir an dem Palais des Exkönigs von Oudh nach einer Stunde Fahrt vorbeigerudert waren, hatten sich an Stelle des früher erwähnten Dunstkreises kompakte, finstere Gewitterwolken gebildet, aus deren feuerrotem Untergrund heftiges Leuchten erschien, welches die Umgegend einer mysteriösen Beleuchtung unterwarf.

Ich war kaum eine Viertelstunde im Garten gewesen, als heftige Windstöße, Vorboten des Unwetters, sich erhoben, und mich, da kein anderes Obdach in der Nähe sich befand, eilig zum Erreichen des Bootes zwangen, um unter dessen kleinem Verdeck Schutz vor dem tropischen Guß zu finden. Kaum hatte ich dasselbe erreicht, so begann ein wütender Cyklon sein wirbelndes Spiel. Hagel von der Größe einer Walnuß bis zu derjenigen von Billardkugeln rasselte senkrecht nieder und zwang mich, meinen Diener und die Bootsleute, unter den Mattenschutz zu flüchten. Das Boot war mit einem neuen starken Tau um einen Baum geschlungen, dessen Ende wir halten mußten. Mit Aufwand der ganzen Kraft gelang es uns, während des Hagelbombardements hin und her geschwenkt, das Tau nicht loszulassen.

Die Vehemenz der niederstürzenden Eiskugeln war eine derartige, daß die doppelt gelegten Matten des Verdeckes durchgeschlagen wurden. Nach einer Stunde mühsamen Haltens trat eine Pause ein, und nach dreimaligem Wiedererscheinen des wuchtig an Kraft zunehmenden Cyklon legte sich derselbe gegen Abend, und nachdem das Wasser aus dem Boote geschöpft und ich während dieser Zeit noch einen Gang durch die strömenden Wege des Gartens gemacht, verließen wir die durch den Hagel sehr mitgenommene Anlage, um jetzt aufwärts gegen den stark geschwollenen, heftig strömenden Hugli zu rudern, und erreichten Dank rastloser Arbeit der wackeren Bootsleute in 1½ Stunden bei wetterleuchtendem Horizonte in finsterer Nacht die Stadt.

Angelangt, war infolge des Unwetters kein Thika-gari (Wagen) zu finden. Durchnäßt erreichte ich meine Wohnung und fand mein Zimmer durch das Unwetter in fürchterlichem Zustande. Es war nämlich gefüllt mit einer Schicht Hagel und mit durchnäßtem Schutt, den der Sturm hineingejagt, und im Durcheinander lag meine Habe und manch getötetes Huhn. Meine Bettstelle, obgleich ebenfalls naß und mit Schutt belegt, durfte ich zur Nacht nicht säubern, da ich sonst die nach dem Gewitter verdoppelt wild schwärmenden Moskitos unter das Netz gebracht hätte, daher mußte ich mit dem feuchten, schmierigen Lager zufrieden sein und die Ungemütlichkeit der Tropen genauer kennen lernen.

Auf dieser Fahrt konnte ich den philosophischen Sinn des Hindu beobachten. Gefahr war unzweifelhaft vorhanden, denn nicht nur konnte der gewaltige Hagel tötlich treffen, sondern leicht hätte das Tau reißen können und wir wären alsdann unrettbar verloren gewesen. Ungeachtet der gefährlichen Lage, ungeachtet der Nässe und Kälte, ungeachtet des mühevollen Haltens des Taues, blieben die Leute furchtlos und heiter gestimmt. Während der Pausen des Unwetters rauchten sie gemütlich ihre Wasserpfeife und plauderten in fröhlichster Weise. Sie sind Fatalisten, sie fürchten den Tod durch die Wucht der ihnen heiligen Elemente der Natur nicht, sie sehen in diesem Fall den Tod als eine Erlösung an und namentlich den Tod in den Wellen ihrer heiligen Ströme, als wie z. B. diejenigen des Gebietes des Ganges, als eine Gnade der Allmacht, da das Gewässer dieser

Flüsse, wie sie glauben, sie von der einstmaligen Wiedergeburt befreien soll, indem der Tod in denselben sie direkt in das Nirwana einführt d. h. ihre Seele mit dem Wesen des Allmächtigen für ewig vereinigt oder wörtlich übersetzt „verschmilzt".

Die Dengis (Boote) sind meist ausgehöhlte Baumstämme, deren beide Enden spitze Kiele bilden, und die demnach ohne gekehrt zu werden auf und abwärts gebraucht werden können. Das eine Ende bildet eine Mattenbedachung, unter der niedrige Sitze sich befinden. Unter dieser Mattenbedachung nehmen die Passagiere Platz, wenn sie es nicht, vorziehen, auf dem Bambu-Gerüst der Überdeckung bei frischer Luft sich den Sonnenstrahlen auszusetzen, weil unter den Matten die Atmosphäre auffallend stickstoffhaltig ist, da die Leute daselbst ihre Nächte verbringen, ihre spärlichen Mahlzeiten einnehmen, ihre körperlichen Reinigungen vornehmen und ihren aromatischen „Tamakul" rauchen.

Die Pfeife, die sie gebrauchen, ist eine ihrer sonderbaren Konstellation wegen erwähnenswerte, sie besteht aus drei Teilen: dem „Tschalam", einem trichterartigen Behälter aus Messing, in welchen der Tabak und über denselben die Kohle gelegt wird. An diesem Trichter befindet sich ein 1 bis 1½' langes Rohr, welches in eine ausgehöhlte Kokosnuß kugelrunder Form mündet, die mit Wasser halb gefüllt wird. Das Rohr zieht sich bis in das Wasser. Über dem Wasser befindet sich in der Kokosnuß ein kleines Loch, zu dem der innerhalb gebogene Schlauch reicht. An diese Öffnung legt der Raucher seinen Mund und zieht den durch das Wasser gekühlten Rauch ein. Die höchst kunstvoll ausgehöhlte Kokosnuß, in der sich der durchlöcherte Schlauch derart befindet, daß der Rauch durch das Wasser sich ziehend und sein Nikotin hinterlassend zur Öffnung steigt, wird „Hukka" genannt.

Die Ruder, die diese Bootsleute gebrauchen, bestehen aus einer biegsamen Stange, an deren Ende meist runde, hin und wieder auch herzförmige Schlagbretter befestigt sind. Den Halt der Ruder am Boot bilden Bastschlingen, in die das Ruder eingezogen wird und die dasselbe derartig halten, daß es losgelassen nicht verloren gehen kann. Trotz der Biegsamkeit der Ruderstangen leisten die indigenen Bootsleute in der Geschwindigkeit eine bemerkenswerte Gewandheit. Die Boote, trotz ihrer primitiven Bauart und auffallenden Leichtigkeit,

sind im höchsten Grade sicher und selten kommen Umstürze derselben vor.

Wenn man den botanischen Garten zu Wagen erreicht, so durchzieht man, wie schon früher erwähnt, die interessantesten Teile der indigenen Stadt und hat alsdann die Möglichkeit, die Bevölkerung in mannigfaltigster Weise zu betrachten. Die Kleidung derselben besteht nur aus einem weißen, hin und wieder auch aus einem mehr oder minder kostbaren farbigen Schurz, der unterhalb des Nabels bis an das Knie faltenreich und von einer Seite etwas gehoben herabhängt, oder zwischen den Beinen kunstvoll hinaufgehißt wird. Kopfbedeckung tragen sie meist keine, nur hin und wieder während der Arbeit, gefällig geformt, ein Tuch. Die Kinder unter zehn Jahren gehen nackt. Der Oberteil gleich wie die Beine bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt, nur am Abend gegen die tropische Frische des Sonnenunterganges oder gegen die hin und wieder heftigen Strahlen der Sonne, umhüllen sich die Leute mit einem mehr oder minder feinen, schleierartig geformten, oft auch kostbareren, bunten Gewebe den Kopf und den Nacken, in der Art, wie man aus dem Bade kommend, jedoch mit Grazie, sich mit einem kurzen Leinentuch umgiebt. Oft gebrauchen sie dieses Gewebe, wenn sie sich nicht umhüllen wollen, als Turban.

Das weibliche Geschlecht, welches hier wirklich ein schönes ist, schmückt sich mit Ringen und Armreifen, Ketten und Präziosen an Arm, Bein, Finger und Zehen. Namentlich charakteristisch sind hierin die Schellen an Armen und Beinen, die bei dem geschmeidigen, graziösen Gang der Indierinnen im allgemeinen eine oft anmutig, harmonisch-musikalische Begleitung darstellen. Die Zieraten bei den Reichen sind von Gold mit Edelsteinen, sogar Diamanten, bei den Armen aus Silber oder Kupfer oder Messing, mit Krystall, geschliffenem Glase, Korallen, Knochen oder wertloseren Edelsteinen belegt.

Die Wohnungen der Leute bilden Bambu-Hütten mit Schilf oder Palmblättern gedeckt und sind in Kalkutta, wie schon erwähnt, oft in den Ruinen der früheren Paläste der jetzt schwindenden Magnaten des Landes erbaut. Sie sind nichts weniger als sauber gehalten, d. h. mit Ausnahme des unmittelbaren Einganges zu denselben, der

pedantisch gereinigt und mit dem Zeichen der Kaste der Inwohner täglich bemalt wird. Diese Hütten charakterisieren in ihrem engedrängten Wesen am Tage die vor ihnen kauernden, oft kriechenden Einwohner und eine Unzahl hübscher Kinder. In denselben und vor denselben wird gegessen, Handel getrieben und alles verrichtet, was dem menschlichen Körper erforderlich wird. Des Nachts charakterisieren dieselben eine bestialische Atmosphäre und Grabesstille, die, während der geheimnisvollen Beleuchtung des intensiven Mondes der Tropen, durch das zahlreiche, an Kindergeschrei erinnernde Geheul der oft in Banden rennenden Schakale und durch das sonderbare Grunzen herumschleichender Hyänen belebt wird.

Der Anblick erweckt Erstaunen, wenn man bedenkt, daß an der Stelle dieser Hüttenbehausungen der Umgebung Kalkuttas 1757 vor der Vernichtung der Herrschaft der Saybahdars von Bengalen und der Magnaten des Landes durch die Engländer die prunkvollen Paläste der indischen Großen gestanden, und unwillkürlich stellt man sich die Frage, zu welchem Zweck diese Vernichtung geführt, da gegenwärtig schon viel darüber geredet wurde, in Hinsicht der russischen Invasionsprojekte die Selbständigkeit des Landes wieder zu proklamieren. Thut England dieses, so hätte es von der damaligen Vernichtung verhältnismäßig, infolge der Mühseligkeiten und Unkosten der so schwierigen hiesigen Verwaltung, wenig Nutzen geerntet und hätte nur, was den Eingeborenen betrifft, durch die nur halb eingeführte, dem Lande höchst unpassende Zivilisation und durch die rohe, morallose europäische Bevölkerung, die sich hier eingebürgert, dieselben demoralisiert und in ihrer naturgemäßen Entwickelung gehemmmt!

Ufer des Hugli. — Der Tempel der Lebensmüden. — Leichenverbrennung, die Fakire und ihre Torturen. — Bild des Hafens. — Abendbild im Eden-Garten. — Scheinheiligkeit und Rassenhaß. — Dialekte erschweren den Gedankenaustausch. — Eindrücke des britischen Elementes. — Etikette als Qual. — Lebensweise der britischen Handelswelt in Indien.

Während meiner täglichen Ausflüge in die Umgegend von Kalkutta folgte ich einmal dem Ufer des Hugli bis zu einem Tempel, wo in früheren Zeiten die Lebensmüden sich den Fluten der heiligen

Gewässer übergaben. Hier befindet sich am Ufer hoch gelegen eine Art Halle, bestehend aus einer zierlichen Bedachung, die im griechischen Styl auf Säulen ruht und von der aus breite Stufen von der Höhe hinab in den Strom führen. Vor letzterem befanden sich die Verbrennungsplätze der Leichen. Die Selbstvernichtung in den Fluten ist seit der Machthabung Britanniens im Reiche verboten, findet jedoch an entlegeneren Stellen des Ganges und seiner Nebenflüsse, wenn auch im geheimen, so doch fortdauernd statt. Der Ganges im allgemeinen, namentlich jedoch bei seiner Mündung die Nebenflüsse und Arme des Delta, werden als heilig d. h. als die Inkarnation Brahmas angesehen. Der Tod in diesen Fluten, wie ich schon früher gesagt, verhindert laut Glaube der Brahmanen die Wiedergeburt und führt die Seele direkt in das Urwesen der Gottheit zurück. Daher trugen und tragen noch gegenwärtig die Leute ihre unheilbaren Kranken auch Altersschwache an die Ufer desselben in einer Weise, daß während der Flut die Strömung sie hinabziehen kann. In diesen Fällen weilen die Verwandten und Freunde des zum Tode Entschlossenen, Hymnen rezitierend, oft auch im freundschaftlichsten Gespräch bis zum Sonnenuntergang. Sobald die Sonne geschwunden ist, füllen sie Nase, Mund und Ohren des Sterbenden mit Schlamm, schieben den Körper ehrfurchtsvoll in das Wasser und entfernen sich, heimkehrend auf ihrem Wege Almosen spendend. Im Falle, daß der dem Tode sich Weihende und dem Wasser des heiligen Stromes Übergebene durch Zufall gerettet wird, so wird ein solcher von den Seinigen nicht mehr als lebend anerkannt. Es kommen Fälle vor, wo den Fluten Entrissene ihrem Retter Vorwürfe machen, denn ein zweites mal dürfen sie sich das Leben nicht nehmen, welches nach der Errettung ihnen ein isoliertes und unerträgliches wird.

Eine andere Art, sich den Fluten zu übergeben, ist folgende: der Lebensüberdrüssige richtet sich ein festes Faß her, dessen Boden fein durchlöchert ist. Seine Begleiter thun ihn in dasselbe, und nach Sonnenuntergang fährt er, Hymnen singend, stromabwärts, bis das Faß versinkt. Obgleich verboten, findet auch dieser Fall noch recht oft statt, und ich hatte die Gelegenheit, einen nach letztbeschriebener Art zu sehen, wo mich der freudige Ausdruck des eilig in der heftigen Strömung

Dahinziehenden überraschte, denn es lag in demselben der Zug eines festen Willens, eines unbeugsamen Glaubens an das Erreichen der Glückseligkeit und der der Freude über die baldige Erlösung von seinen körperlichen Leiden!

Dieses mal war von dem nichts zu sehen, es wurden nur einige Leichen verbrannt, und das in gleicher Weise, wie ich es während meiner Schilderung von Bombay beschrieben, hier jedoch in weniger geordneter Weise traf. Sehr sehenswert waren die zahlreichen Fakire oder Büßer, die, ihren Körper und auch das Gesicht mit angefeuchteter Asche übertüncht, vor der erwähnten Halle auf steinerner Plattform den heftigen Strahlen der Sonne ausgesetzt, standen, kauerten oder lagen. Einige derselben waren niedergekauert und starrten gedankenvoll und bewegungslos auf den Boden. Ein anderer hielt seine rechte Hand fest auf das Knie gestützt, und der Nagel seines Daumens war schon tief in das Fleisch seiner Hand gewachsen, und doch regte er sich nicht. Einer stand schon seit vielen Monden wie man behauptete auf einem Fuß und ließ den Nagel seiner Zehe in das Fleisch des andern Fußes dringen. In mannigfaltigen Torturstellungen zeigten die Büßer eine auffallende Selbstüberwindung, Beharrlichkeit und fanatische Reue. Trotz der bewunderungswürdigen Willenskraft, die diese Unglücklichen bewiesen, erweckten sie einen Ekel erzeugenden Eindruck und den Beweis der grenzenlosen Entartung des Brahmanismus, der in seinen Urgrundsätzen wohl Stoik, jedoch nicht eine die Ehre des Menschen verletzende körperliche Selbsttortur forderte. Den kümmerlichen Unterhalt dieser Büßenden bestreiten Almosen von den Vorübergehenden in Geld und Nahrung, letztere wird ihnen in den Mund gereicht, und für das Geld, welches vor ihnen frei liegen bleibt, kaufen Mitleidige wenn erforderlich Nahrung zur Fütterung der Selbstverstümmler.

Heim kehrte ich dieses mal unmittelbar dem Ufer des Hugli d. h. dem Hafen folgend unter dem imposanten Eindruck vieler Dampfer und Segelschiffe des Welthandels, die trotz der versandenden Eigenschaft des Stromes hier vor Anker lagen und, umgeben von den zahlreichen kleinen Fischerbooten, Mietbooten, kleinen Dampfern und Barken, ein lebhaftes Flußbild entfalteten, bis ich den riesigen Platz der Es-

planade erreichte, wo in Verbindung mit dem bisherigen Anblick sich derjenige der schönen Fläche bot, in der der üppig wuchernde „Eden-Garten“ liegt und die von Prachtgebäuden der Regierung umgeben ist.

Im Eden-Garten war, da es 3 Uhr nachmittags war, auf dem dortigen Kricketplatze wie gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, um dem Wettspiel des Klubs beizuwohnen. Die Militärmusik des 14. Regimentes füllte die Zwischenpausen aus, und bemerkenswert waren die Glieder dieser Kapelle durch ihr jugendliches Alter und ihren demungeachtet tüchtigen Vortrag. Das Wettspiel mit hohen Preisen wurde systematisch betrieben, wie es übrigens der Engländer in allem thut, sogar das Spiel ist bei ihm Ernst und oft trägt dasselbe einen so gewichtigen Ausdruck, daß man glauben möchte, daß vom Ausfall der Partie das Glück und die Zukunft des Landes abhänge. Viel Kinder und Damen in luxuriöser Toilette waren erschienen, und recht bunt zeigte sich der Zuschauerraum. Zelte waren für die Eingeladenen aufgeschlagen, in denen gefrorene und alkoholische Erfrischungen gereicht wurden. Unter den Spielern war der rötliche Typus der Haare vorherrschend und durch die nationale Eigentümlichkeit ihrer Bewegungen, ihres muskulösen Körperbaues und roh gutmütiger Gesichtszüge waren die Irländer unverkennbar in der Majorität zu bemerken.

Um 6 Uhr begann die Musik auf dem Rasenplatze zu spielen, der ihr angewiesen ist, und wo ich, da die Erwachsenen meist auf der Kricketfeier sich befanden, zahllose Kinder mit ihren Ajas traf. Diese „Ajas“, d. h. Wärterinnen kauerten in Gruppen plaudernd im Rasen, während die Jugend mit ihrem hin- und herrennen oder sich wälzen beschäftigt war. Unbegreiflich erscheint es, daß man diesen Frauen die hier so zarte europäische Jugend, wie es hier im Lande allgemein üblich ist, vollständig anvertraut. Sie haben freilich auch ihre guten Seiten, die Kinder lieben sie ihrer Gutmütigkeit und ihrer Märchen wegen. Aber gerade diese Gutmütigkeit, da sie eine systemlose ist, und dieser Reichtum an märchenhaften Erzählungen, die Aberglauben erwecken, sind es, die oft den Kindern die Lüge einimpfen und falsche, nicht mehr auszurottende Begriffe einflößen. Abgesehen hiervon brauchen

diese Ajas zur Stillung der kindlichen Gelüste oft recht unmoralische Mittel, und man braucht keine besondere Beobachtungsgabe, um die Überzeugung zu erlangen, daß dieser die Kinder geistig und körperlich beständig umgebende Einfluß kein guter sein kann.

Trotz dem Schein der Anhänglichkeit und der Ergebenheit der Eingeborenen dienender Klasse läßt sich in ihrem Wesen der Rassenhaß nicht verkennen, der im allgemeinen im Hindu tiefe Wurzel gefaßt Wie oft am Abend, während meiner Wanderungen durch das Zentrum der Stadtteile der Indigenen, habe ich bei dem Durchschreiten des steten Gewimmels der Menschenmenge beim Ausweichen diesen Haß nicht nur bemerken, sondern selbst spüren können! Wenn nicht die der Hindurasse angeborene Indolenz und bekannte Furcht vor dem Weißen vorhanden wäre, so würde mancher Hieb mit dem Bambu, mancher Messerstich von hinten den Fremdling treffen. Der grollende Blick, ähnlich demjenigen eines überraschten Tigers, zeigt sich zu deutlich bei diesen, je nach der Kaste, mit rot oder weißer Farbe bestrichenen oder punktierten Gesichtern, als daß man in irgend einer Weise im allgemeinen auf wahrhafte Treue, Anhänglichkeit und Ergebenheit derselben rechnen könnte.

Sehr that es mir leid, die Sprache der Nation nicht besser zu verstehen, denn es trügt der äußerliche Schein, man kann eine Nation erst dann begreifen, wenn man sie durch gründlichen Gedankenaustausch bis in das Innerste erkannt hat.

Das Schwierige, um sich mit der indischen Nation zu verständigen, liegt in der Verschiedenartigkeit der Dialekte, die höchst mannigfaltig in den verschiedenen Gegenden Indiens sind. Denn abgesehen von den früher erwähnten fünf Hauptsprachen, sind die verschiedenen Zweigabteilungen derselben derartige, daß man auf kurzer Entfernung mit dem einen Dialekt kaum weiter sich behelfen kann. Die Hauptsprache, die von den Behörden und im Gerichtswesen gebraucht wird, ist die des Urdú, jedoch hilft einem diese zu einer gründlichen Unterhaltung mit den Eingeborenen wenig, wenn man das innere Wesen und namentlich die religiösen Begriffe desselben genau kennen lernen will. In dieser Mannigfaltigkeit der Dialekte, die eine wahrhafte babylonische Sprachenverwirrung in Indien entwickelt, liegt teilweise

die Macht Englands im Lande, indem durch dieselbe in der gesamten Bevölkerung Mißverständnisse entstehen, durch die eine summarische Aktion der Bevölkerung verhindert wird. Obgleich, wie gesagt, das „Urdú" die leitende Sprache des Landes ist, so bleibt für den forschenden Reisenden, um das Volk, seine Sitten und seine Religion kennen zu lernen, die Kenntnis des „Hindi" im größten Teil des Landes und des „Tamul" im Süden Indiens erforderlich. Im Hindi befinden sich die meisten Worte des Sanskrit, die Sprache ist überaus reich an Ausdrücken und hilft während der Unterhaltung mit den Indigenen trotz der zahlreichen Dialekte zum sich verständlich machen. Wie reich die Sprache an Ausdrücken ist, beweist z. B., daß sie zur Definition eines Onkels, Vetters, einer Tante oder Nichte, ob väterlicher oder mütterlicherseits, bestimmte Worte hat u. s. w.

Eine große Schwierigkeit findet der Reisende, um das Volk kennen zu lernen, in dem Eigendünkel des hier lebenden britischen Elementes. Will man nicht von den Gliedern desselben verachtet und namentlich lächerlich gemacht werden, so muß man z. B. das wandern zu Fuß vollständig aufgeben, das Gespräch mit dem Indigenen vermeiden oder es nur gleichsam von der Höhe eines Gottes thun. Will man sich rühren, so darf man es nur im Palankin oder im Garry, wenn man nicht seine eigene Equipage hat. Man darf sich am Tage nur auf dem Liegestuhl und nie auf der Straße zeigen, am Abend nur fahrend oder getragen den Eden-Garten erreichen, um dort im Gedränge putzsüchtiger Damen und Herren zu lustwandeln, oder fahrend oder getragen sich zu den verschiedenen Klubs oder in die Prachtvillen seiner Bekannten zum kopiösen, der Zone unpassenden britischen Ochsen-, Schinken- Pudding- und Konserven-Schmaus zu begeben. Nur des Morgens in frühester Stunde oder in der Nachtzeit des unsittlichen Kalkutta, und das auch nur verstohlen, gleich einem Diebe, darf man. ohne gegen die Gesetze der oktroierten Sitte zu verstoßen, zu Fuß die im tropischen Klima so erforderliche Bewegung machen. Dieses oktroierte Gesetz geht soweit, daß, wenn ein Fremdling den Sonnenstrahlen sich auszusetzen liebt, und zu Fuß am Tage zu wandern sich erlaubt, er in der hiesigen sogen. fashionablen Gesellschaft als ein Unsittlicher angesehen und ungern empfangen wird!

Desgleichen lächerlich ist die oktroierte Etikette der Kleidung. Nirgends in der Welt fühlt man sich in dieser Hinsicht gefesselter und unangenehmer berührt, da man hier einer Sitte folgen muß, die die Natur der Tropen als unsinnig erklärt und den Befolger derselben es hart spüren läßt. Wetteifer in Equipagen und glanzvollem Anspann, in der Zahl der Bedienung, in Toilette und Livree bildet das Hauptvergnügen der hiesigen europäischen Geldaristokratie. Daher wird das Leben in gesellschaftlicher Beziehung ein unerträglich gebundenes, erzwungenes und kostspieliges, und für denjenigen, der ungern sich von seinem lieben Gelde trennt oder mager mit demselben ausgestattet ist, ein unmögliches, wenn er in der hiesigen Gesellschaft sich bewegen muß, oder durch geschäftliche Stellung an dieselbe sich zu halten gezwungen ist. Bei einer vollständigen Isolierung von derselben kann man schwerlich einen zweiten Ort finden, wo man billiger und dabei so gut leben kann, als wie in Kalkutta, doch leider ist dieses sich absondern schwer möglich, und man ist gezwungen, auch hier, gleichwie überall, unter den Wölfen lebend mit denselben zu heulen, muß aber in Kalkutta alsdann, wenn man den Ort nicht fliehen will oder kann, für einen stets überfüllten Beutel sorgen.

Um einen Begriff von der Lebensweise der Beamten der hiesigen Handelsgeschäfte zu geben, wäre folgende Schilderung charakteristisch: Einmal, unter den vielen Malen, holte mich um 3 Uhr ein liebenswürdiger junger Herr zu sich ab. Es waren vier hoffnungsvolle Jünglinge des Handels, Subordinierte einer der mächtigsten Firmen Kalkuttas resp. Indiens, die zusammen eine vom Zentrum der Stadt vier Meilen entfernte Prachtvilla, d. h. ein zu einer solchen eingerichtetes Palais indigenen Ursprungs nebst großem, an Rasen reichem Garten bewohnten. Die Herren zahlten für diese Wohnstätte 200 Rupien monatlich, hatten sich in derselben in vollständigster Weise gleich machthabenden Magnaten wirtschaftlich eingerichtet, hielten einen Koch nebst Unterköchen und ca. 20 Diener. Es fehlte daselbst nichts, es sei denn eisige Atmosphäre, die in den Tropen nicht herzustellen ist. Kegelbahn, Billard, Fortunas, Roulette-Spiel, ein kleiner Kricketplatz, breite Veranden mit unzähligen Liegestühlen, Stallungen nebst mannigfaltigsten Equipagen, alles besten und be-

quemsten Zustande, waren vorhanden. Abgesehen von der Liebenswürdigkeit der Herren waren die gereichten Mahlzeiten nicht nur ausgesuchtester Qualität mit zahlreichen Gängen, sondern es fehlten auch die erdenklichsten Weinsorten, sogar Champagner nicht. Es zeigte sich demnach ein großer Unterschied mit dem Leben der Kommis unserer europäischen Handelsstädte, wie man sieht.

Ausflug nach Barackpore. — Die Palme und ihr Schatten. — Fahrt durch den Park. — Das vizekönigliche Palais und Serampore. — Hindus im Streit. — Menagerie Rudledge. — Vorstellung in der Oper. — Ein fanatischer Missionär. — Die Mission und die sogen. Heiden. — Wo sind die wahren Heiden? — Das „Ich" als Wahnsinn. — Der bekehrte Hindu. — Ein praktischer Missionär. — Ein charakteristischer Blick von Fort William aus.

Da an den Wochentagen die Züge andere Abgangsstunden als an den Sonntagen haben, und da am Rasttage nur wenige Abgänge sind, so konnte ich statt in der Früh erst um 12 Uhr mein Billet I. Klasse für 14 Meilen bis Barackpore gegen 1 Rupie 3 Annas lösen. Die Strecke in nördlicher Richtung über Dum-Dum, Bailgurriah, Sodepore, Khurdah und Tittaghur vorbei, zeigte üppige Reisfelder und die Pracht einer feuchten, üppigen tropischen Vegetation, und um 2 Uhr 45 Min. hielten wir in Barackpore.

Barackpore ist eine anglosanskrit Benennung, indem „barack" englisch Kaserne und „pore" im Sanskrit Stadt bedeutet. Der Ort liegt hart am Hugli inmitten einer üppigen Vegetation, bildet den Sommerzufluchtsort derjenigen der Geldaristokratie Kalkuttas, die nicht zur Frische in das Himalaya-Gebirge resp. nach Simla ziehen wollen oder können. Einen Teil des Sommers bewohnen denselben in schmucker Sommerresidenz der Vizekönig von Indien und der Gouverneur von Bengalen.

Barackpore ist, gleichwie die meisten Städte Indiens, mit Ausnahme der Metropole Kalkutta und teilweise Bombay, eine vollständige Gartenstadt. Gleichwie die indische Hütte stets im dichtesten Gebüsch, zum Schutze gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen fast unsichtbar, scheinbar unerreichbar errichtet ist, so sind auch hier die Paläste der Subhadars, Radjas, Babus und der Europäer, mit ihrem Reichtum

und mit ihren orientalischen Bequemlichkeiten absonderlichster Art, im tiefsten Schatten gigantischer Bäume und in einer durch die mannigfaltigsten Vögel belebten, an Farben und an Aroma reichen Vegetation erbaut, und bieten daher mit ihrem plötzlichen Erscheinen inmitten gespensterhafter Baumformationen riesenhafter Dimension, umschwirrt von farbenreichen Vögelschwärmen, einen feenhaften Eindruck. Sie führen die Gedanken des Besuchers lebhaft in die Welt der Träume von „Tausend und einer Nacht"!

Viele glauben, daß die Palme keinen Schatten giebt, was eine höchst irrtümliche Ansicht ist, indem man unter ihren breiten Blättern gerade den vollständigsten trifft, und außerdem noch den Vorteil hat, daß die beständig sich bewegenden Fächerzweige derselben eine kühlende Brise erzeugen, was die anderen tropischen und nichttropischen Bäume trotz ihrem kräftigen Wuchs und üppigen Laube nicht thun. Es ist nur die schlank emporgewachsene Kokospalme allein, deren hohe Krone einen nutzlosen Schatten wirft. Was den Genuß des Schattens der Palmen oft verhindert, sind die Reptilien und die Insekten der Erde, die eine Rast auf dem duftenden tropischen Rasen ungemütlich machen.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Bahnhof-Hotel, zum Tifin (Gabelfrühstück), bei einer höchst liebenswürdigen jedoch nichts weniger als schönen Gastwirtin, ließ ich mich durch die prachtvollen Alleeen des schon von Lord Wellesley vor einem halben Jahrhundert aus der tropischen Vegetation geschaffenen Parkes fahren, wo inmitten einer wahrhaft wuchernden Flora eine reichhaltige, jedoch unsystematisch klassifizierte Menagerie Indiens sich befindet, in der namentlich ein bengalischer Königstiger, ein Königsadler bedeutender Größe und eine 12' lange, auffallend kräftige Boa hervorzuheben sind, von denen letztere, überaus wild, den Besucher mit lokomotivartigem, endlosem Pusten empfing und rastlos ihm ihre knochenzermalmenden Körperbewegungen in verschiedenartigsten Windungen zeigte. Der Löwe und seine Gattin stammten aus der Gegend von Madras, und obgleich für die indische Art groß, waren sie doch im Vergleich zur afrikanischen Rasse klein zu nennen, ihr Aussehen war wild und kräftig, ihr Fell zottig und spielte in der Farbe mehr in das graubraune.

Der Park an und für sich zeigte, dem englischen Geschmack gemäß, umfangreiche Rasenplätze mit Baumgruppen, auf denen zahlreiche Herden weideten. Unter den Gewächsen verschiedenster Art prangte ein Prachtexemplar des Ficus indicus in unmittelbarer Nähe eines Denkmals aus Marmor, welches der Lady Canning, die den 31. März 1817 hier gestorben errichtet ist.

Hierauf folgte ich dem Ufer des Hugli, stets durch Alleeen, an zahlreichen prachtvollen, in tropischer Vegetation gelegenen Villen und Palästen, den luftig erbauten, höchst praktischen Kasernen, oft auch Gruppen indischer Hütten vorbei, vier Meilen bis zum schmucken, von Lord Wellesley in einer Parkanlage erbauten und von seinen Nachfolgern vergrößerten und verschönerten vizeköniglichen Palais, dem gegenüber am entgegengesetzten Ufer die Stadt Serampore ebenfalls in üppigster Vegetation liegt. Die Strecke charakterisierte außer ihrer auffallend wuchernden mannigfaltigen Flora und ihrer Rosenfülle eine wimmelnde Menge Männer, Frauen und Kinder der dunklen Rasse.

In der Nähe von Serampore befindet sich das sogen. Wasserwerk Barackpores, von welchem aus Kalkutta sein destilliertes Trinkwasser bezieht. Das Wasser wird durch eine Dampfpumpeinrichtung durch 3′ breite Gußeisenröhren aus dem Hugli hinauf in diverse mit Ziegeln ausgemauerte Teiche geleitet und von denen aus, erst durch Sand destilliert, in einen mit weißem Marmor ausgelegten Raum geführt, aus welchem die weitere Leitung durch Röhren 14 Meilen nach Kalkutta stattfindet. Die umfangreichen Teiche bilden natürliche Fischzüchtereien, indem die jungen Tiere durch die Pumpe in dieselben gebracht werden, wo sie als erwachsen einen nahmhaften Absatz des Marktes der Metropole bilden.

Auf meiner Rückkehr schlug ich einen andern Weg ein, der entfernter vom Hugli, jedoch gleich wie der frühere ein an Vegetation üppiger war und auf welchem ich eine bedeutende Anzahl Pferde, die zu Markte getrieben wurden, traf, unter denen das arabische Blut das vorherrschende war.

Nach Kalkutta zurückgekehrt, wanderte ich, da es Abend war, zu Fuß bis zu meiner Wohnung. Während dieses Ganges hatte ich die

9*

günstige Gelegenheit, einem ernsthaften Streit zwischen mehreren Hindus beizuwohnen und die unglaubliche Furchtsamkeit und das sonderbare Wesen der Hindus in solchen Fällen zu beobachten. Die Hände hoben sich bei entsetzlichem Geschrei und doch fiel kein Schlag. Demungeachtet war die Folge einer jeden drohenden oder einen Hieb vorstellenden Gebärde ein fürchterlicher Aufschrei des einen Schlag erhalten zu haben glaubenden, gleich als ob ihm eine tötliche Wunde beigebracht worden wäre. So wechselten unaufhörlich die Parteien, ähnlich wie auf der Bühne, die Rollen des Angreifenden und die des Angegriffenen und demnach auch die des Aufschreiens. Ununterbrochen hörte man beiderseits kräftige Worte während der ganzen Zeit, und sie irrten sich demungeachtet nie in dem richtigen Moment des Aufschreiens. Etwas komischeres als diese Vorstellung kann man sich kaum denken, und das Erheiterndste bei der Sache ist, daß sobald ein Weißer sich dem theatralischen Kampfplatz nähert, sich sowohl die Kämpfenden als auch die sie umgebende Menge auf ihn stürzen und ihn um Hülfe oder seinen allweisen schiedsrichterlichen Ausspruch ersuchen. Diese Rolle sollte auch ich spielen, jedoch hinderte mich die Unkenntnis der Sprache, den Frieden zu stiften. Nachdem ich geschäftlich in der Gegend mich eine Stunde aufgehalten und alsdann den Kampfplatz zur Heimkehr wieder überschreiten mußte, traf ich die Streitenden noch immer wie vorhin handtierend, ohne daß ein Schlag gefallen war.

Der erwähnte Geschäftsgang betraf die Menagerie eines Mr. Routledge, der ein en Gros-Geschäft im Export dieser lebenden Ware nach Europa und Amerika bewerkstelligt. Das interessanteste Geschöpf dieser Menagerie d. h. den Besitzer des Geschäftes, der ein Manillianer war, traf ich nicht. Außer einem magern Löwen, einem Tiger und einigen Füchsen waren wenige Raubtiere vorhanden, destomehr Elephanten diverser Größe und Alters. Außerdem war ein Rhinozeros als frisch eingefangen noch naturwild und sehr interessant, zwei Prachtgiraffen von auffallender Höhe und schmucker Zeichnung ihres Halses, eine Gruppe besonders großer Straußvögel u. s. w.

Heimgekehrt erwartete mich mein Nachtmahl, und nach gründlicher Sättigung setzte ich mein braunwollenes Kaschmirbarett auf den Kopf

und ließ mich anstandsgemäß zur italienischen Oper fahren, in welcher „Il ritorno di Columella“ gegeben wurde. Das Theater ist mittlerer Größe mit zwei Logenreihen und Sperrsitzen im Parterre. Die Außenwände bilden nur Säulen, die mit Gardinen vereinigt sind, daher das Lokal recht luftig ist und, glanzvoll hell beleuchtet, einen anmutigen Eindruck macht. Über den Sitzen der Logen gleich wie denjenigen des Parterre sind, an von der Loge niederhängenden Tauen, Panki d. h. bewegliche Schirme angebracht, die von außerhalb der Gardinen durch Panki-Beras zur rastlosen Bewegung gezogen werden, über dem Haupte der Sitzenden ohne die Bühne zu verdecken im ganzen Raum eine wohlthuende Brise entwickeln und auf die oberhalb angebrachte Gasbeleuchtung nur eine kaum bemerkbare Wirkung haben. Durch die Gardinenumwandung des Gebäudes hat man freilich zum Nachteil der Kasse des Unternehmens die Möglichkeit, auch außerhalb des Raumes, wenn auch nicht die Vorstellung zu sehen, so doch die Musik und den Gesang in freier Atmosphäre zu genießen. Für diese Möglichkeit scheinen die Unternehmer sich durch hohe Preise des Entree zu entschädigen, indem der billigste Platz an nicht Abonnementstagen 5 Rupien und an abonnierten 7 Rupien kostete. Das erschienene Publikum zeigte sich in glanzvoller Abendtoilette der Salons und der vollständig besetzte Raum duftete nach den feinsten Wohlgerüchen des Orients. Auch dieses Mal traf ich, nachdem ich meinen Sitz im Parterre mit 7 Rupien bezahlt hatte, ein gefülltes Haus, und darin die sogen. Elite der hiesigen europäischen Gesellschaft, unter der nur hier und da in ihrer kleidsamen, kostbaren Tracht, einige indigene Magnaten sich zeigten. Unter den europäischen Damen waren wenig Schönheiten, um desto mehr erschien ein übertriebener Prunk in Toilette und Schmuck. Die Herren, meist bleich und mit ermatteten Zügen, waren im Ballkostüm der nordischen Sitte, sich nur als Ausnahme das Barett und einen Fächer gestattend. Das Orchester, ein italienisches, war natürlicher Weise gut. Unter den Sängern war der Baßist und eine Altstimme in jeder Beziehung aortrefflich und auch der steife Bariton befriedigte trotz seinem Stockwesen durch sein auffallend reines Organ. Obgleich befriedigt, verließ ich mit Freude nach Schluß der Vorstellung das Lokal, da für den

teuern Preis, für die Qual der einem aufgedrungenen fashionablen Kleidung und den enggedrängten Sitz, als auch durch den störenden Lärm außerhalb des Theaters, der dem Genuß der Musik sehr hinderlich war, das Vergnügen sich nicht lohnte.

Während einer meiner Wanderungen durch die Stadt, und zwar zu Fuß, trotzdem daß man dieses in der hiesigen Gesellschaft dem Europäer verargt, wurde ich unweit des vizeköniglichen Palastes von einem fanatischen Missionär, der mich an beiden Schultern faßte, angehalten und mit der Frage begrüßt: „Glaubst du an Jesus Christ?“ Die plötzliche Frage und überhaupt das unerwartete Benehmen des Mannes machte mich stumm. Er rüttelte und schüttelte mich mit herkulischer Kraft und faßte meine Schultern, obgleich um einen Kopf kleiner als ich, mit der Kraft eines Tobsüchtigen aus der Irrenanstalt, seine Frage mit steigendem Accent und funkelndem Blicke wiederholend. Als ich ihm endlich als Antwort die ziemlich energisch ausgesprochene Bitte, mich von seinen Krallen zu befreien, vorlegte, brüllte er mir die Worte in das Gesicht: „Du glaubst an Christus nicht!“ Dem folgte eine fanatische Predigt mit der Schilderung der Auferstehung, der Qualen der Hölle, wie gesagt in seinen Worten brannte das Fegefeuer schon lichterloh und in demselben bewegten sich schlangenartig die verkörperten Seelen der Ungläubigen. Meine Situation wurde ernsthaft unangenehm, als eine bedeutende Menge Eingeborner sich versammelt hatte, um dem fanatischen Geheul beizuwohnen. Gleichwie in der ganzen Welt, so war auch hier dieses Mal die Polizei nicht vorhanden, wenn man sie nötig hat, und ich mußte Selbsthülfe brauchen, indem ich die fanatische Bewegung eines seiner hageren Arme zum Himmel benutzte, um ihn mit Aufwand meiner Kräfte in das Gewühl der Gaffenden zum schallenden Gelächter derselben zu werfen und alsdann mit recht eiligem Schritt das Weite zu suchen, während der Begeisterte mir wiederholt nachrief: „Du mußt glauben, Du wirst glauben!“

Solche Fälle kommen in den Ländern der sogen. Heiden oft vor und habe ich solche mehrfach erlebt! Sonderbare Welt! Da gehen tausende von europäischen Missionären unter die sogen. Heiden ohne zu wissen und zu prüfen, ob sie Heiden sind; sie gehen, um das Christentum und den Grundsatz desselben, die Nächstenliebe zu predigen, sie

ziehen zu tausenden in das fremde Land, wo das Volk, befriedigt durch die eigene Religion, gläubig und zufrieden den Vorschriften derselben folgt und wo die Nächstenliebe oft schon gründlich vorhanden ist. Sie ziehen zu Tausenden Europa verlassend in fremde Länder, zum predigen über Christenglauben über Nächstenliebe, während in Europa, dem Heim der Grundsätze ihrer Religion, die Schar der Ungläubigen progressiv zu Millionen sich vermehrt — Millionen, die nicht nur an keine Götter, sondern auch nicht einmal an einen Schöpfer des Weltalls d. h. an einen Gott glauben, die nur zwei Ideale verehren, das „Gold“ (Geld) und das „Ich“. Um wie viel mehr pflichtgemäße Arbeit hätten diese in der Ferne ihr Heil suchenden Missionäre im eigenen Lande! Doch zieht viele dieser heiligen Männer des Christentums manche andere Ursache in das Heidenland, als die Grundsätze der Religion. Die meisten, d. h. ich sage die meisten, da es unter ihnen viele achtungswerte, nicht fanatische oder auch fanatische Ausnahmen giebt, leben wohlgemut, sorgenfrei, versorgt und bequem an der Stelle ihrer Mission im gemütlichsten Familienleben, umringt nach orientalischer Sitte von einer Masse dienender Wesen, und kehren gewöhnlich, ohne viele bekehrt zu haben, in ihre Heimat mit gefülltem Säckel oder heiligem Rufe zurück. Es würde übrigens, mathematisch berechnet, der statistisch angegebene Zuwachs des Christentums als ein bedeutend geringerer sich erweisen, wenn man die Abfälligen in Abzug bringen wollte, die in das wüsteste Heidentum zurückfallen, nämlich in die Verwerfung jeglicher Gottheit mit Ausnahme derjenigen des Mammons Geld und der Selbstheiligkeit d. h. in den trockensten Materialismus!

Das sind die Folgen der übertriebenen Zivilisation, oder die des alles Altbestandene und Bestehende zu vernichten trachtenden Elementes der Neuzeit! Wie alles in der Welt endlich ist, so hat auch diese Macht ihr Ende und ihre Grenze, und wer die Grenze überschreitet, verfällt oft ohne es zu bemerken allmählich in die Region der fixen Ideeen, die ihn unverhofft in den Strom der Unlogik führen.

Ist in unserer Zeit eine standhafte Unterredung mit einem in diesem reißenden Strome des übertriebenen Fortschrittes Schwimmenden, über die Grundsätze seiner sogen. Überzeugung (da man nicht sagen kann, seines Glaubens, da er diesen Ausdruck seiner Allwissenheit

wegen verwirft), noch möglich? Nein! Man fühlt sich alsdann bald gleichwie in eine Irrenanstalt versetzt, ist gezwungen, dem starren, krankhaften, alles lästernden und allem widersprechenden Geiste gleichwie einem Irren schweigsam nachzugeben! Der Strom ist zu stark, der menschliche Geist in seiner Selbständigkeit zu schwach, der dem Strome Verfallene ist meist unrettbar dem jammervollen Wahnsinne des „Ich" verfallen. In diesem „Ich" liegt der Dämon der übertriebenen Zivilisation unserer Zeit. Dieses „Ich" ist der heillose Wurm, der den Samen der Zivilisation, dieser primitiv herrlichen Frucht, verdirbt und durch sich selbst in sich vernichtet! „Ich" ist Gott, „Ich" die ganze Welt, so lautet die Parole unserer Zeit! Wer hat aber die Brut dieses Wurmes, dieses Dämons der menschlichen Gesellschaft erzeugt? Leider die Kirche selbst, durch pharisäische Leiter derselben! Durch diese Leiter ist die Reinheit und die Gott ähnliche Grundlage des herrlichen christlichen Glaubens korrumpiert worden, diese unleugbare Korruption hat Reformatoren hervorgerufen, die, statt den Glauben wieder zur Primitivität zu reinigen, denselben noch konfuser gemacht und ein Chaos erweckt haben, aus dem sich erst ein reformatorischer und allmählich ein alles verwerfender Unglaube entwickelt hat!

Was wird aus den bekehrten sogen. Heiden? Wenn man die Länderstrecken bereist, in denen das Missionswesen seine Wirkung entfaltet, trifft man im Revier der vom christlichen Standpunkte aus als heidnisch-wüst benannten Bevölkerungen, gleichwie Oasen in der Wüste, kleine Gruppen bekehrter, die unter dem Einflusse der Ausnahmen im Missionswesen ohne die Schattenseiten des modernen Christentums nur die reinen Lichtseiten desselben besitzen und einen moralisch-erquickenden Eindruck hervorrufen. Doch diese Oasen sind klein und selten im allgemeinen trifft man im umfangreichern Wirkungskreise der Missionen folgende Resultate: „sogen. bekehrte Heiden", ein niederträchtiges Gesindel, welches die Schattenseiten des modernen Christentums mit denjenigen ihres ebenfalls mit der Zeit korrumpierten primitiven Glaubens vereinigt, welches die Unruhe des Gewissens durch Verwerfung der traditionellen Gebräuche, Sitten und Verehrungen seiner Vorväter und Väter und ein heimatloses Gemüt charak-

terisieren, was sie durch Alkohol und Depravation der modernen europäischen übertriebenen Zivilisation zu beschwichtigen suchen und demzufolge, da sie vom anständigen Europäer, obgleich sie Konvertierte sind, verachtet bleiben, nur mit den verkommenen Europäern Umgang pflegen, allmählich ebenfalls dem grellsten Unglauben verfallen und als Taugenichtse zur Verderbung ihres Landes beitragen.

Ein charakteristischer Fall über den Geist einiger Missionäre, der nicht allein in seiner Art dasteht, sondern in verschiedenen Nuancierungen oft vorkommt, wäre folgender. Ein deutscher Bekehrer, der englischen Mission angehörend, hatte sich predigend im Himalaya niedergelassen. Die Gegend war schön und durch die hohe Lage des Thales gesund. Sein Haus wurde baufällig und er ersuchte die englische Mission, d. h. das Komité derselben in Kalkutta, um ein neues oder wenigstens um eine gründliche Reparatur des alten.

Bekanntlich herrscht in den englischen Missionen eine gewisse Abneigung gegen das deutsche Element in denselben. Was auch die Ursache gewesen sein mag, die Bitte wurde ihm rundweg abgeschlagen. Die Unmöglichkeit des Bewohnens des baufälligen Gebäudes oder vielleicht auch der gekränkte Ehrgeiz bewogen ihn, seinen Abschied einzureichen, der ihm überraschend eilig bewilligt wurde. Er war lange dort gewesen, kannte das Volk und die Gegend und hatte ein besonderes Interesse auch der Tierwelt derselben gewidmet. Seelen zu Gott bekehren ist schön, Schweine zu Fett verwandeln ist leichter und rentabler! Er blieb an Ort und Stelle, legte sich auf die Schweinezucht, erwarb durch den Handel mit Schinken und Fett über die chinesische Grenze ein Vermögen von 100 000 £ und zog alsdann nach Europa zurück. Vor kurzem besuchte er mit seiner Frau den Ort, den er als Seelsorger unglücklich und als Schweinemäster glücklich bewohnt hatte, und meinte scherzweise, daß die Schweine in jeder Beziehung nicht nur kulturfähiger, sondern auch dankbarer für die Pflege sind als wie die Menschen!

Als ich eilig, fast laufend, dem heulenden Missionär entfloh, machte ich einen gehörigen Spaziergang längs dem Hugli durch das Revier meines hiesigen Lieblings, des einzig schönen Eden-Gartens, alsdann durch das sauber gehaltene Fort William mit seinen 619 Ge-

schützen und einem Arsenal, dessen Bestand zur Bewaffnung von 80 000 Mann reicht, und von welchem aus sich ein schmucker Rundblick entfaltet.

Nördlich bei Beginn der Esplanade zeigte sich das majestätische, gigantische vizekönigliche Palais und dessen schöne Parkanlage, östlich der weit ausgedehnte europäische Stadtteil mit seinen Palästen und Gärten, die sich in gleicher Pracht bis südlich ziehen und wo auch die reiche Klasse der Hindostaner als Radjas und Babus mit echt orientalischem Pompe haust. Westlich zieht sich der Hugli, mit zahlreichen Schiffen, Dampfern, Fischerbooten und indischen Gondeln belebt, über dessen eine halbe Meile breite Strömung die kunstvolle eiserne Brücke nach Howrah sich zieht, wo sich das belebte Ufer eines durch Dampfeinrichtungen rauchigen Stadtteiles zeigt, in welchem sich das Zollhaus und das langgestreckte Gebäude der Station der Ostbahn befinden. Die Valuta des merkantilischen Betriebes des erwähnten Zollhauses soll jährlich annähernd 20 000 000 £. betragen. Die erste Fabrik in Howrah wurde 1690 unter dem damals regierenden Mongolenkaiser Aurangzep durch die Engländer, resp. durch die ostindische Kompagnie errichtet. Gegenwärtig ist die Zahl derselben eine große. Heimkehrend besuchte ich die Medcalf-Hall, eine in der Hare-street gelegene Stadt-Bibliothek, ein pompöses Gebäude mit schmucker Einrichtung, die jedoch auffallend arm an Büchern im allgemeinen, namentlich an nicht englischen war. Desgleichen zeigte sich ein auffallender Mangel an wissenschaftlichen Werken neuerer Verleger. Auch die Zeitungen waren, was sonst in englischen Einrichtungen dieser Art nicht vorkommt, sehr sparsam vertreten. Es charakterisierte das Ganze eine gewisse orientalische Nachlässigkeit.

Ausflug nach Burdwan, Nulhatée und Murschidabad. — Burdwan und Umgegend. — Der Garten des Maharadja, sein Palais und Gartenhaus. — Prachtnacht im Garten. — Ein Muskitonetz mit Löchern. — Strecke bis Nulhatée. — Bis Azimgonge. — Pittoreske Fahrt bis Barhampore. — Die Wildheit bis Nadur. — Revier des Tigers. — Rückkehr nach Morschidabad. — Palais des Nawab. — Gastfreundschaft. — Charakter Morschidabads. — Die Seidenraupenzucht und die Industrie im Verfall. — Durch die Nacht im Rollwagen. — Lungenkerle. — Der Vizekönig wird erwartet.

Es war an einem schwülen Dezembertage, als ich um 4 Uhr Abends mich nach Howrah zum Bahnhof führen ließ, daselbst mein Billet für 67 Meilen nördlich bis Burdwan gegen 3 Rupien 4 Annas löste und das Übergewicht meines geringen Gepäckes mit 13 Annas bezahlte. Um 5 Uhr war ich im Wagen II. Klasse, den Holzsitz meiner Bank mit Decken einrichtend. Wie ich schon früher erwähnt, ziehe ich in Indien das Reisen in II. Klasse nicht nur dieser kühlen Bänke wegen vor, sondern namentlich in Berücksichtigung des Umstandes, daß der Preis um die Hälfte billiger ist, daß weder der Krösus, noch der Arme in derselben reist, sondern meist nur die vernünftigere mittlere Klasse zwischen Vielhaben und Nichtshaben, daher der Kastenstolze, der sich meist I. Klasse birgt, weniger zu spüren ist.

Nach einer dreistündigen Fahrt durch eine üppig bebaute von Vegetation der Tropen strotzende Gegend erreichte unser Zug um 9 Uhr Burdwan, am linken Ufer des Damúda gelegen, wo die Bahn nordwestlich nach Allahabad und Patna, westlich nach Beschanpur und nördlich nach Rajmahal resp. Patna über Nullhatée sich abzweigt.

Angelangt übergab ich den hier nackten Gepäckträgern meine Koffer, die sie je einen auf dem Kopfe trugen, mit der Anweisung, mich zum Hotel zu führen. Der Weg zu demselben erwies sich als sehr kurz, denn zu meiner größten Überraschung führten mich die rastlos plappernden Hindus in die Restauration des Bahnhofes, da in der, in einer fabelhaft dichten Vegetation liegenden, daher kaum sichtbaren Stadt, kein Hotel oder, richtiger gesagt, kein derartiges Unterkommen für den hier als stolz und als sonderbar in seinen Üblichkeiten angesehenen Europäer vorhanden war. Es war übrigens

im Orte ein kleines „Bungla“ in der Nähe der Station zur Unterkunft der Europäer vorhanden, jedoch besetzt, was mich zwang, zum Maschinenmeister in ein kleines, jedoch wohnliches Zimmer zu ziehen.

Dieser Mangel an Unterkunft für Europäer im Innern des indischen Reiches erschwert das Reisen bedeutend, besonders, wenn man die Unkosten und die Qual der zahlreichen Dienerschaft vermeiden will, die der Orient, der Sitte gemäß, für die Standesperson erfordert.

Nach einer schlecht verbrachten Nacht, da ohne Moskitonetz mich die Insektenwelt auf das erbärmlichste mißhandelt, erwachte ich matt und müde, obgleich die Moskitos mich merkwürdiger Weise mit ihren Stichen wenig belästigen, da sie, wie es scheint, mein Blut nicht lieben; es war daher nur das Gesumm der Mückenscharen, das mir den Schlaf geraubt.

Nach einem erfrischenden Bade um 6 Uhr und einem kalten Frühstücke wanderte ich zum Garten des Maharadjah von Burdwan, ca. vier Meilen vom Bahnhofe entfernt. Ich traf eine sehenswerte Anlage mit mannigfaltigen Bäumen, die, meist gewaltig in ihrer Stammbildung, ein hohes Alter bewiesen. Inmitten üppig blühender Sträucher und anderer Pflanzen zeigten sich kunstvoll gemauerte Teiche mit Stufen aus behauenem Stein und außerordentlicher Tiefe, in denen sich die verschiedenartigsten Fische, sogar Krokodile diverser Art bis zur riesigsten Größe, zeigten. Mehrere dieser Teiche, in denen keine Krokodile waren, charakterisierte eine üppige Vegetation tropischer Wasserpflanzen in vollster Blüte. Der Garten war gefüllt mit Tieren exemplarischer Vollständigkeit inmitten verschiedener Drahtumzingelungen. Namentlich waren zwei Elefanten unter den vielen, deren Höhe bis zum Kreuz 10′ erreichte und die auffallend wild und boshaft erschienen. Schon auf dem Herwege begegneten mir Dromedare und Elefanten des Maharadja, die mit Futter, Holz und Strauchwerk beladen waren und auf denen die nackten Führer gemütlich saßen und ihre Pfeife rauchten.

In der Anlage liegt das Garten-Palais mit seiner Vorder-Façade am Ufer eines Teiches, dessen schmucke, breite, terassenförmige Stufen bis tief in das Wasser hinein gebaut sind. Der

Stil des Gebäudes ist ein einfacher und im unbestimmten Gemisch ein orientalisch-europäischer zu nennen. In unmittelbarer Nähe des Gartens liegt das Hauptpalais, welches in jeder Beziehung ein imposantes Bauwerk ist. Marmor, in feinster Bearbeitung und in gefälligen Formen und Dimensionen gerichtet, bildet das Material des Ganzen. Die Fußböden bestehen aus feinem Mosaik-Marmor in Prachtzeichnungen, deren Glanz ein derartiger ist, daß die kunstvollen Oberlagen der bedeutend hohen Räume sich in denselben wiederspiegeln. Wertvolle Büsten und Vasen aus Marmor oder Alabaster und teure Teppiche zieren den kostspieligen Boden und die an und für sich meisterhaft gearbeiteten Wände. Der Speisetisch bildet eine 24′ lange, aus drei Stücken zusammengefügte Marmorplatte. Die Wände zieren in kunstreichen Rahmen umfangreiche Spiegel, und unter den zahlreichen Ahnenbildern des Maharadja das seinige, in Lebensgröße künstlerisch und gelungen in Öl gemalt. Eine interessante Sammlung verschiedener Götzen der Welt befindet sich in einem der Räume. Im sogen. Harem hält der gegenwärtige Fürst eine weibliche Bedienung, die 100 an der Zahl sein soll, für seine Frau, da er nur eine hat, mit der er einen Sohn besitzt.

Im Gartenhause unter den vielen Büsten, die dasselbe zieren, befand sich eine sehenswerte der drei Grazien, deren Künstler nicht angegeben werden konnte.

Um 9 Uhr, als ich den Heimweg wieder antrat, waren 73° Farh. im Schatten, eine hübsche Wärme für die sogen. Winterzeit. Diese Temperatur wirkte einschläfernd und ich setzte mich unter einen Fikus am Fuße eines Walles der Allee, die noch Burdwan führt, und verfiel in einen festen Schlaf. Ein warmer Atem und zärtliches Liebkosen meines Bartes erweckten mich. Meine Überraschung war keine geringe, als ich mich von einer Masse neugieriger Affen umgeben sah, von welchen der eine, ein großer, mich liebevoll umfaßte, während die andern auf das komischeste meine Bewegungen nachahmten und im eifrigsten Hinauf und Hinab auf dem Baume schmatzend und schnalzend sich befanden und oft die gewandtesten akrobatischen Vorstellungen lieferten. Es waren große und kleine verschiedenster Art versammelt, und zwar, wie ich durch den Wärter des Gartens später

erfuhr, zur Fütterung, die der Fürst täglich in großem Maßstabe diesen Tieren verabfolgen ließ.

Dieser Garten ist in jeder Beziehung eine derart gelungene Anlage, daß man denselben mit Leidwesen verläßt und mit Freude wiederholt besucht. Wo Baumgruppen stehen, sind dieselben, abgesehen von der Mannigfaltigkeit der Baumarten, in der Üppigkeit der Exemplare auffallend. Wo Blumenanpflanzungen sich zeigen, entzücken die gefälligen Gruppierungen und der Blütenreichtum derselben; wo sich Teiche befinden, charakterisieren dieselben ein auffallend munteres Wesen zahlreicher Fische inmitten der großblätterigen, hin und her bewegten Wasserpflanzen, der intensive Wiederschein der in ihrem Grün so mannigfaltig nuancierten Umgebung und oft auch die klare Spiegelung des Gartenpalastes in gefälliger Abbildung seiner kunstvollen Verzierungen. Feenhaft ist der Eindruck des Ganzen und anmutig die Stille des Ortes, was menschlichen Lärm betrifft, denn sie wird nur unterbrochen durch die mannigfaltigen Laute der Tierwelt in der Anlage, und diejenigen der zahlreichen Raben im Gefolge der Raubvögel, die schweigsam in den Lüften kreisen und auf die hin und her schwärmenden Scharen unzähliger Tauben des Radjah gierig lauern.

Gegen Abend nahm ich einen Wagen und ließ mich in den Bazar des in einem Naturgarten der Tropen liegenden Burdwan fahren, dessen Beschreibung gleichwie die aller indischen Orte, wenn sie nicht auf wüster Strecke erbaut, eine schwierige und vollständig ähnliche ist: enge Gassen, deren Seiten entweder indische Hütten mit Vorveranden, unterbrochenes Gemäuer oder Erdwälle, oder hin und wieder vernachlässigte palastartige Bauwerke aus kostspieligem Material bilden. Diese Hütten, Mauern, Wälle und Paläste sind umgeben und von einander meist getrennt durch die üppigste Vegetation großblätteriger und feinblätteriger Bäume, Sträucher und Pflanzen verschiedenster Art, mit dem dichten Durcheinander eines durchworrenen Unterwuchses. Diese Vegetation vom dunkelsten bis zum hellsten Grün des Laubes erhebt sich oft bis zu einer gewaltigen Höhe und macht, daß die Gegenwart der Stadt dem Auge vollständig schwindet. Eine Ausnahme bilden nur die Teile der Stadt, die die sogen. Bazars vorstellen,

wo die Wohnstätten enger an einander gedrängt, kompaktere Komplexe der Gebäude der handeltreibenden Bevölkerung sich zeigen und wo das sogen. bunte Treiben und das lärmende Wesen der orientalischen Städte zu treffen ist.

Nachdem ich, durch die vergangene Nacht belehrt, mir ein Moskitonetz für die zukünftigen Nächte gekauft, verließ ich das Gewimmel des Bazars und fuhr, einer prachtvollen Allee folgend, in der Dämmerung zum Garten des Landesfürsten, um die Abendabspiegelung des Hauses im Teiche zu genießen. Als ich den Garten schon im Dunkeln betrat, weckten meine knarrenden Stiefel die eingezäunte Tierwelt desselben, die aufgeregt sich in Bewegung setzte und einen gespensterhaften Eindruck hervorrief. Die tropische Nacht war im vollsten Leben. Leuchtende Insekten krochen, schwebten, flogen und füllten, gleich tausendfach schimmernden Brillanten, die Luft, das finstere Laub und die scheckig nuancierten Rasenflächen. Oft durchzogen die Lüfte leuchtende Nachttiere kleiner und großer Dimension; oft rasselte es durch das Gestrüpp. In der Ferne hörte man das Bellen wachsamer Hunde, welches hin und wieder in ein Gewimmer ausartete, sobald die zahlreichen Schakale in der Umgegend ihr allnächtliches Geheul erhoben.

Der Anblick des Teiches war entzückend. Bei meiner Annäherung wurde auch dieser lebhaft, indem die Tiere in und auf demselben im Hin und Her bald langgestreckte, bald kreisförmige leuchtende Wellenspiele hervorbrachten. Der Mond schien nicht, der sternenklare Himmel jedoch beleuchtete den Gartenpalast, ein dunkler Schatten desselben bildete sich in der bis in die Tiefe durchsichtigen Wasserfläche und der Sternenhimmel spiegelte sich intensiv um diesen Schatten herum.

Nachdem ich eine gute halbe Stunde Einsamkeit genossen, überkam mich unwillkürlich der Wunsch, dieses wonnige Eigentum eines entthronten jedoch sinnreichen Herrschers mein nennen zu können, und unwillkürlich erwartete ich in dieser feenhaften Gegend das Erscheinen einer Prinzessin der Erzählungen aus „Tausend und einer Nacht“, um meiner träumerischen Sehnsucht zu willfahren. Dämmerung, wenn der liebe Mond nicht scheint, giebt es bekanntlich in den Tropen nicht. Der Tag mit seiner Helle schwindet plötzlich und ebenso plötzlich kehrt die Finsternis der Nacht ein. Während meine träumerischen

Gedanken in das Feenhafte und mein Blick in das wonnige Gewässer und dessen Umgegend schweifte, hatte ich an die Finsternis nicht gedacht, und mit Mühe, unter oftmaligen Schattenerscheinungen, deren Ursprung ich nicht bestimmen konnte, daher mit ziemlich unheimlichen Eindrücken, fand ich, an zahlreichen kleinen Tempeln und Mausoleen vorbeischreitend, den Ausweg und endlich auch meinen Wagen. Um 9 Uhr erreichte ich meine Wohnstätte im Bahnhof und erhielt nach bald darauf eintreffendem Zug aus Kalkutta ein schmackhaft zubereitetes indo-anglikanisches Nachtmahl.

Das Vertrauen auf mein neuerworbenes Moskitonetz hatte sich nicht gerechtfertigt, dasselbe besaß große Löcher und gab der blutdürstigen Insektenwelt Eingänge, die sie mit verdoppelt wuchtiger Hast benutzte. Diese schlaflosen Nächte in Indien wirken rein demoralisierend auf den Menschen, und würden böse Folgen haben, wenn nicht die vorzüglichen Badeeinrichtungen in jedem Hause vorhanden wären, die dem Schlaflosen in den Tropen eine derartige Erfrischung geben, daß man für eine gewisse Zeit die Folgen der Schlaflosigkeit oder, richtiger gesagt, des unterbrochenen Schlafes nur wenig spürt.

Um $^1/_2$ 11 Uhr, nachdem ich mein Billet für 78 Meilen nördlich bis Nulhaté gegen 4 Rupien II. Klasse gelöst, verließ der Zug den lieblichen Ort und um 2 Uhr trafen wir daselbst ein. Die Strecke war flach und sandig und zeigte wenig Vegetation, nur hin und wieder war sie durch Baumgruppen unterbrochen, deren Bestand Palmen, namentlich die der Kokos, Mangobäume und Bambus bildeten. Bebaut war die Gegend mit Reis, der in diesem Jahre ziemlich kümmerlich stand. Die Flüsse, die wir überfuhren, waren zahlreich, meist jedoch entweder trocken oder seicht. Die Seiten der Bahnlinie charakterisierten, wie allgemein in Indien, zahlreiche Teiche zur Bewässerung der Felder und hier und da kleine Tempel und die früher erwähnten Gerüste zur Rast der Feldarbeiter auf den bebauten Stellen.

Nulhaté ist ein kaum erwähnenswerter Ort. Um 2 Uhr 30 Min. hatte ich mein Billet für 27 Meilen östlich bis Azimgunge I. Klasse gegen 2 Rupien 10 Annas gelöst. Diese Bahn ist eine rein strategische und von der Regierung gehalten. Passagierwagen gab es nicht, sondern ein Gepäckwagen wurde zu diesem Zwecke benutzt, in welchem sehr

bequeme niedrige Sessel sich befanden, und der von beiden Seiten offen war, wodurch man die Möglichkeit hatte, viel feinen Staub zu schlucken und die einförmige öde Landschaft, die eine echte Tigergegend vorstellt, zu betrachten. Nach langsamer Fahrt erreichten wir unser Ziel um 5 Uhr. Wie langsam wir fuhren, bewiesen uns eine Masse nackter, jedoch reizender Buben, die jedesmal, wenn wir die Stationen, deren fünf an der Zahl, verließen, singend unserem Zuge eine lange Strecke folgten.

Von Azimgunge aus liegt Murschidabad vier Meilen entfernt, am jenseitigen Ufer des Taptée, eines Nebenflusses des Hugli, und da daselbst kein Gasthaus vorhanden war, so mußte ich die nordöstlich 14 engl. Meilen entfernte Militärstation Barhampore am Ganges zur Nacht erreichen.

Von Azimgunge über den Hugli führte eine Fähre, am jenseitigen Ufer liegt ein Dorf, wo man Fahrzeuge, mit Ochsen oder Pferden bespannt, oder Palankine findet. Zwei überaus muntere Ponys führten mich durch das mit Tempeln und Moscheen überfüllte Murschidabad, welches mit Kossumbazar und Burkanpur fast vereinigt ist. Von hier aus, bei sehr schlechtem Wege und der Finsternis einer echt indischen Nacht, durch eine wilde, jedoch an Vegetation überaus reiche Gegend, ging es vorwärts, bald im Trab, bald im Galopp, bis zum unerreichbar erscheinenden Ort Barhampore, wo wir um 8 Uhr abends eintrafen und wo ich statt des mir versprochenen Hotels nur ein neues „Bangalo“ fand, in welchem in einem schon besetzten Zimmer für mich noch ein Lager aufgeschlagen wurde.

Die Fahrt war, obgleich lang, sehr interessant, durch den undurchdringlichen Wald, den die ganze Strecke bildete. Dieser Wald bestand aus einem Gemisch von Mango-Bäumen, Ficus indicus-Arten mit dem unbeschreiblichen Gewebe ihrer Astbildungen, Bambus, Palmen, Schilfstauden und auffallend dichtem Unterwuchs. Charakteristisch war das hin und wieder hörbare Gebrüll der Tiger, das sonderbare Geknurr der zahlreichen Hyänen, das hellschallende beständige Geheul der Schakale und dasjenige der vielen Hunde in der Umgegend. Das Dickicht des Waldes war hell beleuchtet durch phosphorhaltige Tiere und Insekten, und unter den ersteren zeigten sich gewaltige

Geschöpfe, die oft während der eiligen Fahrt uns mit ihren feucht-kalten Flügeln das Gesicht streiften. Tot war die Natur wahrhaftig nicht, denn es sauste, pfiff, zirpte, rauschte, rasselte in der Gegend im Verein mit dem Gebrüll, Geheul und Geknurr der Raubtiere auf dem Lande und der Nachtvögel gellendem Ruf von den Gipfeln der Bäume oder in der Luft.

Obgleich die Bedienung im „Bungalo" nur hindostanisch sprach und ich mit mehreren in einem Zimmer untergebracht wurde, war die Unterkunft eine gute. Einem vorzüglichen Abendessen folgte eine vortreffliche Nacht auf gutem Lager und dieses mal unter festem Moskito-Netz.

Mit Sonnenaufgang brach ich auf und benutzte den Tag zu einem Ausflug über den Ganges hinaus, d. h. über Baulea nach Nattur (Nadur), dem Atri-Flusse zu, ca. 20 engl. Meilen einer gleichen Gegend, wie die von Murschidabad bis Barhampore, d. h. eine wilde Vegetation und der Charakter einer echten Tigergegend charakterisierte dieselbe. Die unmittelbare Umgebung des Ganges und seiner zahlreichen Armbildungen ist steril und deutet auf gewaltige Überschwemmungen. Gegenwärtig waren seine Gewässer, die nebst den vielen Verzweigungen einen bedeutenden Umfang einnehmen, seicht, und das Wasser merkwürdig graugelb in der Farbe. Von Baulea bis Nattur nimmt die Vegetation an Üppigkeit zu, das Terrain bleibt flach. Zu Gesicht bekam ich keinen Tiger, jedoch hörbar war er oft, als ich am Abend meinen Rückweg nahm und meine Begleiter durch rastloses Lärmschlagen die mögliche Begegnung desselben zu verhüten suchten. Das Gebrüll der Tiger war oft ein gewaltiges, denn man spürte momentan infolge desselben einen dröhnenden Widerhall des Bodens, und unheimlich war das unerforschliche Geknister im Dickicht des Gebüsches welches den Weg oft eng umschloß. Zum Ausflug wurde mir ein Palankin angeboten, ich machte jedoch den Weg trotz glühender Sonnenstrahlen zu Fuß und habe dieses Mal deutlicher als je den raschen Schritt der Eingeborenen kennen gelernt, denn viele Mühe machte es mir, ihnen Stand zu halten.

Am folgenden Morgen um 9 Uhr fuhr ich nach Murschidabad zurück und hatte dieses Mal bei Tageslicht die Gelegenheit, die unvergeßlich schöne Strecke von 14 Meilen zu genießen. Wie gesagt,

wild, jedoch tropisch üppig war dieselbe. Inmitten der Wildheit war die Natur-Vegetation in kleine Gärten und Haine umgewandelt, in deren Dickicht die kaum 9' hohen indischen Hütten lagen, unter denen vor Veranden, auf dem Boden kauernd, die Einwohner umringt von verschiedenen Tieren sich zeigten. Zebuvieh weidete in der Nähe der Behausungen, von dem Kühe und Ochsen hier zum Ziehen und zum Lasttragen, jedoch nicht zur Kost benutzt werden. Zahlreiche Elefanten zeigten sich, die, von zwei Seiten belastet, gewaltige Massen Holz und Futter trugen, und unter denen Prachtexemplare sich befanden. Kamele waren wenige zu sehen.

In Murschidabad angelangt, hielt mein Wagen vor der Thür des Palastes des Nawab, des früheren Beherrschers Bengalens, der seit Jahren in London lebt und daselbst seine von England ihm zugesagte Apanage zu erhöhen strebt.

Dank der Vermittelung zweier Babus gelang es mir, das Palais zu besichtigen, welches vor Zeiten ein glanzvolles gewesen sein muß, gegenwärtig jedoch verlassen, im vollständigsten Verfall sich befand und den Eindruck eines unter Beschlag gelegten Eigentums hervorrief, dessen Eigentümer das Wertvollste aus demselben schon fortgeführt hatte. Abgesehen von den schmucken Mosaik-Arbeiten, den kunstvollen Meißelungen, der wertvollen Stiege, die in die Stockwerke führte, und abgesehen vom pomphaften Schlafgemach mit vergoldetem und reich ausgestattetem Baldachin-Bett, enthielt das ganze sehr wenig bemerkenswertes, da auch der Garten, der das Palais umgab, obgleich schattenreich und eine üppige Flora mannigfaltigster Rosen aufweisend, ein verwildeter zu nennen war.

Der freundliche Empfang der Babus ließ mich bedauern, nicht bei meiner Ankunft sofort das Palais besucht zu haben, da sie mich aufgefordert hätten, in demselben meine Unterkunft zu nehmen, und dieser Fall bewies mir, daß der Reisende in Indien auch ohne Hotels ein Unterkommen in den Städten des Landes finden kann, wenn er in seinem Benehmen Freundlichkeit und Achtung beweist. Ohne mich weiter zu befragen und ohne mich zu kennen, reichten sie mir ein kopiöses Mahl, und nach Schluß desselben forderten sie mich mit orientalischer Höflichkeit, jedoch aufrichtig gemeinten Worten auf, bei

meinem nächsten Besuche des Ortes mich als willkommen zu betrachten und ihre stets bereite Gastfreundschaft alsdann ohne weiteres in Anspruch zu nehmen.

Wie schon erwähnt bilden Murschidabad, Kossinbazar und Burkanpur einen zusammenhängenden Komplex, und den Hauptteil bildet der letztgenannte Ort. Er ist umgeben von den Wällen des früher stark befestigten Platzes, die gegenwärtig, seit der Einnahme desselben durch die Engländer, im Verfall sich befinden, gleichwie das Fort des Padischah selbst, welches in Ruinen liegt und in dem noch die glanzvollen Reste eines türkischen Bades zu sehen sind, welches, mit auf schmucken Säulen ruhender Marmorkuppel und mit einem marmornen Fußboden ausgestattet, einer Besichtigung wert ist. Die marmorne Plattform vor dem Bade ist eine umfangreiche und liegt 80' höher als der Fluß, der unter dem Wall seinen Durchgang nimmt. Unter den zahlreichen, sehr geschmackvollen kleineren Moscheeen ist eine umfangreiche mit mehreren zierlichen Minarets sehr sehenswert. Charakteristisch ist die weiße Farbe nicht nur der aus Marmor errichteten Moscheeen, sondern auch sämmtlicher Gebäude und Bauwerke der Stadt, die ihr einen auffallend blendenden und sauberen Eindruck verleiht. Das früher erwähnte Palais steht im Fort und ist für sich ebenfalls von einem Walle umgeben.

Die Hauptindustrie des Ortes liegt in der Produktion der Seide der Umgegend und in Gold- und Silberstickereien sehenswertester Art. Seit der Zunahme der britischen, durch Dampf betriebenen Manufakturen sinkt progressiv diese bisher berühmte Industrie des Landes, da die Handarbeit wohl in der Gediegenheit und Haltbarkeit, jedoch nicht in der Massenproduktion und im Preise mit derjenigen der Dampfkraft konkurrieren kann. Infolgedessen nimmt die Armut durch Arbeitslosigkeit der zahlreichen Bevölkerung gewaltig zu, obgleich man dieses weniger auffallend in Indien spürt, da in dieser an Naturfrüchten so reichen Gegend der Unterhalt des indigenen Menschen ein leichterer ist, demungeachtet bemerkt man aber in der Bevölkerung eine sich steigernde Unzufriedenheit, und trotz des ihr eingeimpften Fatalismus eine gewisse Furcht vor der Zukunft. Die übertriebene Nutzung der Dampfkraft erzeugt in einem weniger bevölkerten Lande allenfalls noch eine teil-

weise segensreiche Entwickelung, in einem übervölkerten jedoch, wie Indien oder China, nur Verderben.

Da kein Zug mehr nach Nulhaté abging und ich, mich unwohl fühlend, rascher Kalkutta wieder erreichen wollte, so schob ich meine Weiterreise auf und akkordierte für 6 Rupien einen Bahn-Rollwagen, als ich um 6 Uhr den Bahnhof erreichte, nachdem mich ein riesiges Boot ohne Geländer über den Taptee gebracht. Dieses Boot besaß nur einen Sitz, der ähnlich einem Eierbecher im Zentrum stand und auf welchem ich, meine sieben Sachen zu den Füßen legend, Platz nahm. Die Bootsleute saßen mit untergeschlagenen Füßen auf der Diele des Bootes, ohne Geländer rudernd; die Ruderstangen waren durch feste Bastschleifen gezogen, die am Boden des Bootes befestigt waren.

Bald nach 6 Uhr saß ich im Rollwagen, den 4 Mann d. h. je zwei abwechselnd in Bewegung setzten. Mit unglaublicher Schnelligkeit durchzogen wir die Wildnis, und auffallend war die Gewandtheit der Barfüßigen, im Laufen den Schotter zu vermeiden und nur die Schwelle der Bahnlinie zu betreten. Überraschend war die Ausdauer derselben und die Kraft ihrer Lungen, da sie während der ganzen Zeit Sprüche taktmäßig murmelten. Auf der Strecke von 27 Meilen hielten die Leute einmal, doch nur einige Minuten, um sich einige Blätter Betel zuzubereiten, den sie trotz Sprüchen und hastigem Lauf ununterbrochen kauten.

Die Nacht war eine finstere, jedoch bei sternklarem Himmel, und die Frische derselben eine derartige, daß mich trotz warmem Plaid recht heftig fror. Charakteristisch während der eiligen Fahrt war das Geheul und Gebrüll der Raubtiere und eine phosphorleuchtende Vegetation.

In $3^1/_2$ Stunden hatten die vier Mann bewunderungswürdig ihre Pflicht erfüllt, wir hielten vor dem Bahnhof von Nulhatee, und ich entließ die Lungenkerle mit einer Rupie Trinkgeld.

Am folgenden Morgen um 11 Uhr sollte der Zug nach Kalkutta hier eintreffen, daher war ich gezwungen, im sogen. Wartezimmer auf harter Bank, nachdem ich ein aus Barhampore mitgenommenes Huhn verzehrt, mir mein Lager für die Nacht zu bereiten. Gegen Morgen

wurde die bis dahin totenstille Station sehr belebt. Eine Kompanie Polizei unter Kommando eines brüllenden Chefs, bald darauf eine mikroskopische Kompanie freiwilliger Schützen trafen mit der Bahn aus Kalkutta ein und nahmen nach längerem, höchst lächerlichem Exerzieren an beiden Seiten der Bahnlinie postenartig Stellung ein. Alles braune Volk, welches sich in der Nähe zeigte, wurde derb und roh mit Stößen und Hieben, oft kräftigen Fußtritten gleichwie Hunde entfernt. Die Ursache dieser Demonstration war der Vizekönig von Indien, der von seiner Sommerfrische, d. h. aus Simla im Himalaya, nach Kalkutta zurückkehrend, hier mit dem nächsten Zuge eintreffen sollte und eingedenk des traurigen Vorfalles mit seinem Vorgänger, der von einem wahnsinnigen Hindu während seines Besuches der Verbrecher-Insel ermordet wurde, diese Vorsichtsmaßregel seitdem im ganzen Lande angeordnet hatte.

Um 11 Uhr erschien der Extrazug, nur aus dem königlichen Wagen bestehend. Aus demselben traten mehrere, von Gestalt ansehnliche Herren, und unter diesen eine scheinbar unansehnliche, kleine, schmächtige Gestalt mit lebhaftem, klugen Blick. Es war Lord Nordbrook, der Vizekönig und General-Gouverneur von Indien. Er ging bis zum Beginn der Zweigbahnlinie nach Azingunge, besichtigte eiligst diese strategische, sehr billig erbaute einfache Bahn, kehrte hierauf, kaum einen Gruß erwidernd, rasch zurück, bestieg seinen Wagen und sauste der Hauptstadt zu.

Mittlerweile war es 12 Uhr geworden. Obgleich der Personenzug um 11 Uhr abgehen sollte, fand ich keine Möglichkeit, mein Billet zu lösen, denn alles war noch unter dem Eindruck des Ereignisses. Endlich um 1 Uhr ging der Zug ab und gegen 9 Uhr abends war ich in Howrah und bald hierauf im Hotel de France des Herrn Galais in Kalkutta.

Kalkutta — Fest Murúm. — Parsen und Mohammedaner im Streit. — Die Murum-Prozession am Abend. — Prozession am Tage. — Die große Prozession der Nacht. — Brahmanen-Hochzeit der Kinder und Erwachsenen. — Die Zeiträume des brahmanischen Lebens. — Das Kastenwesen und sein Ursprung. — Über Kastenwesen, Brahmanismus und Brahma. — Inkarnationen Vischnu's.

Es war an einem wonnigen Tage des Februar, als ich nach meinem üblichen Spaziergange über die luftige Esplanade, dann durch den durch seine Vogelwelt so lebhaften Eden-Garten, meine Behausung zum Frühstück erreichte und meine Miteinwohner in größter Aufregung traf, da aus Bombay die Nachricht eingetroffen war, daß ein Streit zwischen den Parsis und den Mohammedanern ausgebrochen, der ernste Folgen haben konnte. Die Parsis hatten nämlich in einem ihrer Preßorgane die Mitteilung veröffentlicht, daß auf Grund authentischer Beweise Mohammed mit einem Freudenmädchen ein Kind erzeugt hätte, was die mohammedanische Bevölkerung in eine derartige Aufregung gebracht hatte, daß man zur Zeit der Festlichkeiten des Murum in Bombay eine Metzelei befürchtete, die stellenweise schon begonnen hatte, weshalb Truppen, namentlich Kavallerie, in die Gegenden der Unruhen konzentriert wurden. Namentlich ernsthaft erschien es, da gerade die Mohammedaner in Indien die Kraft der Bevölkerung vorstellen, und da bei denselben hauptsächlich die Animosität gegen Europäer und der Haß gegen die gegenwärtigen Zustände des Landes in auffallendster Gährung sich befanden.

Laut der in Indien durch die Briten eingeführten unbeschränkten Preßfreiheit waren die Parsis in ihrem Recht, jedoch was ist Recht für den fanatischen Eifer oder Haß? Diese fragen nicht viel nach dem Recht!

Übrigens, so ernst die Sache erschien, so war der Vorfall der Politik Englands in Indien ein willkommener, denn Zwietracht unter den Rassen des Landes zu entwickeln und zu erhalten, ist ihr hauptsächliches Prinzip, durch welches sie ihre Machtstellung im Reiche bewahrt!

Wie gesagt, die Zeit des Murum und seiner 10 tägigen Feste

war da, und lebhaft waren die Straßen und die Umgebung der Moscheeen auch in Kalkutta, und namentlich lebhaft zur Nachtzeit.

Als ich am Abend der schmucken Moschee in der Doromtolla-Straße mich näherte, waren vor letzterer eng gedrängt Massen des Volkes, welche etwas zu erwarten schienen. Durch ein Gedräng von nackten und halbnackten Männern, Frauen und Kindern bahnte ich mir den Weg. Von allen Seiten her näherten sich trommelnd und heulend bei Fackelbeleuchtung diverse Gruppen mit Kränzen auf hohen Stangen, in den Kränzen befanden sich die Abbildungen eines Armes. Umringt waren die sich nähernden durch von Fackeln hell beleuchtete Gruppen mit farbenreichen Fahnen. Vor denselben zogen, mit verschiedenartigen Stäben hantierend, gestikulierend und sich im Durcheinander ihrer lebhaften Sprünge, Stock an Stock in unsichtbarer Weise schlagend, als Tiger maskiert, nackte Burschen. Die erwähnten Stäbe in ihren Händen waren verschieden und bestanden aus dem „Ghatka“, einem 1½' langen, polierten Stabe, der oft in die Luft geschleudert, von anderen Stäben gleicher Art getroffen werden mußte, jedoch stets wieder in die Hand des Werfenden zurückfiel, dann dem „Potta“, einem 5' langen Stab, den der Träger lanzenartig gleich wie im ernsten Kampfe bewegte, und zwischen den hin- und herfliegenden Ghatkas, ohne dieselben zu berühren, in alle Richtungen hin mit auffallender Schnelligkeit stieß — dieser Stab war bunt mit Gold und Silber verziert — alsdann der „Banniti-Stab“, der 6' lang und dessen Enden kugelartig geformt waren, und den der Handhaber zum Parieren der Ghatkas und Pottas und wie ein Tambour-Major zum Wurf benutzte.

Es näherten sich die Gruppen gleich wie streitend bald gegen einander, bald rückten sie wieder zurück, und wiederholten diese Evolutionen bis endlich ein Zeichen gegeben wurde, wonach die Kränze mit dem Arm an den Fackeln angezündet wurden, wodurch die verschiedenen Gruppen wie brennend erschienen.

Mit Trommeln und anderem Spektakel auf Glas, Messing oder Kupfer traten immer wieder neue Gruppen aus den Seitengassen der Bazars in die Doromtolla-Straße und zogen mit dem Rufe: „Ali ist groß, aber Allah ist noch größer“, Gruppe von Gruppe kurze

Zwischenräume bildend, der Straße folgend bis auf den Maidan-Platz, wo das wildeste Hantieren der Stäbe mit außerordentlicher Gewandtheit begann. Erst gegen Morgen verteilte sich die Menge, und zwar mit auffallender Ruhe und ohne das Einschreiten der, während der ganzen Festlichkeit zahlreich anwesenden Polizei und Löschmannschaften nötig zu machen.

Dieses war am Montag den 23. Februar, am hierauf folgenden Mittwoch sollte der fanatische Zug der Mohammedaner durch Kalkutta stattfinden. Zu diesem Zwecke wanderte ich mit meinem Diener Abdul, einem echten Jünger des Islams, zum Bow-Bazar, wo eine unbeschreibliche Menge den Zug erwartete. Endlich erschien eine dreieckige rote Fahne, auf der in türkischer Form in weißer Farbe das Schwert Mohammeds gestickt war; dieser folgte eine breite Doppelreihe unzähliger Fahnen, die durch eine Schnur verbunden ein Spalier gegen die Menge bildeten. Jede Fahne wurde von einem Mann gehalten. In der Mitte der unabsehbaren Reihen derselben erschienen die wichtigsten Würdenträger, denen zwei gesattelte, aschgraue arabische Pferde folgten, auf deren Sattel sich Durbane Mohammeds befanden. Diesen folgte eine Schar Knaben, die in der Runde sich bewegten und mit Ausrufen sich unermüdlich wuchtig mit der Hand auf die Brust schlugen. Dann folgten wieder Würdenträger, alsdann eine Schar Derwische, die gleich den Knaben, jedoch mit noch fanatischerem Eifer und lebhafteren Bewegungen, sich hörbar dröhnend an die Brust schlugen. Letzteren folgten wieder Würdenträger, und diesen eine Schar Frauen, gleich wie die früher erwähnten Knaben und Männer sich heftig an die Brust schlagend. Der Zug der Prozession währte zwei Stunden, ein Beweis, wie zahlreich die Beteiligung war. Alsdann begab er sich zum Schluß zu den drei Häusern derjenigen, die bei Beginn des Festes durch das Schlagen an die Brust sofort einen schwarzen Fleck erlangt hatten und die als geheiligt angesehen werden.

Trotz dem Fanatismus war die Ordnung während der Prozession und der Ernst derselben ein auffallender.

Am Freitag, dem Sonntag der Mohammedaner, fand die große Nachtprozession derselben statt.

Um 9 Uhr erschallte von allen Seiten, aus den engen Bazars und den Gassen der Stadt, das dumpfe Getöse der indischen Trommeln, der sausende Lärm der aufgeregten Bevölkerung einer übervölkerten Stadt. Um 9 Uhr bei köstlichem Mondlicht war ich in der Doromtolla-Straße im allmählich zunehmenden Gedränge einer rastlos plappernden Menschenmenge. Bald tauchten aus der Enge der Gassen unter farbiger bengalischer Beleuchtung viereckige Türme riesiger Dimension auf. Jeden Turm bildeten 7 Stockwerke und jeder hatte 1200 Lampen. Jeder Turm ruhte auf den Rücken zweier hölzerner Pferde, die in buntester Farbe bemalt waren. Die Pferde standen auf einer riesigen Tragbahre. Die Ecken der Türme zierten bewegliche zierliche Puppen (Frauengestalten). Der ganze Turm war farbig und reich versilbert und machte einen orientalisch geschmackvollen, imposanten Eindruck.

Das Gedränge nahm fühlbar zu, die Polizei vermehrte sich, doch muß ich gestehen, daß das Gedränge hier im Lande, trotz der Übervölkerung, trotz des fanatischen Geistes, überaus verschieden von demjenigen unseres brutal stoßenden und hantierenden Pöbels ist: kein böses Wort ist zu vernehmen, kein Fluch, kein gehässiges Wesen — freundschaftlich, fast brüderlich begegnet der Gedrängte dem Gedrängten mit 'heiterem Scherz und kindlicher Freude in den Zügen. Eines nur thut dem humanen Europäer wehe, d. i. die Scheu, die Furcht und die merkbare Verachtung, die der Orientale ihm zollt. Leider ist das Erwecken dieses Gefühles des Schreckens und der Furcht und in deren Folge dasjenige der Verachtung und des Hasses ein politisch notwendiges für die hier waltende europäische Macht der Engländer, um die riesige Masse dieser einseitig-energielosen, furchtsamen Eingebornen in Schach zu halten, und dieses verstehen die Engländer gut!

Endlich gegen 10 Uhr stellte sich der unendlich lang erscheinende Zug bei lautem Jubel der Menge und bei dem Klang der haarsträubenden Disharmonie ihrer Musik zum Marsch. Eine zahlreiche Polizei schritt voraus, den Weg bahnend, dieser folgten die Musikanten mit ihren Tamm-Tamms, großen und kleinen Trommeln, Flöten und Pfeifen, Schnarren, Glockenspielen und mörserartigen Instrumenten, diesen wiederum die unbändige Schar gewandter Fechter aus Madras,

nur scheinbar ernsthaft streitend, und gewandt Rad schlagend, dann folgte ein Riesen-Turm, den sich auf die Brust schlagende Männer umgaben, und denen Männer, Frauen und Kinder zwischen unabsehbaren Fahnenreihen folgten, die zur Spalierbildung mit Stricken vereinigt waren.

Während des Zuges waren die Trottoire rechts und links, die Dächer, die Veranden und die Fenster der Häuser von Zuschauern gefüllt, sogar Buckel und Köpfe trugen oft solche, sogar stellenweise bis zu dreien übereinander — wie gesagt, ein vollständigeres Gedränge kann man sich kaum vorstellen.

Bis zur Mitte der langen Doromtolla-Straße bildete der Zug nur einen, alsdann teilte sich derselbe, in verschiedene Richtungen ziehend und die Türme wurden plötzlich mit bengalischem Feuer verschiedener Farben beleuchtet. Außerdem waren Fackeln im Zuge, die mit ständigem Hin und Herschwenken manche Kleidung verdarben. Höchst bewunderungswürdig waren die Fechter, so z. B. schlugen mehrere mit ihren langen, mit Leder überzogenen Stöcken mit unglaublicher Geschwindigkeit in diverse Richtung durch die Luft, während ein fanatisch Beseelter mit nur kurzem Stabe bewaffnet durch die wuchtig hin und her sich bewegenden zahlreichen Stäbe, ohne einen Schlag zu erhalten, sich drängte.

Ich befand mich zwischen den Fechtern und dem Zuge und folgte demselben bis zur Ecke der Cirkular-Straße, wo die früher getrennten Züge, von drei verschiedenen Seiten kommend, sich wieder vereinigten und vor der Moschee hielten. Hier blieb ich stehen und ließ die Züge vor mir defilieren. Den großen Türmen folgten kleine, dann Paläste, Kästchen u. s. w., kurz gesagt, Reliquien in Massen zogen vorüber, beim Schein des Mondes und einer glänzend gelungenen bengalischen Beleuchtung. Vorüber gezogen, kehrten sie im Bogen um und näherten sich wieder der stattlich illuminierten, blendend weißen Moschee, die feenhaft inmitten der Beleuchtung erschien. Die Cirkular-Straße war von beiden Seiten mit Buden besetzt, in denen man provisorisch errichtete orientalische Restaurationen und Süßigkeitsverkäufer in Masse traf.

Sofort bei der Ankunft in Bombay erregt die Aufmerksamkeit desjenigen, der zum erstenmale den indischen Boden betritt, während seiner Abendwanderungen durch die Straßen der indigenen Stadtteile das strahlende Licht einiger Wohnstätten, aus denen alsdann ein Gewirr disharmonischer Töne indigener musikalischer Instrumente das europäische Ohr trifft und lebhaft die Neugierde erweckt. Dieses gleichwie aus einem Vogelbauer hell strahlende Licht und diese Klänge bezeichnen die Feier der Hindu-Kinderhochzeiten. Es werden nämlich Kinder, die das Brahmatschari-Alter schon erreicht haben, verheiratet, und zwar Knaben von 10—12 Jahren mit Mädchen von 6. Natürlich ist es nur eine zeremonielle Heirat, und der Vorgang ist folgender: Die Kinder sind nackt und mit Ringen und Reifen an Armen, Beinen und Hals reichlich geschmückt, der Körper derselben mit Kurkuma gelb übertüncht. In Gegenwart zahlreicher Verwandten und Freunde findet die Zeremonie statt. Bei fortdauerndem Vortrag der Zimbel, Pfeifen, Flöten, Violinen, Trommeln und glockenartigen Instrumente werden die betreffenden Kinder abwechselnd gewaschen und wieder mit Kurkuma übertüncht, hin und wieder wird ihnen in den Mund Wasser gereicht, mit welchem sie alsdann sich gegenseitig benetzen. Diese Feier mit Hinzuziehung verschiedenartigster Gebräuche des Aberglaubens aus uraltester Zeit währt vier Tage und vier Nächte.

In Kalkutta traf ich oft am Abend während meiner Wanderungen durch die indigenen Stadtteile die Zeichen einer gleichen Festlichkeit und wurde durch das Erscheinen einer Prozession aus einer ähnlich beleuchteten Wohnstätte überrascht. Bei mysteriöser Fackelbeleuchtung einer zahlreichen Eskorte erschien ein glanzvolles Palankin, oder richtiger eine wertvolle Tragbahre nebst Baldachin, auf welcher ein reich geschmücktes Paar saß; das verschleierte Mädchen war reich mit Schmuck geziert. Der Prozession voraus zogen die Musikanten, ihre lärmenden, unbeschreiblich disharmonischen Symphonien mit Pauken und Trommeln zu den gewandten Bewegungen verschiedener Tänzer und Akrobaten begleitend.

Trotz der schrecklichen Musik und dem Rauch, den die Fackeln erzeugten, war durch den zauberhaften Schein der letzteren in der

finsteren Nacht, und durch das glitzernde Leuchten der Verzierungen der Tragbahre und der Geschmeide der Frauengestalt der Anblick der Prozession ein feenhafter. Während derselben wurden den Armen und den Büßern Almosen verteilt, und es sollen Fälle vorkommen, wo während einer solchen Festlichkeit die Summe der Almosen 300 000 Rupien beträgt.

Diese Abendzeremonie ist die einer brahmanischen Hochzeit. Die Hochzeitsfeierlichkeit währt fünf Tage, beginnt und schließt mit einer gleichartigen Prozession durch die Straßen.

Die Hochzeiten finden gewöhnlich zur Zeit des Beginnes des Frühjahrs statt. Am ersten Tage der Zeremonie, vor Sonnenaufgang, begiebt sich eine Schar Verwandter und Freunde zu Bräutigam und Braut und führt dieselben zum hauptsächlichsten Ghaut, (Tempel), im bengalischen an den Ufern des Hugli oder Ganges, und an anderen Orten zum Haupttempel der heiligen Ströme oder Teiche der Gegend, um sie daselbst mit verschiedenartigsten Zeremonien einer religiösen Reinigung durch das Wasser, und der Atrati-Zeremonie, d. h. einer Feuerprobe zur Beseitigung des Einflusses des bösen Blickes zu unterwerfen. Diese Zeremonie findet unter Hersagen den Ehestand betreffender Hymnen durch den offizierenden priesterlichen Brahmanen statt.

Nach Schluß derselben werden die betreffenden in ihre Wohnstätte zurückgeführt, wo sie mit dem Gesicht nach Osten auf einem Antilopen-Fell unter einem glanzvollen Baldachin, der auf 12 Säulen ruht, Platz nehmen. Baldachin, Säulen und der ganze Raum sind zierlich mit Blumenkränzen, Guirlanden und kostbaren Schmucksachen und Edelsteinen geschmückt. Hier werden sie während des ganzen Tages mit Kurkuma (Farbestoff einer Scitaminee) oder mit Safran, wiederholt über den ganzen Körper bestrichen, ihre Füße werden mit Honig, der Körper mit wohlriechenden Ölen gerieben und um ihre Handgelenke werden Schnüre geknotet und abwechselnd entknotet, ihre Glieder mit magischen Steinen in verschiedenartigsten Richtungen überstrichen. Alles dieses findet während der Recitation der Hymnen statt, deren Wortlaut die Gnade der Götter anfleht, dem Paare die Keuschheit der ersten Menschen zu gewähren.

Am Abend des ersten Tages gegen Sonnenuntergang erhebt sich höchst eilig der Bräutigam mit dem Ausrufe: „daß er als Pilger fortwandern und die Seinigen verlassen müsse, um in der weiten Welt sich Vermögen zu sammeln, um seine zukünftige Frau standesgemäß erhalten zu können.“ Traurig blickt er seine verschleierte Braut an, mit Wehklagen sonderbarster Art und kummervollem Ausdruck verabschiedet er sich von seinen Eltern, Verwandten und Freunden, ergreift hierauf seinen Wanderstock und sein Reisebündel, um als Pilger und Notdürftiger durch die weite Welt umher zu irren. Kaum die Wohnstätte verlassend, begegnet ihm eine bereit gehaltene Prozession mit Fackeln, es entwickelt sich alsdann eine Unterhaltung, in der seine Freunde, die die Prozession bilden, mit beiderseits gelungenen theatralischen Geberden ihn zur Rückkehr überreden, um endlich, nachdem er sich lange geweigert, ihn mit Triumph, bei entsetzlich lärmender Musik, hin und her bewegten Fackeln, Freudenschüssen und Knallfeuerwerk, zu seiner Braut zurückzuführen.

Am zweiten Tag versammeln sich die Verwandten, Freunde und Eingeladenen. Die Väter des Brautpaares oder die Stellvertreter desselben vereinigen alsdann die Hände ihrer resp. Kinder und schütten über den Körper derselben, während der priesterliche Brahmane aus den Muntras die, die Ehe betreffende Hymne rezitiert, 7 Maß Reis, 7 Maß Wasser und 7 Maß Milch. Der Wortlaut der Hymnen betrifft die Stellung der Verehelichten zu einander, und der hauptsächlichste Grundsatz derselben ist: „daß der Mann das heilige Oberhaupt der Frau ist, die ihn in ihrem Herzen, resp. Busen, voll bergen soll, und die, wenn er auch bösartig, häßlich oder alt wäre, stets seine Wünsche befriedigen soll, d. h. mit ihm weinen und lachen, wenn er entweder traurig oder heiter sein will, mit ihm sprechen, wenn er reden will, und schweigen, wenn er schweigen, oder er sie schweigsam haben will, und daß der Mann die Verpflichtung hat, seiner Frau in jeder Lage des Lebens hilfreich zur Seite zu stehen, und verpflichtet ist, sie gut zu ernähren und zu beherbergen. Der Name der Frau soll ein wohlklingender sein, damit das aussprechen desselben gleich einem Segen und einem erheiternden Sonnenstrahl im Hause wirke.“

Nachdem die Zeremonie beendet ist, wird dem Bräutigam über

die rechte Schulter das „Zena" oder das neunschnürige Band gelegt und um den Hals der Braut das „Tali" d. h. die Halsspange befestigt. Dieser Akt ist der hauptsächlichste in der Zeremonie und vertritt denjenigen des Wechsels der Ringe unseres Eheabschlusses.

Am dritten Tage findet die Zeremonie der alt-arischen Sitte des siebenfachen Umgehens des heiligen Feuers statt, welches bekanntlich in den Hindu-Tempeln des Brahmanentums seit undenklicher Zeit ununterbrochen erhalten wird. Der ganze Tag wird in verschiedenartigster Weise nur durch Zeremonien des Feuerdienstes verbracht.

Der vierte Tag ist der sogen. materielle Vereinigungstag der Verheirateten. Zu diesem Zweck findet eine Mahlzeit statt, an der in Gegenwart der Eltern, Verwandten, Freunde und Eingeladenen nur die Neuvermählten sich beteiligen, was, da die Frau mit dem Manne speist, ein außerordentliches Ereignis ist und das Zeichen der innigen Vereinigung der Verehelichten darstellt, da die Frauen mit den Männern nicht speisen, ja sogar vor der Verehelichung sich dem Manne gegenüber nicht einmal essend zeigen dürfen. Daher ist die Schüchternheit der Frau während dieses Aktes eine echt theatralische. Schüchtern weigert sie sich, zu speisen, erst vielfach überredet greift sie zu, jedoch ohne Wohlgefallen zu zeigen, stundenlang dauert dieser Vortrag eines stark ausgedrückten Wollens und Nichtwollens, mit zierlichen Bewegungen der Schüchternheit, wie gesagt eine gelungene theatralische Vorstellung, jedoch auch naturgemäßes Gefühl zeigt sich in diesem ganzen Vorgang, namentlich wenn am endlichen Schluß der nächtlichen Mahlzeit die Verehelichte in Ausdruck und Wort ihre Freude über das Ende der ihr schwer zu ertragenden Mitspeisung ausdrückt.

Der fünfte Tag beginnt mit einem Opfer von gebranntem Reis, den Göttern und dem Geiste sämtlicher Verstorbenen. Es ist das einzige Opfer, bei welchem die Frauen sich beteiligen dürfen. Die Zeremonien dieses Tages sind je nach den Mitteln mannigfaltig und bestehen meist im Wechsel der Kleidung, zu welcher Gelegenheit die Indigenen ihr Vermögen glanzvoll zu entfalten suchen, und wo man alsdann hin und wieder auffallende Schätze und eine bemerkenswerte Freigebigkeit trifft. Am Abend schließt die Feierlichkeit, wie ich früher

schon erwähnt, mit einer Straßenprozession und der Begleitung des Ehepaares zu seiner gemeinschaftlichen Wohnstätte.

Die vier Zeiträume des brahmanischen Lebens sind folgende:

Der erste Zeitraum beginnt im Alter von 5 bis 9 Jahren mit dem sogen. „Uppanayana". Es ist die sogen. Konfirmation des Kindes zum Eintritt in die Jahre der Erziehung oder seine Aufnahme in die Kaste (Zat) der Eltern. Diese Zeremonie findet gewöhnlich im März, April, Mai oder Juni statt und währt 4 Tage. Die Beteiligten und Eingeladenen beschenken alsdann das betreffende Kind mit Stoffen, Gold, Silber und Edelsteinen, je nach ihren Mitteln, desgleichen mit Reis, Mehl, Gemüse, Früchten, Sesamöl, geklärter Butter (ghée), Milch, Mate zum Festmahl und Opfer, und mit Sandelholz, Kurkuma, Safran, Areka-Nüssen und Bethel-Blättern zur Beleuchtung, zur Salbung und zu den erforderlichen Opfern. Außerdem werden demselben zahlreiche thönerne Geschirre geschenkt, die nur zu dieser Festlichkeit benutzt werden dürfen und hierauf vernichtet werden müssen. Erstaunlich ist die Freigebigkeit der Bevölkerung in solchen Fällen und natürlich erscheint dieselbe nur, wenn man den Glauben der Hindus berücksichtigt, daß durch ein solches Almosen und Geschenk der Geber sich das Wohlwollen der Heiligen und der Geister der Verstorbenen erweckt.

Die Zeremonie dieser Feierlichkeiten ist ähnlich derjenigen der Heirat. Dem betreffenden Knaben wird über die linke Schulter zur rechten Hüfte auslaufend eine Schnur mit drei Knoten gehängt, die aus drei Schnüren geflochten, von denen jede aus neun Fäden besteht, die nur von einer von einem Gliede derselben Kaste selbstgezogenen Pflanze gewonnen und gesponnen worden sind. Alsdann wird der Knabe „Brahmatschary" benannt. Die jungen Mädchen erhalten statt der Schnur einen Reifen um den Hals.

Der zweite Zeitraum des Brahmanen beginnt mit der Geburt seines ersten Kindes, und er wird alsdann „Grahasta" benannt und wird dieser Zeitpunkt mit kostspieligen Gelagen, Geschenken, Opfern und Musik gefeiert.

Der dritte Zeitraum beginnt mit dem Alter, wo der Brahmane sich lebensmüde erklärt und als „Vana-prasta" d. h. Waldbewohner oder als „Djogui" d. h. wandernder Einsiedler mit seiner Frau sich

in die Einöde zurückzieht oder als „Sanniassi" d. h. Eremit oder Bettler, ohne Frau, sich von der menschlichen Gesellschaft so zu sagen zum allmählichen Übergang in das Jenseits für immer trennt.

Von diesen drei Zeiträumen sind im hindostanischen Leben die zwei erstgenannten die hauptsächlichsten, indem während derselben die Heiratszeremonie der Kinder und Erwachsenen stattfindet, da bei dem Hindu die Hauptsache des menschlichen Lebens in der Fortpflanzung der Rasse liegt. Als außerordentliches Unglück wird Kinderlosigkeit angesehen und als eine Unmöglichkeit eine Frau, die sich nicht verehelicht. Diese Ansicht ging in früheren Zeiten so weit, daß einem unverheirateten Manne keine Anstellung gegeben wurde. Daher thun auch die Eltern ihr möglichstes, um ihre Kinder zu verehelichen, woher die Sitte der Verheiratung der Kinder schon in frühester Jugend hervorgerufen worden ist, als auch diejenige, dem Bräutigam verschleiert eine Braut zu oktroyieren, die der Ehemann meist erst nach Schluß der Zeremonie des neunschnürigen Bandes zu Gesicht bekommt. Infolge dieser nationalen Ansicht läßt sich die früher oft stattgefundene, freiwillige Selbstverbrennung der Witwen und die oftmaligen Opfer freiwillig dem Tode sich widmender unverehelicht gebliebener Männer und Mädchen leichter begreifen.

Bei den Heiraten suchen die Eltern für ihre Töchter einen Mann im Wohlstande oder einen mit Aussicht auf eine vorteilhafte Stellung zu finden, und für ihre Söhne ein Mädchen, welches wohlaussehend und keusch ist und von Geburt rein ihrer Kaste (Zat) angehört. Haben die Eltern endlich ein passendes Paar in Aussicht, so findet von ihnen aus mit orientalischem Zeremoniell der Höflichkeit die Anfrage statt, und das in echt geschäftlicher Weise. Sie sehen es als ein gutes Omen an, wenn während einer solchen Besprechung ein Vogel munter und wohlklingend seinen Gesang beginnt, eine Kuh blökt, oder wenn eine Eidechse gleichwie horchend erscheint u. s. w.; wie gesagt, Aberglauben spielt hierin eine gewaltige Rolle und wehe dem Anfragenden, wenn zu der Zeit eine Schlange sich zeigt, ein Vogel kreischt, ein Schakal heult, oder Katzen ihr Gewimmer anstimmen u. s. w.

Die erwähnten Zeremonieen betrafen die Kaste der Brahmanen, in den andern Kasten sind sie nur in gewisser Beziehung formell

verschieden, im Grundgedanken jedoch gleich. Im allgemeinen liegt die Verschiedenheit der Kasten selbst, die zum Zweck der Absonderung der Klassen der Bevölkerung dienen sollte, nur in den religiös-oktroyierten Gebräuchen und Berechtigungen derselben. Seit die ursprünglichen Grenzen des Wirkungskreises der verschiedenen Kasten durch den Einfluß der europäischen Machthabung im Lande sozusagen durchbrochen worden sind, nimmt auch der Unterschied derselben namentlich in neuerer Zeit durch unzählige Zweigzersplitterungen ab.

Das Wort „Kaste“ stammt vom portugiesischen Worte „Kasta“ und ist der synonyme englische Ausdruck für den hindostanischen „Zat“, was eigentlich „Klasse“ bedeuten soll und zur Bezeichnung der diversen religiösen Orden und Sekten, in die die Hindus von ihren Priestern, den Brahmuns, geteilt worden waren, benutzt wurde, und deren Mitglieder ihre eigentümlichen Bezeichnungen am Anzuge und auf der Haut tragen und in den Vorurteilen mit denjenigen der anderen Kasten verschieden sind. So z. B., was die Vorurteile betrifft, ißt der größte Teil der Bevölkerung Bengalens und von Orissa kein Fleisch, aber fast alle Fische. Viele der höchsten Rajpoots und Brahmuns im nördlichen und westlichen Indien genießen das Fleisch der Ziegen, des Wildes und des wilden Schweines, verabscheuen jedoch das Fleisch des Hausschweines und des Schafes. Manche Kaste darf nur eine bestimmte Gattung von Nahrung zu sich nehmen und muß alles übrige verabscheuen. In Bikanéer enthalten sich die Hindus sogar vom Genuß der Fische. In Kumaon essen sie nur ein auf den Bergen geschorenes Schaf, verabscheuen ein in der Ebene geschorenes und ein ungeschorenes. Viele essen nur Brot, welches von der niedrigsten Kaste gebacken wird, verabscheuen jedoch Reis, der von denselben Bäckern zubereitet worden ist. Manche Kaste gestattet es dem Mann, daß er einem einer anderen Kaste zugehörenden, jedoch nur aus seiner Hand gereicht, seine Pfeife zu rauchen giebt, jedoch nur um aus dem Chillum d. h. dem Behälter des Tabaks und der Kohle den Rauch einzuziehen und nicht aus der Öffnung des Huka, wo sich das Wasser und die eigentliche Stelle zum Einziehen des Rauches befindet u. s. w. Solcher Vorurteile giebt es unzählige. Augenblicklich bildet das Kastenwesen in Indien eine teilweise religiöse, teilweise Zivil-Absonderung.

Hier will ich in betreff des Kastenwesens, des Brahmanentums, und Brahmas eine kurze Bemerkung folgen lassen, die von Interesse sein könnte.

Mannigfaltig im höchsten Grade ist die Auffassung der altertümlichen Überlieferungen im allgemeinen, besonders derjenigen des alten Indien, und unwillkürlich wird man durch die oft phantasiereiche Tendenz derselben zu einem irrtümlichen Begriff verleitet.

Je mehr wir in den progressiv zunehmenden Funden uralter, traditioneller Sagen und Legenden und in den Fossilien zahlreicher Reformationen der Erde die Entstehung, oder richtiger gesagt, die mutmaßliche Zeugung des menschlichen Geschlechtes zu erfahren glauben, um so mehr verwirrt oder verirrt sich der Begriff über den faktischen Ursprung unserer Gattung, aber um desto mehr erstarkt der Glaube, daß das Entstehen der Menschheit an vielen Orten der Erde stattgefunden hat.

Unzweifelhaft bleibt es, daß der fruchtbarste Ursprung der Menschheit im südlichen Asien gewesen ist, von wo aus durch Einwirkung des der Stärkung und dem Wachstum aller lebenden Wesen so günstigen Einflusses des tropischen und subtropischen Klimas durch Begattung die Vermehrung derart zunahm, daß ein Sichweiterdrängen einer Übervölkerung höchst verständlich wird.

Daß nun dieses Sichweiterdrängen einer Übervölkerung über Flächen, den Flüssen entlang bis zum Meere, alsdann über das Meer mit Kanoes bis zur Mündung anderer Ströme, dann aufwärts gegen seine Nebenflüsse und Quellen in das Gebirge, von dort hinüber in andere Stromgebiete, leicht stattgefunden haben kann, ist klar, und demnach wird eine Wanderung und Verbreitung des Menschengeschlechtes über die ganze Erde sehr faßbar. Doch steht demungeachtet dem Glauben nichts entgegen, daß dieses zur Wanderung und zum Sichverbreiten gezwungene Geschlecht bei seiner Ausbreitung auf Ureinwohner gestoßen ist, die durch weniger günstige und weniger befruchtende klimatische Verhältnisse eine geringere Zunahme gehabt. Dieses bleibt übrigens ein Rätsel und wird stets ein solches bleiben, da vor der Zeit des Entstehens der Sagen auch schon Menschen gelebt

haben, die jedoch keine andere Tradition als nur die ihres Bestehens überlieferten!

Darum großer erster Tag der lebendigen Schöpfung, sei wie du sein mußtest! Wir haben nicht das Auge der Allwissenheit, dich zu erkennen, weder den Sinn der Allklarheit, um dich vollständig zu begreifen, und daher nicht die Kraft der Überzeugung, dich deutlich zu beschreiben!

Die Ureinwohner des südlichen Asiens waren, wie ich schon früher erwähnt habe, vor der Invasion der Arier, die Dravidas und die Mundas, die von den eindringenden Ariern teils in das Gebirge, jedoch meist in den Süden gedrängt, teils vernichtet oder aber mit den Ariern vermischt wurden.

Durch diese Vermischung entstand erst das „Zat" oder sogen. Kastenwesen der Arier, die bis dahin keine Absonderungen in ihrem Volke kannten, und durch welche das reine Prinzip der Brahma-Religion einer wesentlichen Änderung unterlag.

Bei den Dravidas ähnlich wie bei den Mundas, bestand die Sage einer Feuers- und Wasserflut, die „Singbonga" d. h. der Allzuweite, Allmächtige des Himmels, zur Bestrafung der sich nicht reinigenden, nicht arbeitenden, nur tanzen und genießen wollenden Menschheit geschickt, wonach alle umkamen bis auf einen Mann nebst seiner Schwester, von denen laut der Sage die Dravidas und Mundas abstammen sollen. Die Religion der Dravidas und Mundas war bis 1500 v. Chr. ein kindlicher Monotheismus, als die eindringenden Arier den Brahmanismus einführten.

Der Brahmanismus, aus der Lehre der 4 Vedas entsprungen, war in seinem Urwesen eine absolute Hierarchie, d. h. die ausgebildetste Verschmelzung von Staat und Kirche. Die Priester desselben hatten einen unbedingten und üben noch gegenwärtig einen großen Einfluß und eine teilweise Herrschaft über die erblichen Kasten als: die der ihrigen der Brahmanas, der Kschatriya (Krieger), der Varschya (Ackerbürger), der Sudra (Handwerker) und endlich der untersten verachteten Mischkasten, der Jäger, Fischer, Hirten u. s. w.

Diese Kasten, wie schon früher erwähnt, entstanden erst mit der Invasion der Arier nach Osten, da die Arier ursprünglich nur

eine Klasse Menschen bildeten, nämlich die der Nachkommen des aus dem Munde des „Puruschah“ (des Weltschöpfers) hervorgegangenen Erzeugung des menschlichen Geschlechtes (laut Vedas-Hymne, Ric. 10, 10), als das Paar Yama und Yami benannt.

Laut dem Vers des „Puruschasukta“ (Vers 12) ist gesagt, daß, als das Kastenwesen entstand, festgestellt wurde, daß die Kschatriyas aus den Armen, die Vaicschya aus den Schenkeln, die Sudra aus den Füßen und nur die Brahmanas aus dem Munde des Weltschöpfers entstanden.

Das Brahmanentum erkennt zweierlei Gottheiten an, d. h. im wahren Begriffe des Brahmanismus zweierlei Heilige: Die des Himmels, und die unter den Menschen, d. h. die stolzen vedakundigen Brahmanas, deren Person unverletzlich, unnahbar, unberührbar und von denen eine fleckenlose Reinheit der Gedanken, Muster der Heiligkeit, und Verehrung der Heiligen des Himmels und ihrer Vorschriften gefordert wurde.

Das Wort „Brahma“ ist im Sanskrit der Ausdruck für den idealen, unfaßbaren Begriff des geistigen, absoluten, unbestimmbaren, daher unpersönlichen Wachstums und der Stärkung zu betrachten, von dem derjenige von „Brahmán“, d. h. gestärkt, gewachsen, entstand und von diesem derjenige von „Brahmaná“, d. h. der dogmatischen Stärkungs- oder Wachstums-Kunde.

Irrtümlich wird von einigen das Wort „Brahma“ kurzweg als Gebet übersetzt, denn ursprünglich, zur Zeit der Arier, war das Wort Gebet, wie wir es begreifen, nicht vorhanden und ist es auch im jetzigen Brahmanismus nicht. Das Wort Brahma scheint bei der vor drei Jahrtausenden beginnenden Religions-Entwickelung der Inder dem wahren Sinne nach ursprünglich: der Begriff der heiligen Handlungen des Lebenswandels und der Opfer nach dogmatischen, peinlichst genau gehaltenen Vorschriften gewesen zu sein, durch die der Mensch sich heiligt und durch die er sich die ihm unfaßbare Gottheit zu seiner geistigen Stärkung und seinem geistigen Wachstum, kurz gesagt, zur Läuterung seiner Seele geneigt zu machen suchte.

Brahma als Gott persönlich gefaßt, ist der Begriff des höchsten geistigen Wesens, d. h. des Puruscha, oder des Prinzipes des Ursprunges der Schöpfungen: des Weltalls, der Menschen, der heiligen

vier Vedas und der Gesetze des Manú; oder aber der Begriff des unendlichen Ursprunges aller Dinge, des Daseins einer Grundquelle der erzeugenden Kraft, zu der alles nach einer Seelenwanderung zurückkehrt, und der der Unendlichkeit des Seins!

In Brahma d. h. dem Begriff der Schöpfung, ist erstens Vischnu als belebende, alles durchdringende und erhaltende Kraft oder bildlich, als sonst belebendes Weltprinzip des Wassers, nebst seiner Gattin Zri oder Sri (der Glückseligkeit), auch Lakschni (Schönheit) genannt, zu begreifen. Zweitens Siva, als das Prinzip der Feuer- und Zeugungskraft der Natur, zugleich auch als dasjenige der zerstörenden Macht, mit seiner furchtbaren Gattin, der Paravaty, die auch Dourba oder Kali genannt wird, aufzufassen.

Vischnu und Siva sind in das Trimurti d. h. in die Trias der höchsten Gottheit in nur einen geistigen Begriff zu fassen.

Der Inkarnationen des Vischnu sind viele, die hauptsächlichsten derselben sind: Die erste als das Fischlein des Manu; dann als Held Rahma, bei der Besiegung des Königs Ravaná; dann als Krischna d. h. der Schwarze, in welcher Verkörperung er den Drachen Kalija tötet und die Nymphe Radha liebt; dann als Budha, und endlich soll er noch zukünftig unter dem Namen Kalki auf weißem Roß erscheinen, um die Welt alsdann zu zerstören und die Seelen von der Sünde zu befreien.

Der sogen. monotheistische Krischnadienst, der nur unter wenigen Hindus sich verbreitet hat, ist offenbar nicht die Folge einer laut Sagen übertragenen Inkarnation Vischnus als Christus, sondern nur ein Produkt christlicher Einwirkung und falscher Interpretation oder phantasiereicher Erfindung verschiedener Überlieferungen, um das Christentum in Indien einzuführen; denn die sogen. Sage von Krischnas Geburt im Gefängnis, seinem früheren Hirtenleben, seiner als göttlich verehrten Mutter Devaki sind so verschieden von dem brahmanischen Begriffe des Krischna und seiner Liebeslieder und der überlieferten brahmanischen Sagen über den Schwarzen, daß es unzweifelhaft erscheint, daß es ein Produkt christlicher Einwirkung gewesen sein muß.

6 Abteilung.

Reise nach Nordindien.

Delhi. — Simla. — Lahore. — Das Himalaya. — Agra. — Benares.

Strecke bis Schandernagore. — Eindruck der Stadt. — Die heilige Stadt Hugli. — Strecke bis Delhi. — Delhi in der Fläche. — Das indische Karthago. — Eindruck der Stadt. — Monumentale Sehenswürdigkeiten. — Die Säule Kutúb-Minar. — Gräber des Toglak-Schach, Humanyons und des Faazé-Chan. — Das alte Fort und die Nachkommen der Kaiser. — Bild der Vergänglichkeit. — Der Flagstaff-Tower und seine Monumente. — General Nicholson und der Zufall. — Die elf Thore, der Queens-Garten und das Museum. — Ausflug in der Fläche von Paniput. — Verfall der indigenen Manufaktur.

Nachdem ich meine Sachen an sicherer Stelle untergebracht hatte, begab ich mich mit leichtem Gepäck zum Bahnhof nach Howrah; es war ein köstlicher Morgen des Monats März, als mich das Boot über den lebhaften Hugli führte. Bald hatte ich mein Billet II. Klasse bis Schandernagore für 21 Meilen nördlich gegen 1 Rupie 5 Annas gelöst, um 8 Uhr 45 Min. ging der Zug ab und nach Verlauf einer Stunde hielten wir vor dem Bahnhof der französischen Kolonie. Die Strecke charakterisierten Palmenwaldungen und Kokospalmen-Haine, dann sumpfige Reisfelder und dem folgend üppig tropischer Wald. Der Bahnhof liegt auf englischem Territorium und ist zwei engl. Meilen von der Stadt entfernt. Es macht einen sonderbaren Eindruck inmitten des starren Elementes der englischen Nationalität gleich einer Oase einen kleinen Flecken echt französisch lebhaften Geistes zu treffen. Der Ort ist sehr klein und das Gebiet Frankreichs besteht nur aus der Stadt. Bemerkenswertes hat der Ort weiter nichts als den französischen Typus, zahlreiche Cafés und boulevardartige Straßen. Die Stadt ist sauber, zierlich erbaut und gut erhalten und die indigene Bevölkerung derselben zeigt einen gewaltigen Unterschied zu derjenigen des englischen Riesengebietes; befriedigter und weniger scheu erscheint dieselbe. Viele Half-Kasts (gemischte Rasse) trifft man. Die französische Armee im befestigten Orte nebst einem Fort zählt 25 Mann,

einen Oberst und einen Leutnant in vollster französischer Uniform. Der Oberst ist zugleich Gouverneur des kleinen Gebietes und sein Gehalt besteht aus 350 Rupien monatlich, und im gleichen Verhältnis ist die Besoldung der übrigen.

Ich stieg im Gasthause Sans-souci der Madame Albèrt in unmittelbarer Nähe des Hugli ab, wo ich eine freundliche, wenngleich ziemlich dunkelfarbige Besitzerin, ein vorzügliches französisch-indisches Frühstück, und eine überaus muntere liebenswürdige Gesellschaft verschiedener Beamten französischer Nationalität traf. Nachmittag machte ich einen Ausflug nach Hugli zur 4 Meilen entfernten heiligen Stadt der Hindus durch eine überaus üppige Gegend. Den höchst verfallenen Ort charakterisieren zahlreiche Tempel ohne bemerkenswerten Schmuck und ohne Zier, jedoch eine recht geschmackvoll und blendend sauber gehaltene Moschee am Ufer des Flusses.

Mein Billet II. Klasse hatte ich schon in Kalkutta für 954 Meilen nordwestlich bis Delhi gegen 44 Rupien 12 Annas gelöst, verließ Schandernagore am Abend um 9 Uhr 25 Min., und erreichte in 38 Stunden die altindische Hauptstadt um 1 Uhr 23 Min. Nachmittags über Nulhate, Teenpahar, Jumalpoor, Mogul-Serai, Allahabad, Cawnpoor und Toondla-Junktion. Genannte Orte bilden Vereinigungspunkte verschiedener Zweigbahnen in das Innere des Landes mit der Hauptlinie.

Als ich Schandernagore verließ, schien bei sternenfunkelndem Himmel der Mond herrlich, und die weitausgedehnte Ebene der Umgebung war schattenreich und höchst malerisch beleuchtet. Lange genoß ich die wonnevolle, nächtliche Natur der Tropen, meine Gedanken schweiften im rastlosestem Wechsel verschiedener Eindrücke bald in die glanzvolle feeenhafte Zeit der Vergangenheit, bald in die der zerrütteten, im Verfalle sich befindenden Gegenwart, oder in dem Sichausmalen der Zukunft dieses von der Natur so reich ausgestatteten indischen Reiches, bis mich ein Wirrwarr der Gedanken überkam, und trotz rüttelnder und schwankender Bewegung des Wagens, trotz unbeschreiblich gewaltigem Staube, der durch die offenen Fenster zog, trotz dem Brausen und Keuchen der Lokomotive, trotz dem mannigfaltigen Geheul oder Getreisch der nächtlichen Tiere, ich in einen festen

Schlummer verfiel und, auf meiner harten Bank ausgestreckt, von Luftschlössern, Seifenblasen, Fliegen durch die Lüfte, Niederstürzen in tiefe Abgründe und vom Verspeisen bitteren Staubes, den der Grund und Boden und die Kohle erzeugten, träumte. Ich erwachte erst gegen Morgen um 3 Uhr 45 Min., als wir 184 Meilen von Kalkutta entfernt vor Mudapoor hielten, von wo aus eine Zweigbahn nach Kuhurballée abgeht und wo mich ein guter Kaffee in der Restauration erfrischte.

Weiter ging es in nördlicher Richtung über Lukhi-Sarai bis Mokameh, 90 Meilen durch eine flache, mit Reis und Baumwolle bebaute Gegend. Zwischen Lukhi-Sarai und Mokameh überfuhren wir zwei schmucke eiserne Brücken amerikanischen Systems, über zwei Nebenflüssen des Ganges. Von Mokameh aus folgten wir dem rechten Ufer des Ganges über Patna, Bankipoor, Dinapoor und Buksar stets den Strom entlang bis Mogul-Serai, wo wir um 3 Uhr 35 Min. eintrafen und von wo aus eine Zweigbahn 6 Meilen bis Benares führt.

Die ganze Strecke zeigte sich fleißig bebaut, die Feldarbeiter befanden sich bei ihrer zweiten Saat, das Ausdreschen des Kornes geschah nach ägyptischer Art und frei auf dem Felde, durch Ochsen, die es, in die Runde getrieben, austraten, und das Reinigen des Kornes fand vermittelst Handsieben und dem Wurf im Windzug statt. Der Boden war ein in der Farbe rötlicher, lehmhaltiger Sand. Der Schwüle der Nacht folgte ein heißer Tag mit fast glühendem Cyclon, der einem jede Erfrischung nahm. Bis Mokameh war wenig Waldvegetation zu sehen, alsdann nahm dieselbe wieder auffallend zu und mannigfaltige Papageien und verschiedenartige Vögel, unter denen namentlich Kolibris, zeigten sich im muntersten Treiben, inmitten des Dunkelgrün der üppigen Mango- und Fikus-Waldungen. Der Ganges, wo man ihn zu Gesicht bekam, zeigte verhältnismäßig zu seinem Umfang ein auffallend seichtes Wasser.

In Mogul-Serai fand Wagenwechsel nach Allahabad statt, wo wir am Abend um 7 Uhr eintrafen.

Von Allahabad über Cawnpoor bis Toondla-Junktion, 163 Meilen, wo wir am folgenden Morgen um 7 Uhr anlangten, charakterisierte die Nacht eine auffallende Frische, ein intensives Mondlicht, welches

die Umgegend des Ganges glanzvoll beleuchtete, dessen rechtem Ufer und teilweise und hin und wieder dem linken Ufer seines Nebenflusses Jumna wir folgten, und endlich heulende Schakale und eine außerordentlich unebene Bahnlinie. Von Cawnpoor, wo wir in der Nacht um 12 Uhr 24 Min. hielten, geht die Zweigbahn nach Lakhnau oder englisch-Lucknow ab, der Hauptstadt des annektierten Königreiches von Oudh, ca. 21 Meilen entfernt.

Auffallend war der Wechsel der Temperatur auf dieser Strecke, die Sonne wirkte heiß, fast heißer als bisher, die Brise jedoch wurde frischer, oft eisig in ihrer Art und man spürte die Nähe des Himalaya. Die Palmenvegetation hörte allmählich auf und die des Laubholzes nahm zu. Die Gegend war durchgehends flach bebaut, jedoch dem Anschein nach dürr, und steppenartig wirbelten Staubwolken über die waldlosen Strecken und machten aus den weißfarbigen Reisenden wahre Mohren. Der indigene Menschenschlag änderte sich bedeutend, gleichwie die Sprache, die hier das reine Urdu ist, die Leute sahen kräftiger im Körperbau aus, es charakterisierte dieselben jedoch ein auffallend finsterer und fanatischer Ausdruck im Blick. Die Tierwelt zeigte sich in der Nacht zahlreich, als Hyänen und Schakale, am Tage, abgesehen von der mannigfaltigen und zahlreichen Vogelwelt und dem Vieh auf dem Felde, auch ins bläuliche schimmernde Füchse. Sehr wenig Dörfer waren zu sehen. Zahllose Reiher, Kraniche, kurz gesagt, Stelzfüßler verschiedener Art und Farbe, letztere vom dunkelschwarz bis zum blendendweiß, oft rosa in den Nüancen, umstanden die die Bahnlinie ununterbrochen umgebenden Teiche, in denen sich die Indigenen traditionell zu baden verpflichtet fühlen, obgleich viele der Teiche ein gelbgrünliches Wasser zeigen.

Um 7 Uhr erreichten wir Toondla-Junktion, von der aus die Bahn westlich über Agra ins Rajputana führt, während wir in nordwestlicher Richtung weiter nach Delhi zu fuhren.

Die Strecke von Toondla-Junktion bis Agra bildet eine Entfernung von 16 Meilen, die ich auf meinem Rückwege machen wollte.

Von Etawáh bis Toóndla-Junktion, 57 Meilen, folgten wir dem linken Ufer des Jumna, den wir, von letztgenannter Station eine nördliche Richtung einschlagend, wieder verließen.

Es folgte stets Fläche, die fleißig bebaut war, jedoch soweit das Auge blicken konnte ein wüstes Aussehen hatte und die einen unbeschreiblich heftigen, sehr feinen Staub entwickelte. Waldarm und an die Schlachtgefilde der Umgebungen Leipzigs erinnernd war der Eindruck der Gegend, als vor uns die Umgebung Delhis sich zeigte, und um 1 Uhr 23 Min. erreichten wir die Stadt, wo früher das alte Indraprassa gestanden hatte, 1246 engl. Meilen von Bombay und 954 Meilen von Kalkutta entfernt.

Wenn man der im 12. Jahrhundert als Indraprassa und 1397 als Delhi zerstörten, im 17. Jahrhundert von Schach Djean wieder erbauten, 1738 durch Nadir, der von der Höhe eines Minarets gleich einem Nero den Brand des indischen Rom bewunderte, wiederum vernichteten, jetzt infolge der britischen Kriege des 19. Jahrhunderts vollständig zu Ruinen umgewandelten Stadt sich nähert, so erstaunt man schon von weitem über den Umfang der Ruinenreste, die ca. ein Gebiet von fünf Quadratmeilen, das durch eine noch teilweise bestehende Umfangsmauer umgeben ist, einnehmen, und gedenkt mit Wehmut der Traditionen über die glanzvolle Periode der Hauptstadt des indischen Reiches, die ein ärgeres Los als Karthago getroffen hatte, indem sie nicht nur einmal wie letzteres, sondern mehrfach seit Jahrhunderten halbverwüstet und dreimal vollständig nach wiederholtem Aufbau vernichtet worden war!

Angelangt kehrte ich in dem Northbrook-Hotel ein, welches neu und vorzüglich eingerichtet war.

Delhi liegt 825' über dem Spiegel des Ozeans in einer unabsehbaren, teilweise mit Gestrüpp bewachsenen, meist sumpfigen Fläche am Ufer des Jumna, über den eine auf 12 steinernen Pfeilern und vier Doppelpfeilern ruhende eiserne Brücke führt. Die Stadt ist, wie schon früher erwähnt, von einer teilweise noch stehenden Mauer umgeben, die eine Länge von sechs Meilen hat und die 11 gegenwärtig in Ruinen verfallene, jedoch künstlerisch gemeißelte Thore durchziehen, von denen die hauptsächlichsten das von Kabul, von Aimér, Moón, Kaschmir, Lahore und Kalkutta sind.

Am Abend genoß ich auf meiner luftigen Veranda bei herrlicher Beleuchtung des Mondes den Blick auf die großartige Umgebung.

Der Ernst, den die Ruinenstadt hervorrief, wurde durch den mannigfaltigen Lärm verschiedenartigster Tiere, durch den mit Trommel und Pauke begleiteten monotonen Gesang des, nach der Tageshitze ausruhenden Volkes in den vom Hotel entfernten Bazars kontrastlich unterbrochen. Auffallend war hierbei die Reinheit der Luft, denn trotz der weiten Entfernung konnte man nicht nur die Verschiedenheit der Töne, sondern sogar der Worte aus dem Gesumm der enggedrängten Bevölkerung deutlich unterscheiden.

Zu meinem Ausfluge durch die Stadt und deren Umgebung hatte ich einen Wagen für 6 Rupien pro Tag oder 1 Rupie pro Stunde, und einen Führer, mit Namen Nunkar, für 3 Rupien pro Tag akkordiert, und nach einer frischen, daher vortrefflich verbrachten Nacht und nach einem vorzüglichen Frühstück setzte ich mich zur Rundfahrt in den Wagen, nachdem eine Unmasse höflicher Händler mit Kaschmir-Shawls, Malereien, Mosaik-Arbeit in Marmor, Waffen, Photographien auf Elfenbein und mit anderen Kunstsachen, die höchst verleitend zur Ausgabe waren, mich belagert hatten, und die ich nur dadurch mir vom Leibe wehren konnte, indem ich ihnen versprach, bei meiner Rückkehr mit ihnen einen Handel zu machen.

Mein Wagen war ein offener, mit einem lustigen Pferde bespannt, und geleitet von einem sehr humoristischen, vielredenden Führer mit riesigem Turban, in welchem die grüne Farbe als Zeichen des Pilgers zum Grabe des Propheten nicht fehlte. Das Hotel lag außerhalb der alten Festung, daher fuhr ich durch das pompöse Thor von Lahore in dieselbe ein und direkt zum Divan-Chas, dem Privat-Audienz-Saal der früheren Kaiser von Delhi, glatt am Jumna liegend mit herrlichem Rundblick und vor 330 Jahren von Saza-Chan aus blendend weißem Marmor erbaut. Der Marmor ist durchgehends als Mosaik mit Edelsteinen inkrustiert und hierauf poliert. Die Zeichnungen des Mosaik bilden kunstvoll und meisterhaft in natürlicher Farbe ähnlich wiedergegebene Blumen verschiedenster Art. Von hier aus entfloh 1857, als die Briten Delhi einnahmen und verwüsteten, der letzte Kaiser des Landes. Auffallend sind die durchsichtigen, kunstvoll gewebeartig durchmeißelten Marmorplatten der Fensteroberteile, teilweise auch des ganzen Fensters, namentlich in den Privatgemächern des

Kaisers. Diese Meißelungen sind das imposanteste Kunstwerk in Marmor, welches ich je gesehen, denn es zeigt sich auch nicht der geringste Fehler in der Vollendung der Arbeit. Unter diesen Meisterproduktionen der Meißelei sind namentlich zu erwähnen der kaiserliche Betstuhl und der Mosaikboden der umfangreichen kaiserlichen Bäder, die kunstvollen Springbrunnen und die breiten Stufen, die in den Jumna führen. Trauererweckend ist es, daß diese Bauwerke der Kunst zum Zweck der Marketender-Buden der britischen Truppen benutzt werden.

Hierauf besuchte ich die Perl-Mosjed oder (indigen) Motie-Mosjed. Der Turm der Moschee ist aus Bronze und Kupfer errichtet, mit kunstvoller Reliefarbeit geziert. Das Ganze bildet Relief in Marmor in meisterhaften Zeichnungen. Die Dimensionen sind gewaltig und der Name der Moschee stammt vom Perlenschmuck, der sie zur Zeit des Glanzes der Kaiserherrschaft zierte, und man sieht augenblicklich von außen und von innen die zahlreichen Ringe, durch die die Perlenguirlanden gezogen worden waren, außerdem kennzeichnen den Namen die Perlmuscheln, die in den Reliefs der Marmorwände dargestellt sind. Die vom Kaiser Morangur erbaute umfangreiche Audienzhalle ist aus rotem Stein, den Vögel und Blumen als Relief zieren, und der später weiß überstrichen worden ist. Sie wird gegenwärtig von den Engländern als Kaserne benutzt. Interessant ist in derselben die Plattform nebst Sitz des Kaisers. Dem angrenzend liegt die Jumna-Mosjed, die vor 235 Jahren aus Rotstein erbaut worden ist. Die Marmorkanzel der Moschee hat drei gewaltige, sie umfassende Stufen, die aus einem Stück in der Farbe fehlerfreien, blendend weißen Marmors bestehen. In dieser Moschee befinden sich zahlreiche Reliquien, unter denen Mohammeds Fußabdruck, dessen Koran und Decke zu sehen sind. Die zwei Minarets der Moschee sind 180' hoch, von deren Höhe eine sehr schöne Aussicht über Delhi sich entfaltet.

Hierauf besuchte ich die vor 550 Jahren vom Kaiser Feroza erbaute Kola-Mosjed, ein pompöses, geräumiges Prachtgebäude reinen Styles, jedoch leider verfallen. Von hier aus fuhr ich durch das Delhi-Thor in die Haupthandelsstraße des Ortes, den Schandni-Chuk, erreichte das Hotel zum Tifin, und setzte hierauf meine Wanderung weiter fort, indem ich zum 11 Meilen von Delhi entfernten Kutab-

Minar fuhr, wo sich eine 230' hohe Säule befindet, die 44' Umfang an der Basis und 9' im Durchmesser ihrer Spitze hat und eine vollständig verwitterte Inschrift zeigte. Daselbst befindet sich auch eine riesige eiserne Säule aus einem Stück von 44' Länge, von denen 22' in der Erde und 22' über der Erde sich befinden.

Von Kutab-Minar aus besuchte ich das 3 Meilen entfernte Grab Toglak-Schachs, ein Prachtbauwerk aus Marmor, jedoch im Verfall, alsdann des Kaisers Humanyons Grab, dasjenige des Mirsa Aois Kokel Faaze-Chan mit zehn Grabstellen und seinen schmucken Marmorsäulen, dann dasjenige des Dichters Khusru, des Dichters des poetischen Bagh-o-Bahar, idyllisch im Schatten üppiger Tamarinden gelegen.

Genannte Bauwerke sind aus kunstvoll gemeißeltem und inkrustiertem fehlerfreien Marmor errichtet und sind in einem Komplex in der Nähe des seit 1857 in Ruinen sich befindenden alten Forts. In der Mitte dieser Gräber ihrer Vorfahren wohnen die nach der Metzelei von 1857 am Leben gebliebenen Nachkommen der Kaiser von Delhi, die von der englischen Regierung 900 Rupien monatlich als Apanage erhalten. Hier sieht man die Stelle, wo am 22. September 1857 Kapitän Hobson eigenhändig die Söhne und den Großsohn des Mohammed Bahadar, die letzten Abkömmlinge von Timur, dem Tartaren, meuchlerisch erschoß. Die Villa, in der diese Nachkommen Aurangzeps und Akbars verhältnismäßig armselig lebt, ist vernachlässigt und ziemlich im Verfall, jedoch, umringt von Tamarinden und Bananen, recht anmutig gelegen.

Die Ruinen der alten Feste von Delhi liefern seit der Verwüstung der Stadt durch die Engländer das klare Bild der Vergänglichkeit auch der gigantischesten Werke der Menschheit. In der Mitte derselben erscheinen noch hin und wieder glanzvolle Reste der früheren Magnifizenz der farbenreichen indischen Kunst in der Mosaik, in den Kuppeln, in den Gewölben und in den zahlreichen Trümmern. In der Mitte der Ruinen eines alten Kastells erhebt sich eine 44' hohe Säule, die aus rotem Sandstein und zwar aus einem Stück besteht, und der sogen. Frozab-Pillar genannt wird.

Das früher erwänte Grab Humanyons bildet ein verfallenes Mausoleum. Die sehr spärlichen Mittel und die durch den englischen

Druck hervorgerufene moralische Verkommenheit der ganzen Nation und daher auch der Nachkommen dieses großen Mannes, und der Mangel an wirklichem Interesse für die Kunstwerke einer fremden Nation, die, als immobil, nicht nach London oder in die britischen Museen als Triumph der zivilisatorischen Knechtung einer farbigen Rasse der Tropen überführt werden können, sind die Ursache des Verfalles der meisten Denkmäler des indischen Reiches; und Trauer erweckend ist es, wenn man bedenkt, daß die Verwüstung derselben erst gründlich seit 1857 durch eine sich human und zivilisiert nennende Nation hervorgerufen worden ist, und dies namentlich an einem Orte wie Delhi, welcher in den urältesten Traditionen und Sagen der Inder, sogar aus arischer Zeit her, eine für das Volk heilige Rolle spielt!

Von hier aus besuchte ich den Flag-Staff-Tower, wo sich das Monument für die vom 30. März bis 30 September 1857 gefallenen europäischen Soldaten, Offiziere und treu gebliebenen Sipais befindet. Dieses Monument bildet ein Obelisk von 100′ Höhe auf einem 140′ umfassenden Piedestal aus rotem Sandstein. In dessen Nähe befindet sich der Tschamni-Chaas, ein Hindutempel, wo 1857 2000 Aufständische eingeschlossen und durch die Engländer bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden. Das Hindu-Raos, d. h. die frühere Versammlungshalle der Hindus, wird gegenwärtig weiß gestrichen und zur Unterkunft schwächlicher Soldaten benutzt. In der Nähe desselben erhebt sich der sogen. Stab des Peroze-Schach, eine Steinsäule, der jedoch ein Teil fehlt, und die im zweiten Jahrhundert n. Chr. der Kaiser Azoka in Merat errichtet und die 1356 vom Kaiser Ferouze-Schach hierher übergeführt worden war.

Alsdann besuchte ich den Kirchhof, wo das Grab des am 13. September 1857 gefallenen Generals Nicholson, eine einfache Marmorplatte nebst Inschrift, sich befindet. Der Kirchhof ist öde, geschmacklos und recht schlecht erhalten. Von hier aus, wie aus Ärger über die Vernachlässigung, nahm mein etwas kurz angespanntes Pony gründlich Reißaus und hielt erst vor dem Ludloor-Kastell in der Nähe des Thores von Kabul. Merkwürdigerweise war an dieser Stelle der früher erwähnte General damals gefallen. Von hier aus,

so unwahrscheinlich es erscheint, nahm das Pony wieder Reißaus und hielt für uns unerwartet hastig, so daß ich und mein Kutscher fast aus dem Wagen geschleudert wurden, vor dem Thore von Kaschmir, durch welches der genannte General 1857 in die Stadt Delhi eindrang. Nachdem ich hierauf die elf Thore Delhis, die sämtlich noch die Zeichen eines kunstvollen Bauwerkes trugen, besucht hatte, ließ ich mich zum Queens-Garten führen, in welchem zahlreiche Ajas (Wärterinnen) ihre little boys und little girls, die schmächtigen Nachkommen der hiesigen englischen Beamtenwelt, spazieren führten. Der Garten war sehr vernachlässigt und unschön. Bemerkenswert war in der umfangreichen, jedoch dürren Anlage ein aus Stein gemeißelter Elephant in natürlicher Größe und täuschender Ähnlichkeit, der ein halbes Jahrhundert verschüttet in der Erde gewesen sein soll, und als ein Meisterwerk zu bezeichnen ist. In der Nähe dieses Elephanten war ein uralter Tamarinden-Baum, der von weitem auffiel, da ihn unzählige an seinen Ästen hängende aschgraue Lumpen charakterisierten, die sich beim Nähertreten als Vampire erwiesen, die, mit ihren Krallen die Äste umfassend, in mannigfaltigster Größe unbeweglich niederhingen.

In der Parkanlage befindet sich das Delhi-Museum, welches, obgleich sehenswert, jedoch in Berücksichtigung des an Altertümern und Kunstwerken so reichen Landes verhältnismäßig arm ausgestattet war, was übrigens natürlich erscheint, da die wertvollsten Gegenstände den Weg nach London nehmen müssen. Sehr interessant war die Sammlung der Fische des Jumna, namentlich durch die Mannigfaltigkeit, die sich gegenwärtig in den Gewässern Indiens nicht mehr zeigt. Ein Riesenalligator, der bei Agra im Jumna gefangen, und ein gewaltiges Krokodill des unteren Ganges, beide vortrefflich ausgestopft, erregten Aufmerksamkeit. Überaus reichhaltig ist die Sammlung indischer Handarbeiten älterer und neuerer Zeit und die Werkzeuge der Fabrikanten derselben. Auch ein länglicher Stein war zu sehen, der elastisch ist und daher gebogen werden kann.

Nach einer Fahrt durch die engen Gassen der indigenen Stadt und durch die belebte Straße Tschandni-Tschak kehrte ich gegen Abend in mein Hotel zurück.

Den folgenden Tag benutzte ich zu einem Ausflug auf rüstigem

Pony in nördlicher Richtung, dem an Nebenflüssen reichen Jumna folgend, über die Flächen von Paniput, die mit denjenigen von Pattialah die umfangreichen Schlachtfelder der im Mahabharata, dem Nationalepos der Inder, besungenen Kämpfe zweier Dynastinen bilden. Der Ausflug nahm einen Tag in Anspruch. Die Gegend war flach und an Sümpfen reich, nur mit niedrigem Gestrüpp und hohem Grase bewachsen, ein Jagdrevier im wahren Sinne des Wortes, denn nirgends in der Welt habe ich so viel Vogelwild getroffen. Verschiedenartigste Stelzfüßler, Enten, wilde Gänse, Kormorane (Scharben), Wachteln, Rebhühner, Bekassine und zahlreiche Pfaue erschienen in Scharen. Bemerkenswert war es, daß, wo letztere im lärmenden Fluge aufgescheucht wurden, was gewöhnlich in den sandigen, mit hohem Grase bewachsenen Strecken stattfand, die deutlichen und oft frischen Spuren des gewaltigen Tigers sich zeigten, dem wir demungeachtet nicht begegneten und den wir auch nicht hörten, obgleich mein Begleiter mir sagte, daß die Tiere oft in überraschender Nähe sich befinden und auf der Lauer atemlos zu sein scheinen, daß man, wo Pfaue sich aus dem Grase erheben, stets auf der Hut sein muß, doch daß der Tiger, wenn man zu zweien wandert, selten einen Überfall wagt.

Die Gegend ist nur teilweise mit Reis bebaut und dieses nur in unmittelbarer Nähe der armseligen verkommenen Dorfschaften, sonst wild unter Sümpfen und Gestrüpp. Die Sonnenstrahlen waren wirksam heiß, die Nordbrise vom Himalaya frisch mit untrüglichen Zeichen der Schneeluft.

Zurückgekehrt, besuchte ich die Manufaktur der Shawls, die im gründlichsten Verfall seit 1857. Die Arbeiter stammen aus Kaschmir. Die angewandte Wolle ist die der Ziege aus Nepal und Tibet. Das Geschäft besteht aus einer Spinnerei und einer Färberei. Der Besitzer ist zugleich Juwelier, und seine Produkte in dieser Branche sind im Vereine mit Gold- und Silberstickerei auffallend kunstvoll und reichhaltig. Die Muster zu den Shawls werden von England aus geliefert, da der Absatz derselben, seit der Reichtum des Landes zu schwinden beginnt, und seit das englische Prinzip die Magnaten des Landes zu vernichten strebt, ein rein occidentaler geworden ist, daher auch die

Zeichnungen einen occidentalen Geschmack tragen müssen. Sehr hörbar war die Klage über die von Jahr zu Jahr zunehmende Branche der Imitationen der Shawls vermittelst Farbendruck und durch den Dampfbetrieb, wodurch die eigentümliche und kunstvolle Handarbeit dieses Artikels Indiens bald vollständig unmöglich gemacht wird.

Von Delhi bis Simla. — Umballa. — Im Dack Garrie. — Ein echter Gebirgsweg. — Simla. Lage und Eindrücke. Ausflüge in das Himalaya-Gebirge. — Eindruck des Himalaya. — Über Reisen durch Indien mit und ohne Eisenbahn. — Von Simla über Umballa bis Lahore. — Lahore und seine Monumente. — Ruinen statt Glanz.

Es war im April, als ich um 12 Uhr Delhi verließ, um mit der Scind-Pendschab-Bahn dem Himalaya zuzueilen. Ich löste mein Billet für 161 Meilen nördlich über Ghazerabad-Junktion, Mirat, Mosutfernugur, Saharampur nach Umballa, oder indigen Amballa genannt, gegen 6 Rupien 8 Annas II. Klasse und traf daselbst um 9 Uhr 15 Min. abends ein.

Von Delhi bis Saharampur war die Gegend eine meist üppig bebaute. Je mehr wir vorschritten, zeichneten sich allmählich deutlicher die majestätischen Konturen gewaltiger Gebirge mit ihren glitzernden Eis- und Schneespitzen und ihre oft sonderbar durch pyramidale Erhebungen unterbrochenen Kämme.

Von Saharampur bis Umballa schlugen wir eine westlichere Richtung ein und durchzogen den wasserreichen nördlichen Teil der Fläche von Paniput, eine öde wilde Gegend, jedoch mit pompösem Anblick der rechts von uns liegenden Vorberge des Himalaya.

In Umballa, der Hauptstadt der Provinz Sirhind, der Militärstation mehrerer Divisionen der englischen Armee, kehrte ich in Mr. Lowries Hotel ein.

Umballa bilden zwei Teile, die 5 engl. Meilen von einander entfernt liegen, von denen Umballa-Schapur der national-charakteristische ist, während der andere, wo sich die Bahnstation, die Kasernen (Baracks) und die Häuser des Militär-Kantonnements befinden, Umballa-Tschowné

genannt wird. In letzterem sind drei europäische Gasthäuser, er liegt in der Fläche am Fuße des nördlich vor ihm sich erhebenden imposanten Gebirges. Der Eindruck beider Orte trägt den Stempel einer unterdrückten, gehässig gestimmten Nation und denjenigen der Üppigkeit und des Stolzes der Unterdrücker, d. h. Elend und Armut zeigt sich unter den Indigenen, Eigendünkel, frostige Starrheit, jedoch Ordnungssinn im das Land monopolisierenden fremdländischen Elemente!

Nirgends trifft man in der Welt grellere Kontraste gepaart als wie in Indien seit der Dominion des Landes durch die Engländer, doch dieses nirgends auffallender als wie in Umballa, wo das stramme Militärwesen das lärmend wirksame und drückende Element bildet, und das indigene Wesen das gezwungener Maßen schweigsame und unterdrückte vorstellt.

Um 9 Uhr 15 Min. traf ich ein, und schon um 11 Uhr ging der Dack-Garrie des Gastwirtes, ein kleiner Wagen mit einem strammen Pony bespannt, nach Simla ab. Mein Sitz kostete für 82 Meilen bis Simla 20 Rupien.

Von Umballa aus, erst über Fläche, dann allmählich steigend, erreichten wir nach zurückgelegten 21 Meilen Ghaghar, alsdann Pindschor, den Sommeraufenthalt des Maradjah von Puttiallah, in gebirgiger Lage, mit einem üppigen Garten, in welchem zahlleiche Fontainen zur Zeit seines Aufenthaltes spielen, und den ich erst auf meinem Rückwege besichtigte. Nach achtmaligem Wechsel des Ponys und nach zurückgelegten 38 Meilen eines guten, pittoresken Weges erreichte ich um 5 Uhr in der Frühe Kalka, wo ich im Hotel des Mr. Lowrie ein vorzügliches Frühstück einnahm und alsdann um 6 Uhr mich in einen noch leichteren Pony-Dack setzte, um in 8 Stunden die 44 Meilen bis Simla zurückzulegen, d. h. einen Weg, den ich unter die schwierigsten meiner Gebirgstouren rechne, nachdem ich die Rückfahrt bergab kennen gelernt habe, die infolge der jähen Abgründe und der Enge des Pfades einen unbeschreiblichen Eindruck machte.

Von Kalka nach Simla gehen zwei Wege, der sogen. alte, 44 Meilen, und der neue, 56 Meilen, der der bequemere ist. Die Verbindung wird durch Ponys im Sattel, Tschampan, durch Tragsessel oder trotz der Steilheit mit einem leichten Dack-Garrie bewerkstelligt.

Von Kalka bis Simla fanden 4 Ponywechsel statt, und zwar, in Kussaulee nach zurückgelegten 9 Meilen starker Steigung, wo sich ein sehenswertes Hospital für die Kranken der Truppen befindet, alsdann nach 12 Meilen in Kukurutty, wo Mr. Lowrie ein bequemes Rasthaus errichtet hat und wo der Hungrige bei prachtvoller Gebirgssicht auch eine gründliche materielle Kräftigung vorfindet. Alsdann folgt bei stark kurvierendem Wege Hurrepore, wo zwei Rasthäuser und zwei sehenswerte Hängebrücken sich befinden, von denen die eine von Eisen, die andere von Holz ist. Nach zurückgelegten 13 Meilen hielten wir vor dem Bungalo des Dorfes Syree, und nach weiteren 10 Meilen vor Mr. Lowries Hotel in Simla, 8000' über dem Spiegel des Ozeans, 1000 engl. Meilen in gerader Richtung von Kalkutta und 1470 Meilen von Bombay entfernt.

Simla wurde 1827 zum ersten Male durch den Gouverneur Lord Amherst besucht, war damals durch seine pittoreske Lage, umgeben von üppigster Vegetation, ein Ort der Ruhe und durch seine hohe Lage und seine geringe Bevölkerung ein auffallend gesunder Aufenthalt; namentlich erschien dies demjenigen, der aus der Glühhitze der Flächen Hindostans ihn erreichte. Lord Dalhousie war der erste Gouverneur, der 1841 in Simla den Sommer verbrachte, und seit dem Aufstande von 1857 und der Annexion des Pendschab ist Simla die regelmäßige Sommerresidenz des Vizekönigs resp. der indischen Regierung geworden. Dieses war die Ursache, weshalb die indigene Bevölkerung sich zahlreicher hier niederließ, und gleich den Europäern, die in dieser idyllischen Gegend, dem traditionellen Paradies der Arier, den Glanz ihrer Moden und die Gebräuche der Hauptstadt importiert hatten, nun ihrerseits das Unwesen der Bazars und die widerlichen Gebräuche der indigenen Stadtteile Kalkuttas einführte.

An und für sich dürr, verhältnismäßig wasserarm, übertriebener Entholzung unterworfen, zeigten sich bald die bösen Folgen der Einwanderung durch die Verderbnis der bisher reinen Atmosphäre, denn schon 1875 trat die Cholera auch in dieser seit menschlichen Gedenken nie den Miasmen verfallenen Gegend verheerend auf.

Eine Beschreibung des Sanitariums Simla ist nicht leicht, da sich der Ort allmählich gebildet hatte. Die schmucke Residenz des

Vizekönigs auf prangender Höhe, umgeben von einer gefällig gruppierten Gartenanlage, die mit englisch-königlichem Glanze ausgestattet, mit dem imposantesten Rundblick auf das Gebirge, welchen man sich nur denken kann, hatte die Aristokratie Kalkuttas und des Landes im allgemeinen rasch hingezogen, und ein jeder suchte sich auf dem oft wilddurchbrochenen Hochplateau, an steilem Abhange, romantisch seine Wohnstätte zu erbauen. Daher entstand eine merkwürdige Isolierung der Häuser, die wieder zu regeln, eine Unmöglichkeit geworden ist. Allmählich haben die Lücken derselben die hüttenartigen Bauwerke eingewanderter Handwerker und Händler indigener Nationalitäten und die Bazars gefüllt, die dem ganzen Bilde einen gewissen Zusammenhang, jedoch auch ein überaus buntes, eigentümliches Wesen gegeben und dem Orte seinen früher gerühmten idyllischen Charakter inmitten einer gewaltig imposanten Gebirgsszenerie genommen haben. Das Idyllische und die harmonischen Reize einer unverdorbenen Natur des früheren Simla vertreten gegenwärtig Theater, italienische Oper und die Vergnügungen unserer überreifen Zivilisation und die Geschmackverderbnis unserer Hauptstädte bis zu der grenzenlosesten Depravation.

Demungeachtet trägt der Ort einen ländlichen Typus; die Villen der hier während der Hitze des Sommers rastenden Machthaber des Landes rufen denselben hervor, doch nicht die Bewohner derselben, wodurch sich ein sonderbarer Kontrast entwickelt. Die Verbindungen nämlich von Haus zu Haus, obgleich gute Wege darstellend, sind demungeachtet gefahrvoll und sogar für eine Gebirgsgegend wilde zu nennen, denn sie führen oft an steilen Abhängen vorbei, oft über die Brücken jäher Spalten, oft durch den finsteren Schatten einer dichten Gebirgsvegetation, wo man nur dem Himalaya-Bären oder dem Tiger zu begegnen erwartet. Statt dessen jedoch trifft man auf diesen Wegen Damen und Gentlemans oder ihre „little girls“ und „little boys“ mit ihren Ajas, in der glanzvollsten Toilette der Mode von Paris und London, entweder auf dem Zuge zu einem Konzerte, zum Theater, zum Ball, Diner oder Raut. Man trifft in Simla, was sonst in Indien nicht der Fall ist, eine unzählige Menge Europäer der dienenden Klasse, da sie hier die klimatischen Verhältnisse ertragen können, und die dem Orte in gewisser Beziehung einen anglo-indisch-euro-

päischen Anstrich geben. Die Modefrage hat hier einen derartigen Höhepunkt erreicht, wie wir ihn in Europa kaum kennen, und wehe demjenigen, der derselben in Simla nicht fröhnt, er wird verachtet, gleich einem Verkommenen angesehen und in der sich fashionable dünkenden Gesellschaft ungerne empfangen. Demungeachtet rate ich jedem, der die Gegend ungestört genießen will und sich aus dem Hokuspokus des Firlefantismus der anglikanischen Welt nichts macht, mit breitem Strohhut, leichter Alpakka-Bluse, kräftigem Schuhwerk und einem Regenschirm versehen zu erscheinen, — er wird von der Natur, die hier so reich ausgestattet ist, mit offenen Armen einer wohlthuenden, genußreichen, wahren Freundschaft empfangen und wird unbelästigt oder gleichsam unsichtbar inmitten der geschnürten und koiffierten Modepuppen der Simla-europäischen Welt frei und ungebunden sich bewegen können!

Nach europäischen Begriffen macht Simla im April und Mai den lebhaftesten Eindruck, d. h. zur Zeit, wo der Vizekönig die Hitze der bengalischen Flächen flieht und seinen Regierungssitz hierher verlegt, wodurch im Orte das rastlose Treiben einer Hauptstadt sich entwickelt. Da Simla im Vergleiche mit den zahlreichen anderen Frischen des Gebirges weniger durch Regen heimgesucht wird, so wird der Ort von den Flüchtlingen aus der Residenz im Sommer den anderen Sanitarien vorgezogen, doch soll der angenehmste Aufenthalt in Simla im Winter sein, obgleich hin und wieder die Temperatur 10° R. unter dem Gefrierpunkt erreicht. Es giebt viele, die den Winter hier verbringen und die Ansicht aussprechen, daß nur der winterliche Aufenthalt eine wirksame Beseitigung der bösen Folgen der tropischen Hitze Indiens hervorruft.

Der Hauptreiz des Aufenthaltes liegt jedoch in den Ausflügen in das Gebirge, als z. B. zu den Quellen des Jumna, des Ganges und der zahlreichen Nebenflüsse des letzteren, oder in das Thal von Satledje und nördlich zu den Quellen des Indus im Gebiete von Tibet.

Es liegt dieser Reiz nicht nur in der Üppigkeit der Vegetation, sondern namentlich in den sich über letztere erhebenden gewaltigen Formen der starren, vegetationslosen, oft dunkelschwarz erscheinenden oder mit Eis und Schnee bedeckten Gebirge.

Die Vegetation, im mannigfaltigsten Grün, bilden Zedern, unter denen die den Indern heilige „Deodaras“ die Hauptrolle spielt, verschiedene Pinien-Arten, unter denen die hauptsächlichste die „longifolia“, mannigfaltige Salix-Arten (Weiden) und verschiedenes Gestrüpp, unter welchem viele „Cedrelas“ mit ihren immergrünen Blättern und ihrem widerlichen, katzenartigen Gestank zu treffen sind. Die haupsächlichste Menge der Blütenwelt der Gebirgsvegetation bilden Rhododendron. Längs den zahlreichen Abhängen und Spalten des Gebirges zeigen sich in mannigfaltigster Art rankende Gewächse, die in starken Geweben sich durch das hohe, oft schilfartige Waldgras ihren Weg bahnen.

Aus dieser üppigen Vegetation mit ihrem mannigfaltigen Grün erheben sich die sonderbaren Formen der Gebirge, die, je höher man steigt, immer wieder neue und höhere Gestalten bilden und sozusagen den Eindruck einer unendlichen Verkettung hervorrufen. Die Formen dieses Chaos von gewaltigen Gebirgserhebungen sind meist prismatische, oft ähnlich übereinander aufgetürmten Pyramiden, von denen einige, gleichwie niedergerutscht, sich von der Grund-Eskarpe der pyramidalen Türmung alsdann isoliert erheben. Oft zeigen sich gigantische Mauern ohne jegliche Durchrisse, eine kompakte gewaltige Masse mit auffallender Steilheit ihrer Wände bildend.

Bei dem Blick von der Höhe, über das unabsehbare Gebirge hinweg, erstaunt der Beschauer, denn nicht nur die unfaßbaren Gebilde desselben sind charakteristisch, sondern namentlich wirkt der Umfang derselben und die außerordentlichen Flächenräume der sich bildenden Thäler und Schluchten des Himalaya, die meist gleich gigantischen Ebenen erscheinen. Diese Hochflächenbildungen eines bedeutenden Umfanges, umkränzt von Erhebungen, die Gletscher und ewiger Schnee krönen, zu denen kaum ein Eingang zu bemerken ist, bilden den unvergleichlichen Charakter des Himalaya-Gebirges, denn weder in den Alpengegenden Europas noch in den Anden findet man so umfangreiche Thalflächen, die trotz ihres Umfanges zu den sie umgebenden Höhen im proportionellen Verhältnis stehen. Gigantisch ist der Anblick schon von hindostanischer Seite aus durch die Höhen und durch den Umfang der Thalflächen, und doch, was ist dieser gigantische Anblick gegen denjenigen, den man weiter nördlich von den Höhen haben

muß, wenn man bedenkt, daß von der hindostanischen Seite aus man eigentlich nur sozusagen das himalayasche Vorgebirge erblickt, da erst in Tibet und im Hintergrunde desselben das Hauptgebirge, die bisher unerforschte Kette der Kuen-luens sich erhebt!

Eine Beschreibung des Himalaya ist an und für sich ein schwieriges Unternehmen und erfordert in dem Fall ein Buch für sich, da abgesehen von der geologischen und mineralogischen Vielseitigkeit desselben auch das Leben und Treiben der Gebirgsvölker mit ihren traditionellen Sagen, ihren eigentümlichen Sitten und Gebräuchen ein mannigfaltiges ist. Da ich nun in der Beschreibung einer Weltreise nur oberflächlich die verschiedenen Länder schildern kann, so überlasse ich natürlicherweise auch die weiteren Erwähnungen über das Himalaya-Gebirge meinem Vorhaben „einer speziellen Beschreibung Indiens“, da ich überhaupt in diesem meinem Werke dieses in jeder Beziehung sehr interessante Land nur eisenbahnmäßig d. h. gleichwie durch Dampfkraft getrieben erwähne.

Die Reise durch Indien ist gegenwärtig durch das Netz strategischer Bahnen eine überaus leichte geworden, man durchzieht gleichwie mit der Schnelligkeit des Windes tausende von Meilen nach Nord und Süd, nach West und Ost, findet überall komfortables Unterkommen laut den Erfordernissen der occidentalen Zivilisation, man lernt die Gegend in der Umgebung der Bahn kennen, trifft Ruinen, und in diesen die redenden Zeugen einer mächtigen glanzvollen Vergangenheit des Landes in Stein und Schrift, man trifft anglo-europäische Stadtteile mit europäisch-tropischen Gartenanlagen und viel Kasernen, man trifft indigenes Volk im entarteten, meist verkommenen Zustande, man trifft viel Lüge und Schein, jedoch nicht den wahren Typus des Landes!

Dieses ist der Nachteil, den die Bahn in Indien hervorgerufen hat, ein Nachteil, der so manchen Reisenden zu Irrtümern führt. Die Reise durch Indien mit der Bahn ist leicht bewerkstelligt, man sieht auf derselben viel Neues und Interessantes, man lernt den egoistischen, nur selbstsüchtigen Sinn der gewaltsam eingedrungenen Machthaber mit ihrem verwüstenden System kennen, man spürt die Unzufriedenheit der unterjochten Rasse, bleibt aber selbst unter dem Einfluß des leiten-

den Elementes im Lande und lernt daher nicht, auch die guten Seiten der indigenen Bevölkerung kennen.

Um das Land, sein Volk, dessen Sitten und Gebräuche gründlich zu erforschen, ist es erforderlich, die Bequemlichkeit der Bahnlinien zu vermeiden und nach früherer Art und Weise das Land die Kreuz und Quer, die Landwege benutzend, zu durchwandern. Dieses war früher leichter als gegenwärtig, da seit Eröffnung der Bahnen die Landwege vernachlässigt werden und da durch die Verarmung der Nation im allgemeinen, namentlich diejenige ihrer Magnaten, die Verkehrsmittel, die früher dem Reisenden in effektvollster und glänzendster Weise zu Gebote gestellt wurden, nicht mehr vorhanden sind. Demungeachtet kann man mit einer gewissen Selbstüberwindung und Anspruchslosigkeit auch noch gegenwärtig in dieser Weise das Land durchstreifen und für die Entbehrungen, denen man sich unterwirft, Genugthuung durch die wahre Erkenntnis des Landes finden!

Von Simla kehrte ich nach Umballa zurück, löste mein Billet für 187 Meilen bis Lahore gegen 8 Rupien II. Klasse, verließ um 5 Uhr 20 Min. Umballa, traf in der Hauptstadt des Pendschab, oder altindisch „Pentschanado", um 5 Uhr Abends ein und hielt in Montgomeries Hotel.

Die Strecke von Umballa bis Lahore bildet die flache Gegend des nördlichen Teiles der Ebene von Patiala, mit Prachtblick auf das imposante Gebirge und auf die glitzernden Salzberge. Die Gegend charakterisieren zahlreiche Lagunen und wildreiches Gestrüpp, hin und wieder, dem Gebirge zu, Koniferen-Waldungen, nur stellenweise Reisanbau.

Lahore liegt 2 Meilen vom Rawi-Fluß entfernt, ist umgeben von einer verfallenen Mauer und einem Wall. Das 1857 durch die Engländer zerstörte Fort liegt in Ruinen und in demselben die Ruinen des Palastes des Pendschab Sing, dessen Reste auf Glanz und Kunst weisen, gleichwie die Ruinen der Triumpfpforte, bei deren Einsturz der letzte Emir von Pendschab seinen Tod fand.

Unter den Merkwürdigkeiten des Ortes sind die meisterhaft aus Marmor erbauten Moscheeen zu nennen, als z. B. die von Aurangzeb errichtete, sehr umfangreiche Padischah-Mosjed, die Wuzeer-Mosjed

und die Sonora-Mosjed, alle drei aus kunstvoll relief-gemeißeltem und inkrustiertem Marmor, jedoch im verwahrlosesten Zustande und deutlich die Zeichen der verwüstenden Macht von 1857 und die frevelnder Hand tragend.

Am jenseitigen Ufer des Rawi, über welchen eine Bootverbindung stattfindet, liegt Schach-Dura, das Mausoleum des Kaisers Dschehan-Gier, ein monumentales kunstreiches Bauwerk aus Marmor, in einem schmucken, verhältnismäßig gutgehaltenen Garten mit üppigen Orangenhainen und mit gutgehaltenen Wegen, dessen Edelstein-Mosaik im Marmor zahlreiche Blumen und Schriftzeichen bildet. Auf blendend weißer Marmortafel zeigt sich die Inschrift: „Dschehan-Gier, Besieger der Welt" und auf einer anderen die der „Djawab" oder Chronologie des Verstorbenen; das Bauwerk bildet in jeder Beziehung ein Modell des moslem-indischen Styles.

Drei Meilen von der Stadt liegt der sogen. Schach-Dura-Garten, nebst Lustschloß des Schach-Djehan. Den Garten bilden drei übereinanderliegende Terrassen mit Fontainen, die Vegetation desselben ist eine üppige, und die ganze Anlage muß vor Zeiten einen feenhaften Eindruck hervorgerufen haben. Bei dem Anblick dieses jetzt verödeten Palastes gedenkt man unwillkürlich der Zeit, wo Burnes und andere Reisende hier mit dem orientalischen Glanze, den diese Emire entfalteten, empfangen wurden. Auf Elephanten, die kostbar behängt, nahte sich der Reisende dem Eingang des Gartens, dessen Flora eine üppige in der Mannigfaltigkeit aromatischer Blüten war, und dessen Springbrunnen mit wohlduftendem Wasser versehen waren. Eingetreten, fand man den Hof mit den glanzvollen Eskorten der Großen gefüllt und die Magnaten des Landes in kostbarer Kleidung im Juwelenschmuck. Durch ein Spalier der glitzernden Truppen näherte man sich dem, dem Ankömmling entgegentretenden Beherrscher des Reiches des Septa-Hindu d. h. der 7 Gewässer des Sind, der in glanzvoller Kleidung, mit Edelsteinen geziert, und mit dem schönsten Diamanten der Welt, dem bekannten „Kouinoúr", auf dem rechten Arm, mit einem Kuß auf beide Schultern den Gast feierlich begrüßte und neben sich auf einen nicht vergoldeten, sondern echt goldenen Stuhl sich zu setzen einlud, während unter die Füße des Gastes ein echt silberner Schemmel ge-

legt wurde. Nicht nur die Fußböden, sondern auch der Hofraum und die Wege waren mit Kaschmir-Shawls oder Teppichen belegt, auf die sogar die arabischen Pferde ungehindert treten durften. Mit Geschenken überbürdet wurde der Ankömmling nicht nur während seines Aufenthaltes, sondern während seiner Reise durch das Land. Statt Ausgaben hatte der Reisende alsdann nur die Langweile der endlosen Zeremonien der „Salams“ und der verschiedenartigsten Gebräuche des Orients. Der Gast wurde achtungsvoll vom Volke als Freund des Herrschers begrüßt und behandelt.

Welcher Unterschied mit der Gegenwart! Ruinen statt Glanz, Kasernen und Bankgebäude statt monumentaler Bauwerke, ein demoralisiertes, wenngleich sich schrankenlos fühlendes Volk mit gehässig fanatischem Ausdruck statt eines Volkes, dem der orientalische Herrscherdruck gefällt, trifft der Ankommende in Lahore und verläßt den Ort trotz seiner monumentalen Erinnerungen in den Ruinen mit dem Gefühle der Trauer, die durch die Überzeugung erweckt wird, daß durch die Vernichtung des Glanzes der Machthabung der indigenen Herrscher des Landes und ihrer Magnaten das Volk nicht nur nichts gewonnen hat, sondern mehr und mehr verarmt und entartet!

Die indigene Bevölkerung von Lahore trägt den rein muselmännischen Charakter und den fanatischen Typus desselben, obgleich der Hindu ziemlich zahlreich vertreten ist.

Von Lahore bis Agra. — Agra. Lage und Eindruck. — Sekundra als monumentale Herrlichkeit. — Leider schweigsame Akazien. — Monumente der Umgegend. — Barbarische Entheiligung. — Das Meisterwerk der Meißelkunst. — Die Motie-Mossied. — Die Masché-Banan. — Der Divan-i-Khas. — Die Schisch-Mahál. — Das Fort und die Jumna-Mosjed. — Die Tadje-Mahal als Indiens monumentaler Glanzpunkt. — Ein Jahr gepilgert. — Bengalische Beleuchtung der Tadje. — Nachtbild vom Turm der Tadje.

Um 9 Uhr 55 Min. morgens löste ich für 480 Meilen mein Billet nach Agra gegen 20 Rupien 18 Annas und traf über Umballa, Delhi, Toonda-Junktion in der Lieblings-Stadt Kaiser Akbars den übernächsten Tag abends um 8 Uhr 30 Min. ein, nachdem ich 7 Stunden in Delhi mich aufgehalten hatte.

Agra liegt am Jumna oder laut Sanskrit „Jumani“ und macht von der Bahn aus durch die üppige Vegetation seiner Umgebung einen entzückenden Eindruck, der namentlich durch die sonderbare Gruppierung des verschiedenartigen Grün ein auffallender wird, da die mannigfaltigen Farben desselben sich nicht im Gemisch zeigen, sondern, gleichwie systematisch abgesondert, je nach ihrer Nüance Gruppen bilden und der Vegetation dadurch einen eigentümlichen, scheckigen Anstrich geben. Diese Waldvegetation wird oft durch freie Lücken unterbrochen, die der ziegelrote Boden der Umgegend staubwirbelnd charakterisiert. Höchst imposant erheben sich aus dem Dickicht des mannigfaltigen Grün die schmucken Minarets der zahlreichen Moscheen und die Paläste, unter denen namentlich die blendend weiße Skulptur der Kuppel des Schach-Dschehan nördlich von der Stadt sich zeigt. Die Vegetation bilden meist Mango-, Fikus- und Tamarinden Bäume.

Vom Bahnhofe, wo ich von zahlreichen Agenten verschiedener Gasthäuser belagert wurde, brachte mich ein Wagen über die mit Stroh belegte Ponton-Brücke des Jumna zum Harrison-Hotel.

Nach vorzüglich verbrachter Nacht akkordierte ich einen Wagen für 6 Rupien pro Tag, um die alte Kaiser- und Königsstadt der Inder und deren Umgebung zu durchfahren und deren architektonische Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Agra, das frühere Akbarhabad, wurde durch Kaiser Akbar am rechten Ufer des Jumna erbaut, und ist nach orientalischen Verhältnissen eine überraschend sauber gehaltene Stadt, denn sogar die Bazars derselben charakterisiert mehr Reinlichkeitssinn als es sonst in den indischen Städten der Fall ist.

Mein erster Besuch galt Sekundra, 5 Meilen von der Stadt entfernt, der Grabstelle des Kaisers Akbar. Der Weg führte durch kleine Dörfer und durch eine an Ruinen reiche Gegend. Das Mausoleum ist ein Prachtwerk, die komplizierte stillose Bauart desselben macht die Beschreibung schwierig. Die marmorne Plattform, auf der das Mausoleum ruht, hat 400 □' im Umfang. In der Tiefe desselben, in einer kunstvoll gewölbten Halle mit auffallender Resonanz, befindet sich das Grab aus einfachem weißen Marmor mit Inschrift, welches mit einer aus Silber gewirkten Decke bedeckt ist, es soll jedoch ein noch wert-

vollerer Überwurf zu besonderen Gelegenheiten aufbewahrt sein. Der gegenwärtige war an und für sich ebenfalls ein Kunstwerk der Stickerei, die Auszüge aus dem Koran bildete. Die schönen Mosaikverzierungen, namentlich die der äußeren Wände, zeigten sich vandalisch verwüstet, namentlich durch Ausbruch der Edelsteine und des Goldes. Die Inkrustationen sind überraschend gelungen, die geformten farbigen Blumen sind thatsächlich täuschend in der Ähnlichkeit.

Das riesige Denkmal liegt inmitten einer vernachlässigten, jedoch vor Zeiten schön gewesenen Gartenanlage, was die üppigen uralten Tamarinden-, Akazien- und Mimosen-Bäume, die gelungenen Gruppierungen der Bäume, und die überraschenden Durchblicke durch den Schatten des Laubes beweisen. Inmitten der Vernachlässigung und der vandalischen Verwüstung des Monumentes und seiner unmittelbaren Umgebung erstaunt der Besucher im allgemeinen über den ästhetischen Sinn des ursprünglichen Schöpfers des Bauwerkes und über das Majestätische in der Kühnheit der Dimension dieser stillosen, demungeachtet anmutig pompösen Bauart. Vor dem Riesenmausoleum stehen zwei alte, leider wirkungslose Wächter desselben, d. h. zwei Bäume, ein sogen. Himli (eine feinblätterige Akazie) und eine Pappel von bedeutendem Alter, beides heilige Bäume der Hindus. Wenn die erzählen könnten, was sie erlebt, sie würden manches sagen, was kein Menschenohr gehört und kein Menschenauge gesehen, doch sie schweigen, oder lispeln nur Laute, die dem gelehrtesten der Gelehrten unverständlich bleiben!

Oben auf dem platten marmornen Dache ruht sozusagen der Deckel des Grabes, d. h. die Verdoppelung desselben aus Marmor, und zwar gerade über der Grabes-Stelle mit persischer Inschrift ca. 3' hoch und 7' lang aus einem Marmorblock gemeißelt. Türme aus Mosaikmarmor, zierlich überwölbt, umgeben die Plattform, die annähernd den fünften Stock des Ganzen bildet. Die Türme sind durch gewebeartig durchsichtig aus Marmor gemeißelte Umfangswände verbunden, aus deren Quadratöffnungen die herrlichsten Aussichten auf die üppige Umgebung sich entfalten.

Das ganze Bauwerk bildet ein Quadrat mit sich gegenüberliegenden Pforten, von denen das Hauptthor noch erhalten ist, während

die anderen in Ruinen sich verwandeln. Zu bemerken ist, daß jedes dieser Thore in sich ein vollständiges, in große Gemächer geteiltes Haus darstellt, was einen Beweis für die pompösen Dimensionen des Ganzen giebt, wenn man erwägt, daß diese gigantischen Thore im Vergleiche mit dem im Zentrum stehenden Mausoleum klein erscheinen.

Von den Zinnen des noch erhaltenen Thorgebäudes, die ich jedem zu besteigen rate, zeigt sich ein lohnender Rundblick auf die üppige Landschaft mit ihren zahllosen Grabmälern und Monumenten, die meist in Ruinen verfallen, alsdann auf Agra, auf den glitzernden Jumna und auf das Mausoleum selbst in seiner ganzen Pracht.

Das Mausoleum selbst ist der noch am besten konservierte Teil des ganzen und bietet in der Konstruktion, in der Kunst der Meißelung und in der Mosaik, im Ganzen als wie auch im kleinsten Detail, eine bewunderungswürdige Vollständigkeit!

Um eine Idee des Stiles zu geben, so wäre es nur möglich, ihn als eine gelungene Vereinigung des sarazenischen, griechischen und gotischen mit einer freiwilligen Zugabe von asiatischer Erfindung zu bezeichnen.

Das ganze Mausoleum ist, wie gesagt, ein Quadrat, dessen Seiten je 300' lang sind, und bildet in gekappter Pyramidenform 5 Terrassen bis zu einer Höhe von 100'; jede Terrasse ist von einer kunstvollen Galerie umgeben. Das ganze Bauwerk ist aus rotem Stein, mit Ausnahme der obersten Terrasse, die aus weißem Marmor erbaut ist. — In der unmittelbaren Nähe des Mausoleums befindet sich die Grabstelle der Begum Marie, der Frau des Kaisers Akbar, die eine Portugiesin war.

Auf meinem Rückweg zur Stadt kam ich an zahlreichen Grabmälern vorbei, unter derer monumentalen Einrichtungen ein kunstvoll aus Marmor gemeißeltes Pferd in Lebensgröße und in brauner Farbe sich zeigte und der treuen Darstellung wegen bemerkenswert war.

Nach einem sehr magern Frühstück im Hotel ließ ich mich über die früher erwähnte Ponton-Brücke zum Mausoleum des Prinzen Edmadoo-Daulá fahren. Es ist ein Prachtmonument inmitten eines schattigen Gartens gelegen. Das graziös errichtete, in seinem Charakter

ernste Bauwerk, ist aus fehlerfreiem Marmor mit reichhaltigem Gold- und Edelstein-Mosaik und kunstvollen Reliefs hergestellt. Jedes Blumenbild, ob in Mosaik oder Relief, ist nicht nur in der Gruppierung, sondern in jeder einzelnen Blume verschieden und den Typus der Mannigfaltigkeit der Natur sozusagen treu nachahmend. Der Beachtung wert ist die gewebeartige, durchsichtige Meißelung der Kuppelwände. Die Kuppeln sind wie diejenigen sämtlicher hiesiger Monumente mit feinpolierten Marmorplatten überwölbt.

Als ich eintraf, fand ich auf dem Grabmale, „honi soit qui mal y pense", eine rauchende, singende, fressende Gesellschaft, und der herrliche Grabstein wurde als Speisetisch, und der resonanzvolle ernststimmende Raum zum lustigen Widerhall leichtsinniger Matrosenreden benutzt. So werden hier oft die Heiligtümer der glanzvollen indigenen Vergangenheit von der gegenwärtig im Lande die Macht habenden Nation behandelt und genutzt.

Der Rundblick von der Bedachung des Mausoleums aus, oder richtiger über die geschmackvoll errichteten Zinnen desselben hinweg, ist ein imposanter. Es zeigt sich nämlich jenseits des Jumna die finstere Festung mit der teilweise marmornen, teilweise aus Rotstein errichteten umfangreichen „Kutschery", dem einstmaligen Palais des Kaisers Akbar, rechts von demselben die helle Tadje, das Denkmal der Noor-Begum, inmitten eines prachtvollen Gartens gelegen, aus welchem die Gipfel symmetrisch gepflanzter alter Cypressen und Cedern hervorragen, über die sich die gigantische Kuppel des Mausoleums und die vier hohen, einzeln stehenden, dasselbe gleichsam als Schützer umgebenden Seitentürme erheben. Es zeigt sich weiter rechts die seit 1857 in Ruinen verfallende Altstadt, über diese hinweg Sekundra und eine Unmasse in Ruinen verfallener Gräber und Denkmäler der 1857 vandalisch verwüsteten Umgegend.

Vom Mausoleum des Edmadoo-Daula aus fuhr ich wieder zum Fort über die für den Reisenden kostspielige Pontonbrücke, wo für jedes Pferd 12 Annas Steuer gefordert wird. In dieser Festung war es, wo 1658 Kaiser Aurangzeb seinen entthronten Vater 7 Jahre gefangen hielt. Mein erster Halt war vor dem Meisterwerk der Meißelkunst, vor der Perlenmoschee, der sogen. Motie Mosjed.

Sie ist aus blendend weißem Marmor, gleichwie ihre großen und kleinen Kuppeln erbaut, der große Vorhof ist aus Marmor, und zwar mit weißem und grünem in Quadraten ausgelegt. Das ganze Bauwerk charakterisieren Gold- und Edelstein-Mosaik und gelungene Relief-Meißelungen im Marmor. Die Pforten sind sämtlich aus Sandelholz, mit geschmackvoll bearbeiteten Kupfer- und Bronzebeschlägen und Hängen. Was majestätische Dimension und ästhetische Formen betrifft, verdient dieses kunstvolle, architektonisch vollendete Werk unter die ersten Bauwerke der Welt gestellt zu werden, und wenn man sich in die Zeit der Macht der Moguls versetzt, und laut traditionellen Mitteilungen der reichen Ausschmückung der Moschee mit Perlen und und Edelsteinen, sowie auch der gigantischen Dimension des Gotteshauses gedenkt, so dürfte man den Glanz und die Pracht desselben in die Kategorie des Feeenhaften stellen. Der Stil dieser Moschee ist ein rein sarazenischer, mit demjenigen der dorischen Einfachheit gepaart — das Ideal eines Gotteshauses — einfach und doch reich, großartig und proportionell in seinen Verhältnissen!

Alsdann besuchte ich die Masché-Banan mit eisernen Pforten und Bronzebeschlägen im Relief. Dies ist der Audienzsaal der Kaiser nebst Thronplattform, auf welcher der vergoldete Stuhl sich befindet, dessen Armlehnen zwei ruhende Löwen bilden. Was waren die Folgen der glanzvollen Größe des großen Kaisers Akbar, des Gründers der Stadt, der von diesem Sitze aus während 51 Jahren seiner Regierung hunderte Millionen Menschen regierte? Nur Zwietracht seiner Nachkommen, Vergänglichkeit und Staub. Sonderbarer Wechsel der Natur!

Von dieser Halle aus entfaltet sich ein entzückender Blick auf den Jumna und auf die Tadje.

Dann fuhr ich zum Divan-i-Khas in der Kotschery, einer aus Marmor errichteten, auf Säulen ruhenden freien Halle, gleichwie die von Khas-Mel mit prachtvollem Blick auf den Jumna. Beide zieren in Marmor Reliefs, Blumen, Muscheln und Schilder darstellend, und kunstvolle Gold- und Edelstein-Einlegungen. Als ich die Halle besuchte, wurde sie auf Befehl der Regierung einer gründlichen Reparatur unterworfen.

Dann folgte Schisch-Mahal (Schisch heißt Spiegel). Es ist

eine unterirdische, überwölbte, sehr umfangreiche orientalische Badehalle, deren Beleuchtung zur Zeit der Moguls unter dem Wasser stattfand und also eine feeenhafte sein mußte. Die Wände derselben bilden Mosaik aus Gold, Edelsteinen und Spiegelstücke, verschiedene Blumen, Muscheln und Schilder darstellend. Glanzvoll und effektvoll ist der Eindruck trotz der Düsterheit des dunkeln Untergrundes. Die Bassins waren gegenwärtig ohne Wasser, gefüllt müssen dieselben ein auffallendes Farbenspiel entfaltet haben, da die Spiegelstücke im Mosaik der Wände, die verschiedenartigsten Stellungen hatten. Die Lage derselben war nämlich eine derartige, daß sie sich gegenseitig tausendfach abspiegelten und somit diese Millionen von Spiegelstücklein, durch den Glanz der Edelsteine ihrer Umgebung und durch die Strahlen der Beleuchtung im Wasser sich wiederspiegelnd, einen rätselhaften Eindruck entwickelt haben mußten. In dieser Art, teilweise aus Marmor, zum Teil aus Rotstein, bestanden sämtliche Räumlichkeiten des umfangreichen Kotschery mit seinem Zanana (Serail), seinen geheimen Gängen und geheimen kleinen und großen Räumen, die sämtlich, entweder frei oder von einem aus dem Marmor gemeißelten kunstvollen Gitterwerk umgeben, eine herrliche Aussicht auf den unmittelbar vorbeiströmenden Jumna und auf die zur Zeit des Glanzes Agras pompöse Umgegend der Stadt mit ihren mannigfaltigen, damals prangenden Schlössern und Grabmälern haben. Unter den Balkonen des „Zanana" strömt glatt den Mauern der Festung entlang der Jumna, der in alter Zeit der hier internierten Frauenwelt nicht nur einen entzückenden Anblick, sondern auch eine herrliche, erfrischende Brise gab. Sehenswert ist die umfangreiche Dachplattform der Kotschery, auf welcher zwei Riesen-Marmorplatten sich befinden, von denen die eine fehlerfrei blendend weiß und die andere schwarz und gespalten ist, und auf denen der genannte Kaiser seine Gebete zu verrichten pflegte. Von hier aus entfaltet sich der schönste Rundblick, und ist diese Stelle „Tocht Akbar" benannt, da der Monarch von hier aus seine Machtsprüche oder sein Veto erteilte. Die Tocht Akbar liegt in der Front des Divan-i-Khas, und es ist die schwarze Marmorplatte, die bei dem Fall des Kaisers Aurangzeb der Radjah von Bidjapore als Sieger bestieg, und die im Augenblick als er sie betrat, platzte und laut der Sage blutete.

Das Fort ist an und für sich ein bemerkenswertes, sein Umfang ca. 1½ Meilen. Es liegt ca. 70' über dem Wasserspiegel des Jumna und soll seiner Zeit in strategischer Beziehung ein Meisterwerk des Fortifikationswesens gewesen sein. Im Arsenal sieht man das Thor von Somnet, aus Sandelholz mit prachtvoller Reliefschnitzerei, von welchem aus Lord Ellenborough seine Proklamation erließ.

Vor der Festung liegt die vom Kaiser Schah Dschehan erbaute Jumna-Mosjet auf einer erhaben weiten Plattform ruhend, in großartigen schönen Dimensionen aus Rotstein. Den Hauptteil bilden drei Hallen; die mittlere derselben enthält die 3 Stufen hohe Marmorplattform der Moguls. Den mit Marmor ausgelegten Vorhof der Moschee umringen bedeckte Säulengallerien und im Zentrum des Vorhofes befindet sich ein großes marmornes Bassin. Das ganze Bauwerk erweckt den Eindruck der Vergänglichkeit; die zahlreichen Inschriften schwinden, die Seitenwände stürzen ein, und doch soll diese Moschee als Plan für sämtliche in Indien gedient haben.

Von hier aus fuhr ich zur weltberühmten Tadge-Mahal, dem Mausoleum der Bunoo-Begum, genannt Muntaz-Mahal, auch Nour-Dschehan, d. h. Licht der Welt, der Frau des Kaisers Schach Dschehan-Badschah-Gazé, Tochter des Nabab Asif-Chan, des Prim-Ministers des Kaisers, die bei der Geburt der schon vor der Niederkunft in ihrem Leibe schreienden Tochter, der späteren Dhahur-Ara-Begum, sich sterbend glaubend, dem Kaiser die Bitte stellte, sich nicht wieder zu verehelichen und ihr ein sondertümliches Denkmal für die Ewigkeit zu setzen. Der Kaiser versprach es und hielt sein Wort: er errichtete die Tadja für sie und für sich. Der Bau soll 22 Jahre beansprucht, 20 000 Arbeiter beschäftigt und annähernd 4 Millionen Pfund Sterling gekostet haben.

In der Mitte einer schönen Gartenanlage liegt das Kunstwerk. Durch eine kaum sichtbare Verkittung erscheint dasselbe in regelrechten Dimensionen gleich einem gemeißelten Riesen-Marmorblock mit goldener Kuppel inmitten hoch emporstrebender Cypressen und Cedern.

Der Eingang, den gefällige Marmorstufen bilden, führt durch ein pompöses Thor. Ein greiser Wächter empfängt höflichst den Besucher. Durch eine Allee nähert man sich dem imposanten Monument mit

seiner blendend weißen Farbe und dem ernsten Stile. Bevor man dasselbe erreicht, trifft man ein Bassin nebst Ruhebank, von welcher aus man mit Muße das unvergeßliche Bauwerk betrachten kann, und durch verschiedene höchst gelungene Lichtungen der Baumgruppen entzückende Durchblicke auf die Umgegend hat. Einige Stufen steigend erreicht man alsdann die mit fehlerfreiem weißen, schwarzen und gelben Marmor ausgelegte umfangreiche Plattform, und nähert sich dem Eingang des Mausoleums.

Inmitten einer gewaltig hohen, freien, mit Marmor gewölbten Halle erscheinen die scheinbar einfachen marmornen Grabmäler des kaiserlichen Paares, doch näher betrachtet würde es einen Monat und mehr erfordern, um die feine Mosaikarbeit der Grabsteine und namentlich die der Wände aus verschiedenartigsten Edelsteinen und Perlmutter, und die herrlichen Reliefs in Marmor zu betrachten und zu bewundern. Jede Blume, jedes Blatt ist verschieden und doch natürlich in Farbe und Form wiedergegeben, man findet sozusagen an dem kolossalen Umfang der Wände die feine florentinische Mosaikarbeit der kostspieligsten Schmuckgegenstände. Um einen charakteristischen Beweis der mühsamen Zusammenstellung der dargestellten Blumen zu geben, so wäre zu bemerken, daß unter der mannigfaltigen Verschiedenheit der in natürlicher Größe gearbeiteten Blumen sich eine Ranunkel befindet, zu deren Nachahmung 36 verschiedene Edelsteine gebraucht worden sind.

Die Akustik des Raumes ist eine prachtvolle, das Echo und der Wiederhall in demselben ist ein derartiger, wie ich es noch nirgends getroffen hatte. Von der Mitte der Kuppel aus hängt eine lange goldene Schnur, und an dieser eine reich mit Edelsteinen ausgelegte goldene Kugel mit Eingravierungen, die wahrscheinlich die Erde vorstellen soll. Der wirkliche Sarkophag steht unten in der Tiefe des Gewölbes. Vom Grunde aus bis zum Zentrum des Gewölbes ist die Höhe 296′. An den 4 Ecken, frei stehend, erheben sich von der früher erwähnten, schwarz-weiß-gelben marmornen Plattform vier Minarets in gefälligen Dimensionen und einer Höhe von 225′, in die bequeme Wendeltreppen führen und von deren 7 füßiger Plattform sich seine herrliche Rundsicht auf Agra, auf die Umgebung der Stadt und auf

die Tadje selbst mit ihrer prachtvoll glänzenden goldenen Kuppel entfaltet.

Als ich oben stand und den Anblick genoß, wehte ein wirbelnder Wind meinen Turban vom Hute und brachte ihn über den Garten hinweg nach dem Thore zu, wo ich ihn, als ich die Tadje verließ, wiederfand — vor einem mit Staub bedeckten, ermüdeten Mann liegend, der nebst seinem kleinen Sohn mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden saß. Er kam aus Kabul zu Fuß, war ein gebürtiger Turkestane, die Wanderung hatte ein Jahr erfordert, und nachdem er sein Pilgergebet vor der Tadje verrichtet, wollte er ohne Aufenthalt, da nur dieses der Grund seiner Wanderung gewesen war, mit seinem Sohn befriedigt heimkehren.

Nach Verabfolgung von Almosen kehrte ich zur Stadt zurück, besuchte die Manufaktur der Malereien auf Elfenbein, und die der Mosaikarbeiten, die beide in jeder Beziehung in ihren Produktionen als vollendet kunstvoll zu nennen sind, jedoch mit der Mosaik der Tadje in keinem Vergleiche stehen.

Am Abend, nachdem ich den lebhaften, recht reichhaltig in seinen Läden ausgestatteten Bazar besucht, kehrte ich zur Tadje zurück, um dieses wahrhaft schönste Monument der Welt auch bei nächtlicher Beleuchtung zu sehen. Man kann sich schwer einen Begriff von der Pracht des Anblickes, der sich entfaltete, machen, und noch schwieriger ist es, den Eindruck schriftlich, der Wahrheit gemäß, wieder zu geben. Eine Stunde saß ich am Bassin, welches der Tadje gegenüberliegt, und konnte mich von dem Anblicke nicht trennen. Hierauf ließ ich mit bengalischer blauer Flamme das Innere beleuchten, was einen feeenhaften Eindruck hervorrief, da zugleich der intensive Schein des Mondes geisterhaft mit dem bläulichen und später rötlichen bengalischen Licht sich paarte. Zum Schlusse bestieg ich einen der Türme, wo ich bei herrlicher Brise, beim Anblick des vom Mondlicht beleuchteten kunstvollen Marmorwerkes rastete. Die Umgegend war lebhaft; zahlreiche Laubfrösche des Bassins, Geheul der Schakale und der Hunde in der Fläche, das aus der Ferne hörbare Getöse des Bazars waren Lärm oder Laute, die Träume der Tropen oder die der Vergangenheit der indischen Glanzzeit erweckten. Nur das Gerassel einiger Wagen in

der Ferne und das Pfeifen der Dampfmaschinen des Bahnhofes zog mich oft barsch aus der Traumwelt in die Gegenwart zurück und mahnte mich zum Aufbruch und auch zur nächtlichen Erholung, da ich am folgenden Tag gegen 2 Uhr früh die Lokomotive, die Sklavin der Dampfkraft, dieser Zerstörerin der Reize der Natur und des poetischen Sinnes, der Beförderin des Materialismus und des verwüstenden Elementes, zum Weiterzug nach Süden, dem lärmenden Kalkutta zu, benutzen wollte!

Von Agra bis Benares. — Eindruck der heiligen Stadt. — Sage ihrer Entstehung. — Der Brunnen des Schicksals. — Verfall des Brahmanismus und Ursache des Verfalles. — Agra, Delhi und Lahore — im Vergleich zu Benares. — Von Benares bis Kalkutta.

Um $^1/_2$2 Uhr in der Nacht hatte ich mein Billet für 343 Meilen, über Allahabad, Mogul=Serai nach Benares gegen 24 Rupien gelöst, und um 1 Uhr 52 Min. verließ der Zug bei nächtlicher Finsternis, jedoch intensivem Mondlicht, das monumentale Agra. Nach einem dreistündigen Aufenthalt in Allahabad, wo wir um 5 Uhr 13 Min. am Abend eintrafen und das wir um 9 Uhr 45 Min. erst verließen, trafen wir in Mogul=Serai um 2 Uhr 33 Min. in der Nacht ein. Es ist der Verbindungspunkt der Oudh=Rohilkund=Bahn mit der Ostbahn, die ich verließ, um nach zurückgelegten 6 Meilen mit ersterer, gegen 3 Uhr 20 Min. früh, die heiligste Stadt der Hindus, das merkwürdige Benares zu erreichen.

Der Eindruck dieses, am linken Ufer des hinduheiligen Ganges liegenden Ortes ist schon aus der Ferne gesehen ein im höchsten Grade absonderlicher. Ein kompaktes, finsteres Durcheinander großer, bis drei Stock hoher Paläste der Magnaten des Landes, in buntester Bauart aus Ziegelstein nebst vielen kleinen Moscheen und Tempeln, der vielen Tausende aus Erde und Kot erbauter Hütten, der über 5000 Tempel der Stadt mit ihren konischen Turmbildungen, in buntester und greller Weise geschnitzt, gemeißelt, getüncht und vergoldet, entfaltet sich vor dem Auge des erstaunten Ankömmlings.

Kaum den Bahnhof, der vom europäischen Stadtteile, dem sogen. „Secrole", 4 Meilen entfernt ist, verlassend, durchzieht man die auf=

fallend engen Gassen von Benares, die wimmelnd gefüllt von Pilgern, Fakiren, priesterlichen Brahmanen und anderen Männern, Frauen und Kindern des Volkes, die kaum bekleidet, mit Kurkuma oder Asche bestrichen, Magnolia-Guirlanden in der Hand, im Hin und Her bei dem Geklirr und Gerassel ihres Geschmeides an Arm und Bein zum Opfern zu den zahlreichen Tempeln, Altären, heiligen Teichen oder zu den Ufern des ihnen über alles heiligen Ganges eilen und ein chaotisches Gewirr hervorrufen!

Zahlreiche grüne Teiche, die meist viereckig, mit Granitstufen umgeben sind, und im Schatten üppiger Fikusse, Pappeln oder Akazien liegen, zeigten sich bald rechts, bald links, in denen nackte Frauen, Männer und Kinder sich zur Heiligung im Gewässer reinigten oder Elefanten sich badeten, oder um welche unzählige Scharen verschiedenartigster Affen, die hier geheiligt sind, ihre spaßhaften Possen trieben, oder Zebu-Ochsen und Kühe, die ebenfalls hier als heilig gehalten werden, stolz einherschritten.

Wie gesagt, ein Schwindel erregendes Gedränge vier- und zweibeiniger Geschöpfe, ein bestialischer Gestank, und in der Nähe der zahllosen Tempel das Getöse der Tamm-Tamm, mannigfaltiger Glockenklang, Reden der Priester, vielseitiges Geheul mit dem Rufe „Ram-Ram" der Pilger und Brahmanen, das Blöcken der Ochsen und Kühe, das Trompeten und heftige Gepuste der Elefanten, das Grunzen und Schäckern der Affen, die geilen Rufe der zahlreichen Adler und Geier, das rauschende Umherflattern unzähliger Schwärme verschiedenartigster Tauben, die Rufe der rastlos einherschreitenden Palankin-Träger, Kindergeschrei, Hundegebell, Gekrähe der Hähne u. s. w. entwickeln in Benares ein Chaos in Bewegung und Tönen, das schwer zu beschreiben ist!

Laut der Sage ist Benares auf „der Spitze des Dreizackes des allgewaltigen Siva" errichtet, daher wie die Hindus glauben Erdbeben ausgesetzt, während es ursprünglich laut der Sage das alte Casi gewesen ist, das in der Luft erbaut war und der Erde nicht angehörte. Irdisch gemacht und Benares benannt, war es ursprünglich aus Gold gebaut, infolge der Sündhaftigkeit der Bewohner metamorphosierte der Allmächtige erst das Gold zu Stein, später zur Verschärfung der Strafe zu Ziegelstein.

Die merkwürdigsten Stellen in Benares, abgesehen davon, daß

die ganze Stadt gleichwie ihre Umgegend von höchstem Interesse ist, sind: Der heilige der heiligsten, der goldene Tempel von Bischuar-Kumardel, aus Granit erbaut, niedrig, eng, rot angestrichen mit zahlreichen Vergoldungen und gefüllt mit aus Stein gemeißelten brahmatischen Stieren und anderen Symbolen des heidnisch-korrumpierten gegenwärtigen Kultus des Brahmanentums; ähnlich diesem ist auch der goldene Tempel von Baironath mit seinem auffallend bunten Charakter; alsdann der nördlicher gelegene Nepal-Tempel mit seinem finsteren geheimnisvollen Typus; dann der Durgah-Tempel mit seinem umfangreichen heiligen Teiche in üppigster Fikus-Umgebung, die der Wohnsitz zahlloser Affen ist, die übrigens die Dächer, die Gassen, sogar das Innere der Wohnstätten von Benares füllen; alsdann der Brunnen des Schicksals mit auffallender Echo-Resonanz und seiner vedaschen Sage über die geistige Inwohnerin desselben, nämlich die Sita der Gemahlin Ramas; alsdann die 4 Meilen von der Stadt entfernten Ruinen des buddhistischen Sarnat.

Dieses wären die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten des Brahmanentums der Stadt, in denen der Glanzpunkt der heidnischen Festlichkeiten des gegenwärtigen brahmanischen Kultus sich entfaltet.

Im Zentrum der bunten Stadt auf einer Anhöhe, gleichwie zum Hohn des Brahmanentums, erhebt sich, den Ort nach allen Richtungen hin beherrschend und von überall sichtbar, die „Musjed-Aurangzep", vom Kaiser gleichen Namens 1660 erbaut, von deren Minaret der monotone Ruf des „Muezzin" (türkisch mulá) weit über die Umgebung der Stadt ertönt.

Wenn man Benares, den heiligsten Ort der Brahmanen kennen lernt, so überfällt den ernsten Besucher der Stadt ein beengendes Gefühl, wenn er des reinen Monotheismus des ursprünglichen Brahmanentums der Arier gedenkt und ihn mit dem gegenwärtigen vergleicht, und unwillkürlich erwägt man die Ursache dieser grenzenlosen Entartung der religiösen Begriffe eines Volkes, welches nichts weniger als ein idiotisches, sondern im Gegenteil ein begabtes und der Philosophie zugängliches ist.

Um einen Begriff der Ursache dieser Erscheinung zu erhalten, erfordert es einen Rückblick in die weite Vergangenheit der Rasse.

Als die Arier nach Indien eindrangen, war die Zahl der priesterlichen Brahmanen eine geringe, und sie leiteten ihr Missionswesen unter den bekanntlich dunkelfarbigeren Horden, die sie in den Waldungen des damaligen Zentralindiens vorfanden, gemeinschaftlich. Allmählich, bei weiterer Ausbreitung der Arier nach Südwest, trafen sie Horden, die förmlich sozial-geordnete Gruppen bildeten. Hierauf entstand eine gewisse Trennung unter der bis dahin einheitlichen geistlichen Korporation der Brahmanen, eine Trennung, die sich durch das allmählich entstehende Kastenwesen und durch Feindschaft der verschiedenen Gruppen unter einander progressiv mehr und mehr entwickelte. Besonders nahm diese Trennung zu, als in den Gruppen Fehde und auch Feindschaft gegen die bisher allein die Macht habenden Brahmanen entstand und letztere zwang, gegen weltliche Machthaber energisch aufzutreten. Um sich einen Anhang zu sichern, suchten sie das Volk durch Aberglauben einzuschüchtern oder durch Konzessionen in religiösen Gebräuchen an sich zu ziehen. Die hierdurch entstehende Lockerung der ursprünglichen religiösen Grundsätze des Brahmanismus oder die Veränderungen des Formwesens und der Gebräuche desselben vergrößerten sich mit der Zeit gleich einer Lawine, und das verschiedenartig, je nach der Gegend des Landes und dem Geiste des Volkes, und entwickelten das gegenwärtige Chaos der religiösen Begriffe Indiens, Begriffe, die nur dem Namen nach als diejenigen des primitiven Brahmanismus anerkannt werden können.

Die Hauptverwirrung entstand zur Zeit der Wiedereinführung des Brahmanismus in Indien, nach der Verdrängung des über 1000 Jahre im Lande herrschenden Buddhismus, im 7. Jahrhundert nach Christus, zu welchem Zwecke die priesterlichen Brahmanen die absonderlichsten religiösen Zugeständnisse dem Volke machten, um es zur Rückkehr zum Brahmanismus leichter zu verlocken, und um durch dieselbe den Sieg über den Buddhismus zu erlangen.

Aus dem ursprünglichen brahmanischen Pantheon der göttlichen Verehrung entstand der gegenwärtige indische Pantheismus. Es bildete sich nämlich zuerst die „Zat“ oder Kaste der „Kschatry“, die Vischnu oder, laut dem Wortlaute des „Manu-Vairacrata“, das „Vivasweat“, d. h. das Licht des Himmels (Sonne) als ihren alleinigen

Urvater ansah und neben Brahma verehrte, während die nomadisierenden Hirten des Himalaya und die ersten Wanderer in dem Gebiete von Gudzerat und der Küstengegend von Kambai als das persönliche göttliche Prinzip der internen Kräfte der Natur und ihres eigenen Entstehens Siva neben Brahma verehrten und die Zat oder „Kaste der Vayschia" bildeten. Brahma sahen diese beiden genannten Kasten als den Patron ihrer legislativen Geistlichkeit, der Kaste der Brahmanen an.

Dieses war die erste Kasteneinteilung, die bei dem sich Weiterverbreiten der Arier über Indien sich noch mehr entwickelte, und durch welche das Trimurti d. h. das brahmanische Dreieinigkeitssystem entstand, durch welches jedem der drei göttlichen Patrone auf Grundlage der alt-veda'schen Religionslehre, je nach dem Prinzip eines jeden derselben, bestimmte Attribute zugeteilt wurden.

Infolgedessen fanden stets, in politischer oder sozialer Berücksichtigung, irdische Erscheinungen Vischnus und Sivas, als „Avatras" d. h. Inkarnationen statt, die alsdann, unter besonderem Namen verehrt, ihre Anhänger erhielten, wodurch neue „Zats" d. h. Kasten sich bildeten, neue Heilige entstanden, die bald zur göttlichen Verehrung ausarteten. Dieses erwirkte die Zersplitterung dieses primitiv dreieinigen Kastenwesens in unzählige „Zats" unter dem Patronate göttlicher Helden irdischen Wesens. Jedes Ereignis, die Elemente des irdischen und überirdischen Weltalls, die Gesteine, die Ströme, die Berge, die Wälder, die Thiere, die Tugenden und die Laster u. s. w. alles wurde als göttliche Inkarnation angebetet und verehrt, und dies wurde, je nach dem Wunsche der Brahmanen d. h. der priesterlichen Kaste, von dieser auf Grundlage des Aberglaubens dem Volke oktroyiert.

Die Absurditäten, in die das Brahmanentum geraten war, erweckten die Reformation des Sakia-muni oder Buddha im 5. Jahrhundert vor Christus. Während mehr als 1000 Jahren, wie schon erwähnt, kämpfte der Brahmanismus gegen dieselbe, bis er im 7. Jahrhundert nach Christus endlich siegte. Zwölf Jahrhunderte sind verflossen, seit der den Geist von den Fesseln des Aberglaubens befreiende Buddhismus aus Indien wieder verdrängt worden war, und 12 Jahrhunderte

haben die Leiter des Brahmanentums eifrig benutzt, um die Korruption ihrer Religion progressiv zu entwickeln und eine neue zu erschaffen, in der, nur auf einer gefälschten Grundlage des Brahmanismus, das Chaos eines heidnischen Kultus und Prinzipien, die ihre Vorfahren mit Verachtung verworfen hätten, zu treffen sind!

Die Stadt Agra, gleichwie auch Delhi, hinterließen, als ich sie verließ, den Eindruck von Städten, die der Vandalismus einer kriegführenden Macht in Ruinen verwandelt hatte, und denjenigen des Leidwesens beim Anblick der imposanten Kunstwerke sinnreicher Beherrscher des Landes in der Vergangenheit, Kunstwerke einer gefallenen Macht, deren Größe und Herrlichkeit nicht nur die noch teilweise erhaltenen Monumente der mohammedanischen Zeit aufweisen, sondern auch in der Umgegend diejenigen der verfallenen Hindu-Tempel, der indischen Gräber und indischen Mausoleen, in deren Trümmern man noch die Reste der Kunst der einstmaligen Farbenpracht wiederfindet, die die Neuzeit nicht wiederzugeben imstande ist. Wenngleich der alten Kunst die Anmut der Formen im Detail fehlte, so traf man dieselbe doch in der Bildung des Ganzen!

Agra und Delhi, gleichwie Lahore verlassend, fühlt man Bedauern über die irdische Vergänglichkeit und über den Vandalismus der Menschheit; man findet aber in der Bevölkerung der genannten Städte ein Volk, welches, obgleich abergläubisch-fanatisch, so doch noch einen Kern besitzt, in welchem der Keim der Männlichkeit sich befindet, der nur das Erwachen oder richtiger gesagt den Erwecker erwartet, um aus dem Kerne, wuchernd, sich kräftig wieder zu entwickeln; es ist so zu sagen ein Volk, welches materiell gelähmt, jedoch geistig noch kernig und wirkungsfähig besteht!

Anders ist es mit Benares. Die Stadt ist nicht in Ruinen verwandelt, uralte heilige Tempel kunstvoller Meißelung und künstlicher Schnitzerei stehen noch da, jedoch mit geschmackloser Färbung abergläubischer Zeichen sind die Meisterwerke durch den entarteten Geschmack einer verkommenen Nation verdorben — verdorben, gleichwie der Geist und die Fähigkeit des Volkes selbst, welches, frei durch die gegenwärtige konstitutionelle Regierung, sich selbst vernichtend doch Sklave der sklavischen Leiter einer korrumpierten religiösen

Auffassung geworden ist! Die Stadt Benares liegt nicht in Ruinen, jedoch der Geist des Volkes liegt nicht nur in Ruinen, sondern in den Schutthaufen der gegenwärtig vernichteten, ursprünglich so reinen monotheistischen Brahmalehre!

Um 2 Uhr Nachmittags löste ich mein Billet für 475 Meilen bis Kalkutta gegen 22 Rupien, und traf um 2 Uhr 20 Min. in Mogul-Serai ein, wo ich den Nachtzug bis 1 Uhr 55 Min. erwarten wollte, und die Zeit dazu benutzte, die schattigen Alleeen der gewaltigen Teiche der Umgegend zu durchwandern, in denen ich die Überzeugung erlangte, daß es schwerlich eine Gegend gebe, wo man gründlicher die Affenarten kennen lernen kann, als in Benares und hier; es wimmelte sozusagen die Gegend von diesen possierlichen Gestaltvettern unseres Geschlechtes.

Um 2 Uhr 20 Min. in der Nacht verließ ich Mogul-Serai, um direkt, ohne Aufenthalt Kalkutta zu erreichen. Eine Familie mit kleinen Kindern (daher auch nasse Wäsche zum Trocknen ausgehängt war), ein unbeschreiblicher Staub, was Feinheit und Masse betraf, und eine arge Hitze waren meine Begleiter im Wagen.

So ging es gerüttelt, geschüttelt, bald schlafend, bald schlummernd, bald wach, durch die meist flache Gegend, oft beim Anblick des Gewimmels der auf dem Felde in ägyptischer Weise ihr Getreide dreschenden, zahlreichen schwarzen Feldarbeiter, oder herrlicher Luftspiegelungen, die namentlich in der Nähe Mokamehs erschienen. In Burdwan, um 6 Uhr 39 Min., wurde gewürzhaltig gespeist, und um 9 Uhr 50 Min. brachte mich ein Boot von Howrah aus über den Hugli nach Kalkutta, wo ich dieses Mal dem Palais des Vize-Königs gegenüber in das „Great Eastern Hotel“ mich zur nächtlichen Ruhe begab und bald den Unterschied mit dem nördlichen Indien spürte, denn lästig schwül war die Nacht trotz der Panka, die ununterbrochen über meinem Bette in Bewegung gehalten wurde!

7. Abteilung.

Schlußfolgerung in Kalkutta.

Das Bengal-Theater. — Ein Störer des Genusses. — Kerkerresidenz des Exkönigs von Oudh. — Charakteristischer Sonntag bei Gewittersturm. — Wanderungen werden gerügt. — Britische Gebräuche in Indien. — Die fashionable Gesellschaft. — Charakter und Stellung der Half-Kasts. — Der Brite und seine Vorurteile. — Über den Verfall des Reiches. — Eindrücke des Wanderers durch Indien. — Die Agrikultur des Reiches. — Die Flora. — Die Fauna. — Die klimatischen Verhältnisse. — Die asiatische Cholera.

Der Aufforderung einiger Herren folgend, mit ihnen das bengalische Theater zu besuchen, nahm ich einen Wagen und erreichte nach einer einstündigen Fahrt das vom Zentrum der Stadt sehr entfernte Lokal, welches äußerlich leicht und durchsichtig gebaut und unansehnlich erschien, jedoch von Innen recht glanzvoll erleuchtet war.

Das zahlreiche Publikum bildeten nur Indigene, da wir drei die einzigen Europäer waren. Trotz meist nacktem Oberkörper, zeigten die Zuschauer ein überraschend anständiges Betragen, eine exemplarische Ruhe und eine auffallende Aufmerksamkeit.

Die Musik des indigenen Orchesters war echt orientalisch im Vortrag und in den Melodien, und wenn man sie, obgleich sie das Ohr des Europäers fremdartig und oft unangenehm berührte, im orientalischen Sinne beurteilt, eine vorzügliche; auch näherte sich mir mit der dem Hindu angeborenen Höflichkeit ein Babú gefälliger Gestalt in blendend weißem Umwurf und frug mich, da er in meiner Wenigkeit einen aufmerksamen Fremden erkannte, ob mir das Talent des Orchesters gefalle, worauf ich natürlich im orientalischen Sinn die Frage entschieden bejahte.

Die Pantomimen und der Vortrag der sehr tüchtigen Schauspieler waren nach orientalischem Begriff vorzüglich, es fehlten ihnen freilich die europäische Beweglichkeit, die übrigens in Indien, als antinational, den Zuschauern ungefällig erschienen wäre. Die Gestikulationen der wohlgeformten, graziösen Arme, der sprechende Ausdruck der Gesichter, die Betonungen in der Aussprache, die ruhig, mit vielen Pausen

gehaltenen Monologe und Dialoge sind dem Hindu charakteristisch und waren vorzüglich. Die Füße spielen eine geringe Rolle, sie werden nur zum sich niedersetzen oder niederkauern und Wiederaufstehen, oder zur Bekräftigung eines energischen Ausspruches gebraucht. Der Ausdruck der Gesichter und Pantominen ist derart sprechend, daß man trotz Unkenntnis der Sprache einen annähernden Begriff von der Vorstellung erlangt. Die Melodien einiger Lieder, die während der Vorstellung einer anmutigen Sage des Landes vorgetragen wurden, waren trotz ihrer orientalischen Eintönigkeit und Melancholie sehr anziehend und lieblich.

Leider war mein Nachbar, einer der Herren mit denen ich gekommen war, ein so Vielen gleicher! Er forderte europäisches Spiel, lachte laut über alles ohne Grund, in roher Weise die befriedigten Zuschauer des Hindu-Theaters störend. Wie konnten wir anderes erwarten, als was wir sahen? Dieses berücksichtigen die Herren mit europäischem Eigendünkel nicht im mindesten, sie suchen nicht die Ursache der Verschiedenheit zu ergründen und sich zu überzeugen, daß jede Sitte ihre richtige Begründung hat, und daß in den Gebräuchen und Sitten einer jeden Nation charakteristische Züge und löbliche Seiten zu treffen sind.

Obgleich ich der freilich etwas in die Länge gezogenen Vorstellung gern bis zum Schlusse beigewohnt hätte, so zwang uns doch das durch Alkohol gesteigerte unhöfliche Betragen des einen Herrn, das Lokal früher zu verlassen, und wieder überzeugte ich mich, daß in den dem Europäer fremdartigen, namentlich orientalischen Ländern der wißbegierige Reisende am besten thut, allein die Einrichtungen des Landes zu besuchen, um ungestört dieselben kennen zu lernen und um einen bleibenden Eindruck zu erlangen.

Am folgenden Tage machte ich mich auf den Weg zum Garten des Exkönigs von Oudh, der dem botanischen gegenüber am linken Ufer des Hugli liegt. Als ich denselben erreichte, saß der alte Exkönig nebst seinem Gefolge gemütlich rauchend am Thor, und eine neugierige Unmasse diverser Rassen und Sekten in verschiedenartigster Kleidung, verschiedenster Gesichtsfarbe und verschiedenartigstem Auftreten schwärmte durch das Thor.

Der Garten ist sehr sehenswert, hübsch angelegt und reichhaltig an Bedienung, an Tieren und Pflanzen. Erst führte man uns an einem Jongleur vorbei, der giftige Schlangen diverser Art bändigte; es war im höchsten Grade interessant zu sehen, wie sich namentlich die Brillenschlangen gegen die Hand des Bändigers warfen, in der er einen roten Lappen hielt und mit welchem er sie zum hastigen Biß in denselben reizte. Sein Blick, starr auf sie gerichtet, bezwang sie sofort, wenn sie statt des wollenen Lappens seine Hand beißen wollten. Der Bändiger stammte wie gewöhnlich aus dem Malabar-Gebirge im südlichen Indien.

Alsdann erreichten wir einen umfangreichen Schlangenbehälter, in welchem tausende dieser Tiere verschiedenster Art beherbergt waren. In einer geräumigen ausgemauerten Vertiefung des Behälters befand sich ein aus grauem Tuffstein rund gemeißelter Felsenblock, aus dessen unzähligen Löchern die Köpfe der giftigen Tiere mit feindlichem Blicke erschienen. In der Mitte des Felsenblockes waren zwei mit Gitterwerk versehene und mit weichen roten Decken belegte Grotten, in denen sich ein paar prachtvolle Boas aufhielten.

Von hier aus erreichten wir einen mit allerhand Süßigkeiten besetzten Tisch, auf dem eine Reihe gläserne Urnen standen, in welchen die verschiedensten Schlangen mit mannigfaltigstem Farbenspiel ihrer Haut sich befanden, kein anmutiger Speisetisch, obgleich er unter zierlicher Bedachung am Ufer eines Teiches gelegen war, den Goldfische belebten und den eine reichhaltige Vogelmenagerie umgab. Den größten Reichtum der Tierwelt des Gartens bilden Tauben, die nach Tausenden zählen und, obgleich frei, sich nach Farbe und Art absondern. Nächst den Tauben sind es die Reiher in ihrer Verschiedenartigkeit, die die Aufmerksamkeit erwecken. Überaus zahlreich sind Kolibris in der Anlage.

Die 120 Frauen und unzähligen Kinder des hier internierten Königs konnte man natürlicherweise nicht sehen, desgleichen auch nicht das Innere der dem Serail angrenzenden Moschee, die mit ihrer blendend weißen Farbe und ihrer goldenen, mit schwarz gesprenkelten Kuppel einen reichen Eindruck macht. Das Palais ist wohnlich eingerichtet und ist an zierlich vergitterten Veranden und an Schatten

reich, ein höchst erquickender Aufenthalt, doch als königliches Schloß keiner besonderen Bemerkung wert, obgleich es durch seine gleich der Moschee blendend weiße Farbe, durch seine Minarets, Pavillons, Türmchen, Verzierungen und seine üppige Gartenanlage nach dem Botanischen Garten den Hauptreiz der Ufer des Hugli bildet.

Nach Kalkutta zurückkehrend, benutzte ich den Nachmittag zu einem zweistündigen Spaziergang, durchwanderte den Maidan (die Esplanade), umging die Festung, begegnete längs dem Ufer des Hugli, da es Sonntag war, einer unzähligen Wagenreihe meistens zur Kirche Fahrender. Die Glocken, namentlich die volltönende der Kathedrale, läuteten bei glänzendem Sonnenuntergang, im Verein mit den Glocken der Schiffe, die ihre Mannschaft zum Gottesdienste riefen.

Der Klang der Glocken wirkte feierlich, und die köstliche Luft mit erfrischender Abendbrise entwickelte ein Gefühl der Wonne! In dunkelgelb war der westliche Himmel und düstere Wolken mit beginnendem Wetterleuchten folgten dem hellen Sonnenuntergang, und kaum war ich um $^1/_2$7 Uhr zu Hause, so entfaltete sich das in Indien stets imposante Schauspiel der Gewitterwolken. Schwarz wurde das Firmament, und aus dem Dunkel entfuhr in weitem Umkreise hellstrahlendes Wetterleuchten, progressiv heller werdend und rascher sich folgend, bis horizontal ziehende Blitze als Vorboten des bald erscheinenden Gewitters in ihrer vollsten Pracht sich zeigten. Bald erschien mit sausender Wucht die Avantgarde des tropischen Unwetters, der tobende Sturm, und die leuchtenden, fast senkrechten Blitze eröffneten den Kampf der Elemente mit rollendem, krachendem Donner. Bald entlud sich mit prasselnden, schweren Tropfen die finstere tiefgesenkte Wolkenmasse, während wir schwitzend, gemütlich zu Mittag speisten. Bei Schluß unserer zweistündigen Mahlzeit war der Himmel wieder klar, und Millionen friedlich blinkender Sterne beleuchteten die zwitschernde, sausende, brausende und heulende Welt der tropischen Nacht. Die zahlreiche Tierwelt der Finsternis war wieder wach, die Grille, die Zirpe, das Heimchen, die Fledermäuse, Vampyre u. s. w., die Schakale und Hunde, die sich liebenden Katzen, und die Cirkuslustigen des uns gegenüberliegenden Zeltes waren lebhaft und liefen, flogen und hantierten, begleitet von Millionen-Milliarden Moskitos und anderen

Arten der Insektenwelt, nach dem Unwetter mit verdoppelter Freude und Lust!

Wieder folgte meiner üblichen Wanderung zu Fuß eine indirekte, jedoch höchst charakteristische Rüge von Seite meiner Wirtsleute, die sich oft, sogar direkt sich äußernd, über meine laut ihrer Ansicht sittenlose Liebhaberei, zu Fuß die Stadt und deren Umgegend zu durchstreifen, lustig machten. Mit schlauem Blick wandte sich die Frau des Hauses an mich mit dem Ausspruch: „Denken Sie sich, my dear Sir, heute kam ein einfach gekleideter Mann zu mir und das — o shocking — zu Fuß, hatte keinen Wagen, nicht einmal ein Palankin, und forderte, what do yon say, zwei Zimmer und einen Salon und daß ihm seine Mahlzeiten auf dem Zimmer für sich, für seine Frau und zwei Kinder gereicht werden müßten; höchst sonderbar ist es, daß ein Mann, der zu Fuß wandert, eine solche Wohnung und solche Bequemlichkeiten verlangt!“ Solche Bemerkungen trifft man hier oft, nur nach dem Schein des Äußern wird das Individuum beurteilt. Auf meine Antwort, daß möglicherweise dieser, laut ihrer Ansicht unanständige Gentleman mit seiner Frau in der Nachbarschaft lebt oder in der Nähe einen Freund besucht hat und von dort aus nur einige Schritte zu gehen gebraucht, war ihre Antwort: „daß ein Gentleman, der in Kalkutta zu Fuß wandert, nur ein heruntergekommener sein kann!“ Auf meine Bemerkung, daß die Füße zum gehen da sind, und daß namentlich die Tropen die Bewegung zur Erhaltung der Gesundheit fordern, war ihre Antwort: „daß der hier Lebende sich der allgemeinen Sitte fügen muß, wenn er unter den Anständigen als ein solcher betrachtet werden will!“ So sind die Verhältnisse der Engländer hier im Lande. Die Kinder derselben werden indigenen Dienern ohne Aufsicht anvertraut, die Mütter in Putz und Prunk kümmern sich nur wenig um dieselben; während die Erwachsenen dagegen im allgemeinen nicht nur den Umgang mit Indigenen verabscheuen, sondern sogar die Nähe und die Berührung derselben vermeiden, obgleich ihre Kinder ununterbrochen in deren Obhut sich befinden. Dieses ist mit nur wenigen Ausnahmen die in Indien von den Europäern allgemein befolgte Sitte.

Die britischen gesellschaftlichen Gebräuche in Indien, namentlich in

Kalkutta, sind höchst eigentümlich und haben sich seit Entstehung derselben bedeutend verändert. Vor 70 Jahren nämlich war die Gesellschaft eine einheitliche im engsten Verbande. Sie besuchten sich gleich nahestehenden Familiengliedern unaufhörlich. Sie besuchten sich abwechselnd zu den Mahlzeiten, hatten abwechselnd Empfangsabende, wo sie sich von Sonnenuntergang bis 10 Uhr gesellig vereinigten. Gegenwärtig ist der Luxus der Londoner Welt auch hier eingedrungen, es wird von den gesellschaftlichen Vereinigungen jeder Art Glanz und Ausgabe gefordert, die Damen müssen in vaterländischen Toiletten und das in wechselreichen erscheinen; vor der gesellschaftlichen Vereinigung, der eine zeremonielle Einladung vorhergeht, müssen die als fashionabel erscheinen wollenden in glanzvoller Equipage oder mindestens in einem Mietwagen, oder zu Roß in Begleitung ihrer oft geckenhaft gekleideten Kavaliere längs dem Maidan oder dem fashionablen Ufer des Hugli Promenade gemacht haben, Promenade, die stets, sogar in der Morgenstunde, nur in auserwähltester Toilette stattfinden darf. Es wird den fashionabel genannten Gliedern der Gesellschaft, wenn sie diesen Genuß zu empfinden wünschen, nur gestattet, in der heißesten Zeit des Tages, im Halbfinster ihrer Gemächer, ihre antitropische Zwangskleidung der occidentalen Sitte abzulegen, um gegen Abend sich wieder in die Tortur der zivilisierten Mode der Welt, d. h. in das Korset oder in das enge Schnürleibchen zu begeben, und alsdann gepudert und frisiert, mit Qual und im Angstschweiß die Abendpromenade und darauf die nächtlichen Diners, Reunions und Theater mitzumachen. Gegenwärtig besucht sich die Gesellschaft, mit Ausnahme der Kirche und der Abendversammlungen oder im Theater und in den Salons, nur selten. Die Männer sehen sich meist nur geschäftlich in der Frühstunde und das schon um 5 Uhr in den Bazars, die unsere Börse vorstellen, alsdann in ihren Geschäftslokalen und in den Bar-Rooms. Die zeremoniellen Besuche derselben finden zwischen dem Frühstück (break fast) um 6 Uhr und dem Tifin (Gabelfrühstück) bis 2 Uhr statt.

Wenn man die hiesige Gesellschaft kennen lernt, fällt die schmächtige blutarme Gesichtsfarbe der Damenwelt vor allem auf. Die Parloor-Rooms ihrer Wohnstätten sind gefüllt von Romanen und illustrierten englischen Zeitschriften, die jedoch nur wenig im Halbdunkel der Räum-

lichkeiten gelesen werden und die in glanzvollen Einbänden, gleichwie die Musikwerke, die das in keinem Parlor-Room fehlende musikalische Instrument, als Piano und Harmonium, zieren, nur als Zeichen einer fashionablen Existenz und eines wohlunterrichteten Standes vorhanden sein müssen.

Der Engländer ist überhaupt im gesellschaftlichen Umgang schwerfällig und einseitig, er konzentriert die Gefühle seines Herzens, d. h. seine „sweet feelings", nur auf seine Wohnstätte, d. h. auf sein „sweet home", wo er, wenn er daselbst überrascht wird, den Eindruck eines aufgetauten Eisklumpens macht, denn in der Öffentlichkeit trägt er die Maske einer eisigen oder eisernen Starrheit! Wie oft trifft man Männer dieser Rasse, die man im engen Kreise ihres „sweet home" als weichherzig, unterhaltend und human in ihren Ansichten kennen lernt, und die in der Öffentlichkeit oder im geschäftlichen Kreise als hartherzig, engherzig, karg in Worten, oft sogar stumm erscheinen. Derselbe Mann, der den Fremden in seinem häuslichen Kreise mit großer Kordialität und heiterem Sinne empfangen hatte, begrüßt denselben in der Öffentlichkeit oder in den Salons der gesellschaftlichen Versammlungen kaum oder nur mit dem Ausdrucke eines Hintergedankens oder demjenigen der Furcht, sich Einem gegenüber zu vergeben, der möglicherweise in der Vergangenheit oder in der Zukunft Prinzipien gefröhnt hat oder fröhnen könnte, die den seinigen oder denjenigen, die möglicherweise die seinigen werden könnten, widersprechen. Dieses ist, was die Männer betrifft, nirgends greller als Typus zu treffen wie in Indien, namentlich in der dünkelhaften Gesellschaft der englischen Handelswelt in Kalkutta.

Was die Frauen anbelangt, so fehlt es denselben gleich wie im allgemeinen den englischen, nicht an Verstand oder Bildung, denn überraschend trifft oft den Fremden der tiefgeborgene Schatz an praktischen Erfahrungen und theoretischen Kenntnissen der englischen Damenwelt! Dieser Schatz jedoch wird durch die Maske der fashionablen Etiquette, der die englische Gesellschaft im allgemeinen sklavisch verfallen ist, auf das Lächerlichste fast vollständig verdeckt, denn eine englische Dame sieht es unter ihrer Würde an, namentlich wenn sie eine gewisse Superiorität in wissenschaftlichen Kenntnissen in einem

Individuum entdeckt, mit ihm ein ernstes Gespräch anzuknüpfen, es erscheint alsdann, als ob sie befürchtete, entweder den Kürzeren in der Unterhaltung zu ziehen, oder aber die Rolle eines „blue stocking“ d. h. einer Gelehrten resp. eines Blaustrumpfes zu spielen. Daher bewegt sich die Unterhaltung gewöhnlich über Arzneimittel gegen Neuralgie, Migräne, schönen Teint und Langeweile, oder über Kindersäugen und Füttern, oder über Nahrung im allgemeinen, oder aber über Sport, Promenade, Staub, heiße Sonnenstrahlen, Bedienung, Hunde, Katzen, über die fashionable Gesellschaft oder über Zahnweh, wenn man ein lebhaftes, in das Unendliche sich ziehendes Gespräch entwickeln will. Sobald die Kunst, die Literatur, die Wissenschaft und die Politik den Gegenstand bilden, so tritt Frost in die sonst lebhaften Züge, und die Unterhaltung rollt bald gleich einem Wagen über gefrorenen humpeligen Weg.

Dieses ist der Hauptcharakterzug der anglikanischen Dame im allgemeinen, jedoch namentlich derjenige der fashionablen der Kalkutta-Welt, die meist nach Indien gekommen, um sich zu verheiraten oder ihre Töchter glanzvoll zu verheiraten, was ihnen denn gewöhnlich auch gelingt. Diese jungen Damen sind meist unbemittelt in ihrem vaterländischen Inselreiche gewesen. Kaum daß sie das Pensionat verlassen, kommen sie nach Bombay, Madras und namentlich nach Kalkutta, um gleichwie die Männer nach dem Tiger, nach Männern zu jagen, und finden gewöhnlich binnen kurzem unter der zahlreichen, durch die klimatischen Verhältnisse gealterten Jugend der Handelswelt, der Beamten und Militärs jenen, den sie suchen. Jedoch ist der Mann allein nicht immer der Gegenstand des Zieles, das diese jungen Damen oder ihre Begleiterinnen oder ihre Mutter zu erreichen streben. Das Ziel liegt im finden des bisher entbehrten Wohlstandes; sie stellen Schwierigkeiten den zahlreichen Aspiranten in den Weg, und hierdurch vergeht die Zeit, der klimatische Einfluß und namentlich die den Damen oktroyierten antitropischen fashionablen Sitten wirken vernichtend und alternd auf die jugendlichen oder meist Jugend darstellen wollenden Erscheinungen und zwingen sie endlich, einen definitiven Entschluß zu fassen, dessen Ausgang gewöhnlich die Verehelichung mit einem alten, jedoch wohlhabenden europäischen, oder oft auch mit einem indigenen

Nawab oder Babu ist. Die gewöhnliche Folge dieses Ausganges ist Depravation, oft auch romanhafte Fluchtszenen oder andere Ereignisse ähnlicher Art, die möglicherweise auch in dem erstrebten Ziele lagen. Freilich muß man erwähnen, daß der größte Teil dieser, meist über Bombay nach Kalkutta einwandernden heiratslustigen Damen, die in der Kalkutta-Gesellschaft oft eine fashionable Rolle spielen, von sehr zweideutiger Herkunft sind und, die Ferne benutzend, unter dem Scheine einer jungfräulichen Unschuld eine idyllische Rolle zu spielen trachten.

Eine absonderliche Abteilung der nicht indigenen Gesellschaft Indiens, und das namentlich Kalkuttas, bilden die sogen. „Half-Kasts“, d. h. die Nachkommen hindu-anglikanischen Blutes, die im Reiche ein namhaftes Kontingent zu bilden beginnen. Durch Mangel an europäischen Frauen, namentlich zusprechenden, entstanden eheliche und natürlich viele uneheliche Nachkommen englischer Militärs, Beamten und europäischer Mitglieder der Handelswelt.

Diese Nachkommen nehmen sowohl unter den Europäern des gegenwärtigen Indiens, als auch unter den Indigenen eine isolierte, sogar meist verachtete Stellung ein. Diese Stellung hat in dieser neuentstandenen Rasse eine gewisse Gehässigkeit, oder richtiger gesagt Erbitterung in ihrem Charakter entwickelt, die sie merkbar kennzeichnet. Viele derselben haben eine europäische Erziehung genossen, jedoch nur eine oberflächliche, unvollendete, wodurch sie die Arroganz der Halbgebildeten charakterisiert, während der Teil derselben, der in Indien seine Erziehung erhalten hat, unzweifelhaft, trotz einer gewissen ausgesprochenen indigenen Tendenz, im Umgang der gehaltvollere und anziehendere Teil der Rasse ist. Diese, wie sie die Engländer und auch die Hindus benennen, „Bastarde des Landes“ haben von ihren Müttern die hindostanische Sensualität und von ihren Vätern mehr oder weniger die Unmäßigkeit, und von beiden nur wenige ausgesprochene Tugenden geerbt, und doch ist diese Rasse bestimmt, in der Zukunft des Reiches eine Rolle zu spielen, da die Zunahme derselben eine namhafte ist und die Glieder derselben im Bureaukratismus des Landes stark vertreten sind, wodurch sie mit den Triebfedern der Organe der Regierung vertraut gemacht werden, und mit der Zeit, wenn sich möglicherweise die Selbständigkeit Indiens wieder entwickeln wird, das

Kontingent der leitenden Kraft des Landes zu bilden befähigt sein werden. In Berücksichtigung dieser Möglichkeit ist es ein großer Fehler der gegenwärtig machthabenden englischen Rasse, diese „Half-Kasts“ zu mißachten, und so zu sagen sie aus ihrer Gemeinschaft gleichwie verachtet zu stoßen, da sie sich durch dieses Benehmen einen gefährlichen Feind ausbilden, dem zur Zeit der Befreiung vom Joche der fremdländischen Macht sich die Indigenen in die Arme werfen werden.

Trotz Halbbildung, trotz der Unmäßigkeit, der sich viele dieser halbdunkelfarbigen Rasse ergeben, habe ich unter den Vielen, die ich kennen gelernt, höchst liebenswürdige Persönlichkeiten getroffen, bei denen die Liebe zum Mutterlande d. h. Indien sehr rege und die Anhänglichkeit für das Land ihrer Väter d. h. England gar nicht mehr vorhanden sich zeigte, und als ich zu denselben meine Ansicht aussprach, daß sie oder ihre Nachkommen für Indien und für das hindostanische Wesen ein wirksames Element bilden werden, so strahlten sie vor Freude, und in den alsdann begeisterten Aussprüchen erkannte ich unwillkürlich einen lebhaften Kern in dieser Rasse, den nur, infolge ihrer zurückgesetzten Stellung, eine gezwungene Schüchternheit umgab, und es bekräftigte sich mein Glaube, daß diese Rasse mehr gute Eigenschaften besitzt, als es ihr äußeres Wesen erscheinen läßt.

Es charakterisiert die Engländer im allgemeinen nicht nur ein ausgesprochener Widerwille, man könnte fast sagen Haß gegen andere Rassen, namentlich gegen Nationen anderer Hautfarbe, sondern eine fühlbare Verachtung gegen alles, was nicht den Vorurteilen ihres Mutterlandes oder ihrer Nation fröhnt. Demnach erscheint ihnen in Indien alles widerwärtig und trivial. Nicht nur die unbestreitbare natürliche Grazie der Hindostanerinnen, sogar die Pracht der tropischen Naturvegetation ist ihnen zuwider, sie finden nur Grazie in der menschlichen Gestalt durch fashionable Toilette, und Schönheit und wahre Pracht der Gegend nur in künstlichen Rasenbildungen und in den steifen Parkanlagen.

Die englische Tendenz im Mutterlande ist ein schroffes Klassenwesen und kontrastiert gewaltig mit derjenigen, die sie in ihren kolonialen Gebieten und namentlich in denjenigen, die sie seit 1761, der Zeit ihrer Machtentfaltung in Indien, mit peinlicher Hast befolgen, da die-

selbe sich auf die Gleichheit aller Klassen, und namentlich in Indien auf die Gleichheit und gleiche Berechtigung aller religiösen und sozialen Kasten des hindostanischen Brahmanismus stützt.

Dieses ihr Prinzip in Indien, trotz der, was Gerechtigkeit anbelangt, philosophischen Richtigkeit desselben, ist jedoch die Ursache des moralischen Verfalles der indischen Rassen. Das Resultat dieser Tendenz nämlich vernichtet den reichen Stand der zahlreichen Bevölkerung ohne den ärmeren Ständen einen faktischen Nutzen zu bringen, lockert die religiösen Begriffe des Volkes, und bahnt unwillkürlich im Reiche den Weg zu anarchischen Zuständen. Nur das traditionell-religiöse Kastenwesen und die als Halbgötter angesehenen Magnaten des Landes waren imstande, eine so zahlreiche und wuchernd zunehmende Bevölkerung in Schach zu halten, und wäre dieser Einfluß auf die bekanntlich durch ihre Überzahl in Indien wimmelnde Bevölkerung nicht dagewesen, so wäre es England nimmer gelungen, weder Indien zu besitzen, noch weniger, sich mit der geringen Zahl seiner europäischen Truppen in Indien zu erhalten!

Mit Ausnahme der Regierungszeit Akbars und derjenigen des Kaisers Schach Dschehan, die die Glanzpunkte der Dynastie der Timuriden darstellen, ist der Verfall des Reiches vom Beginn der mohammedanischen Aera, d. h. seit anno 1000 nach Christus zu rechnen, jedoch den definitiven und gründlichsten Verfall, trotz scheinbarer Gleichheit und Freiheit des Prinzips des englischen Regimes, muß man seit der Machthabung der Briten im indischen Reiche rechnen, d. h. seit 1595, als die ostindische Kompanie sich in London formierte, um schachmäßig, bis auf die gegenwärtige Zeit, Stück für Stück, durch Bestechung und Wortbruch, das Reich zu annektieren.

Der gegenwärtige Zustand Indiens ist trotz der scheinbaren Freiheit und Gleichheit des herrschenden anglosächsischen Prinzipes derjenige des Sinkens der fundamentalen Kräfte des Landes!

Es trifft der Wanderer durch die Gebiete des Reiches strategische Bahnen in Kreuz und Quer durch das Land, zierliche und geordnete Kantonnements der Truppen, neue europäische Stadtteile, umfangreiche Parkanlagen, wohlhabende Plantagenbesitzer resp. deren Verwalter mit despotischem Sinn, beackerte Felder, die wuchernd durch künstlichen

Trieb; jedoch im allgemeinen findet er den unleugbaren Stempel der Verwüstung in den Waldungen des Landes und in den von den Bahnlinien entfernter liegenden umfangreichen Strecken, und eine sichtbar verarmende Bevölkerung!

Man findet auch in solchen verwüsteten Strecken hin und wieder blühende Landschaften, deren Dörfer gute Wege mit Alleen vereinigen, die jedoch im Vergleich zum allgemeinen ein fremdartiger Charakter kennzeichnet, und es stellt sich alsdann heraus, daß diese Strecken kleinen Radjas oder reichen Djaghirdars gehören, denn der Engländer hat keinen Geschmack weder für den orientalischen Glanz, noch für einen nationalen Wohlstand zum Vorteile des armen Volkes. Egoismus liegt im Ziel, nach welchem der Engländer rastlos strebt. Er baut und unterhält exemplarische Wege, jedoch nur dort, wo er dieselben für das Ziel seines Eigennutzes gebraucht. Er erhält einige klassische Monumente altindischer Herkunft nur aus Eitelkeit, der Besitzer derselben zu sein, nicht infolge der Berücksichtigung, daß dieselben der Ruhm und der Stolz der indigenen Nation sind. Er thut nichts für den Eingeborenen, so lange nicht die That einen weltschallenden Ruf erweckt oder es sein eigener Vorteil erfordert. Er denkt nicht daran, ob ein übervölkertes Dorf mit trinkbarem Wasser versehen ist, oder wie weit dasselbe vom Dorfe entfernt ist, so lange nicht durch Mangel an Wasser oder durch den Genuß von unreinem Wasser Seuchen entstehen, die seine Militär-Kantonnements oder ihn und seine eigenen Behausungen bedrohen. Er genießt den Reichtum des Landes ohne dem Lande auch nur den geringsten gründlichen Vorteil seiner Produktivität zu geben. Er haßt fremde Rassen. Er lebt in Indien gleich einem Fremden, der in Mitte des von ihm eroberten Landes lagert, ohne Sorge um die Folgen der allmählichen Verarmung desselben. Dem zufolge sind in den Gebieten Indiens, wo üppige Weidestrecken und an Wasser reiche Reservoire sich befanden, seit dem Falle der Dynastie der Timuriden, die, obgleich grausam und despotisch, jedoch als Einheimische sich betrachtend, wenn auch zum eigenen Vorteil, mehr für die Erhaltung des Landes gethan hatten, gegenwärtig dürre und an Wasser arme Strecken entstanden.

Seit der Administration des Lord Dalhousie 1848 bis auf die

gegenwärtige Zeit, sind freilich namhafte Summen zum Wiederbeleben der verödeten Gebiete im Namen der Regierung Britanniens für Indien ausgeworfen worden, jedoch resultatlos, denn die Natur, namentlich die der Tropen, kennt keinen Scherz und rächt sich, wo die menschliche Hand in ihrem Revier in so großem Umfange verwüstend gewirkt, als wie sie es in Indien gethan hat. Von wo bezog übrigens die scheinbar den Zahlen nach freigebige Regierung diese Summen? — Aus England nicht, sondern aus Indien selbst, ohne dem Lande auch nur den geringsten Vorteil erzeugt zu haben!

Das Prinzip englischer Regierungen in Gesetzen, in der Rede und dem Scheine nach ist exemplarische Gerechtigkeit, in der Ausführung jedoch zeigt es sich als schrankenlose Ungerechtigkeit!

Die Agrikultur des Reiches bildet durchgehends der Anbau von Reis, Mais und im nördlichen Teil von Weizen. In den Flächen des Hindostan und des Dekan kommen zum Anbau: Baumwolle, Tabak, Mohn, Indigo, Flachs, Hanf, Senf, Sesam, Palma Christi zum sogen. Palmöl, Rosen zur Bereitung des Attar (Rosenöl) und Rosenwassers, der Maulbeerbaum zur Seidenraupenzucht; im Gebirgslande: Kaffee und Thee. Außer diesen, jedoch meist als Naturprodukte und nur teilweise als solche der Agrikultur, spielen eine namhafte Rolle im Lande die Gewürzpflanzen, namentlich an der Westküste, als: Cardemon, Capsicum, Pfeffer, Ingwer, Cumminum, Coriander u. s. w., Kräuter und Gräser zu aromatischen Zwecken, und Harz, Firniß und Gummi erzeugende Pflanzen.

Der Reichtum an mannigfaltigen Bäumen, von der allweltlichen Weide an gerechnet bis zum eisenharten Ebenholz, ist in seiner zahllosen Vielfältigkeit in den botanischen Werken genügend genannt und geschildert, als daß ich ihn hier noch zu erwähnen hätte, und daher übergehe ich denselben gleichwie die Flora des Landes mit der Bemerkung: daß es mit Ausnahme von Zentral-Amerika schwer fallen würde, eine Weltgegend zu treffen, wo abgesehen vom variierten Palmenreichtum, von den Bananen (Pisangs), den so nützlichen Bambus und gumminösen Urstämmen, eine reichere Vegetation blühender Akazien und hochstämmiger Rhododendrone zu treffen wäre.

Desgleichen steht es mit der Thierwelt, die in Indien namentlich

als Insekten, Reptilien, Vögel und Raubtiere wohl die vollständigste zoologische Darstellung der Schöpfung bietet, es sei denn, daß der Löwe in Indien einen schwächeren Typus seiner Rasse zeigt, und daß unter den Affen der Orang-Utang nicht zu treffen ist.

Was die klimatischen Verhältnisse Indiens betrifft, so sind dieselben im allgemeinen überaus gleichförmige, es sei denn in den Gebirgen, wo man natürlich durch die Höhenlage grelle Kontraste trifft. Das zweckmäßigste im Klima Indiens bildet der regelmäßige Wechsel des Windes, der ein halbes Jahr von Südwest und die andere Hälfte von Nordost herrscht und alsdann je nach der Richtung S.-W.- oder N.-O.-Monsun genannt wird. Die Regenzeit eröffnet der Südwest-Monsun und beginnt gegen Anfang Juni im Süden Indiens, und gegen Ende des Monates im Norden, und währt bis gegen Dezember. Die gewaltigen Wolkenansammlungen des indischen Ozeans werden während des S.-W.-Monsun nach N.-O. mit fabelhafter Geschwindigkeit über die Flächen der Halbinsel und über das Hindostan bis zum Himalaya gejagt. Das merkwürdige hierbei ist, daß diese Wolkengebilde sich nur über die Küstenstrecken entladen, oder an solchen Stellen des Binnenlandes, wo Gebirge oder Erhebungen des Hochplateaus es durchziehen, daher ist der Niederfall, je weiter von der Küste oder vom Gebirge, um desto geringer. Über dem Himalaya entwickeln sich natürlich die gewaltigsten, die Gegenden des flachen Landes gefahrvoll überschwemmenden Niederschläge.

In den Flächen ist die Hitze das ganze Jahr durch groß, und namentlich in der Regenzeit. Während im Winter in der Fläche eine gewaltige Hitze herrscht, zeigen die Gegenden des Gebirges, je nach ihrer Höhe, die verschiedenartigsten Temperaturen, oft bis zum stärksten Frost.

Der größte Teil des indischen Gebietes ist tropisch und teilt sich klimatisch in zwei Jahreszeiten: die trockene und die nasse. Nördlich zu nimmt die Hitze teilweise ab, und auch die genannten Jahreszeiten verändern sich in ihrem Charakter, so z. B. könnte man einige Monate des Winters im nordwestlichen Pendschab mit denjenigen Frankreichs vergleichen, obgleich der Sommer auch in dieser Gegend Indiens durch den Schutz, den ihr das Himalaya-Gebirge giebt, ein sehr heißer ist.

Die Regenzeit in diesem nordwestlichen Teil der genannten Provinz charakterisieren kalte Winde im schroffen Wechsel mit der in Indien allgemeinen treibhausartigen Schwüle. In ganz Indien herrschen jedoch vom Oktober bis März entzückend frische Morgen und in den Nächten meist ununterbrochen eine kühle wohlthuende Brise. Die Regenzeit in Indien ist die gefahrvollste für den europäischen Einwohner, da während derselben infolge des schroffen Wechsels der Temperatur Erkältungen leicht stattfinden, deren Folge das vernichtende Wechselfieber der Gegend ist.

Trotz der Hitze, trotz dem Mangel an reinem gesunden Wasser, trotz den an Miasmen reichen Ausdünstungen der sumpfigen Waldungen und der progressiv von Jahr zu Jahr trockener erscheinenden Flußbette, Teiche, Reservoire und Sümpfe, ist das Klima in Indien kein so gefährliches, als es die durch die schweißtreibende Hitze der Tropen entsetzten, meist nur die Hauptstädte des Landes kennenden Ankömmlinge zu schildern suchen.

Um sich in Indien gleich wie in allen tropischen Ländern gesund zu fühlen und kräftig zu erhalten, erfordert das Klima vom Neuankommenden namentlich, gleich wie von demjenigen Fremdling, der im Lande ständig lebt, eine regelmäßige körperliche Bewegung in der kühlen Morgenstunde, eine geregelte Lebensweise, mäßige und der Zone zusprechende Kost, Beseitigung jeder Ursache, die das Gelüste nach Alkohol erweckt, Enthaltsamkeit im Trinken überhaupt, und die erforderliche Nachtruhe.

Es ist nicht zu verleugnen, daß infolge der Erkältung des Unterleibes, ein Leiden, welches in Indien ein nationalchronisches geworden ist, sich eine ständige Dissenterie unter dem Volke entwickelt hat, der, mit nur wenig Ausnahmen, fast die ganze Nation verfallen ist, und die oft so zu sagen choleraartig auftritt.

Trotz ihrem cholerischen Charakter kann man jedoch die Seuche nicht mit derjenigen vergleichen, die unter dem Namen Cholera bei uns in Europa hin und wieder erscheint, denn auffallend ist es in Indien, daß wenn man in Mitte der enggedrängten Bevölkerung bei einem heftigeren Auftreten der indischen Dissenterie, alsdann Cholera genannt, lebt, man bei regelmäßiger Lebensweise, und namentlich bei

sorgfältiger Fürsorge, seinen Magen ununterbrochen trotz Hitze der Zone warm zu halten, nicht nur vor dem direkten Anfall der Krankheit, sondern auch vor jeder Ansteckung sich schützen kann.

Die Hauptursache des vernichtenden Einflusses des Klimas auf den Europäer liegt nach meiner Ansicht in dem Sichgehenlassen bei der Abkühlung des Körpers, im zu vielen Trinken natürlichen und künstlichen Wassers oder von Spirituosen, und in der maßlosen Sucht des sich Übersattfressens, da von essen keine Rede sein kann, wodurch die Energie und das Selbstbewußtsein des Individuums schwindet, das griesgrämige Temperament sich entwickelt, und die Gallenansammlungen eines Leberleidenden entstehen, die gewöhnlich bei den Europäern in Indien den Pfad des Todes bilden.

Auch ich hatte mich in dieser Hinsicht vergangen. Während einer unbeschreiblich wirksamen Hitze der Tropen mußte ich unter der verweichlichten, üppig lebenden Schaar Europäer Kalkuttas, wenn gleich wider Willen und gegen meine Gewohnheit, die unsinnige Lebensweise dieser Herren mittreiben. Nach Dutzenden wurden gewaltige Gläser „Peaks", d. h. Spirituosen, mit Sodawasser oder Limonade gemengt in den verhältnismäßig kleinen Raum des Magens literweise hinuntergestürzt, die schwersten Speisen mit schweißtreibendem Angesicht hinuntergewürgt, stark alkoholisierte Weine der europäischen Rebengegenden mit nordländischer Unmäßigkeit getrunken, bis die feurigen, zahllosen Bankette des Übermutes mich aus dem Gleichgewicht brachten. Trotz tropischer Hitze überfiel mich ein unbeschreiblich ungemütlicher Schüttelfrost, das sichere Vorzeichen der jedem unwillkommenen indischen Malaria. Das Fieber war da, klammerte sich fesselnd an mich, und zwang mich, da die Hitze in Kalkutta von Tag zu Tag zunahm, an meine Abreise ernstlich zu denken.

III. Abschnitt.

Von Kalkutta nach San Franzisco (Californien). China. Japan.

1. Abteilung.

Seereise bis Hong-kong. Penang. Singapore. Saigong.

Auf dem Frachtdampfer. — Die Ufer des Hugli bis zur Mündung. — Sechs Tage auf dem Ozean. — Penang. — Ausflug zum Wasserfall. — Die Plagen des Fiebers. — Im „dolce far niente". — Eine entsetzliche Nacht.

Dank freundschaftlicher Vermittelung eines hiesigen deutschen Kaufmannes fand ich die Möglichkeit, die Strecke bis Hongkong gegen eine Summe von 250 Rupien inkl. Beköstigung und Wein mit einem Frachtdampfer zurückzulegen. Das Schiff hieß „Altona" und stand unter Kommando eines Kapitäns, der Sohn des Prinzipals einer reichen Firma in London und ein höchst gebildeter Mann war.

Es war am 7. Mai, als ich in Begleitung einiger Freunde das Schiff um 10 Uhr früh betrat. Der erste Eindruck desselben war kein anmutiger, denn Schmutz und unzählige fliegende und kriechende Kokrotsch (Schwaben) charakterisierten dasselbe, dazu kam noch die auffallende Enge der Räumlichkeiten.

Der zweite Kapitän war ein Schleswig-Holsteiner, ein freundlicher Mann, der, als er mein Erstaunen über den Anblick des Schiffes bemerkte, mir die Hoffnung auf Besserung der Unterkunft gab, denn er meinte, daß, sobald wir aus dem Gehetze des Einladens der Fracht und wieder im Ozean wären, das Schiff seine guten Seiten zeigen würde.

Trotz der zahlreichen stinkenden Barken, die das Schiff umgaben, trotz der glühenden Strahlen der Sonne war der Aufenthalt auf dem Hugli bedeutend erfrischender als im Hotel der Stadt, und schien

mir auch der unheimliche Wechsel von Schüttelfrost und innerer Glühhitze des Fiebers auf dem Wasser leichter zu ertragen.

Erst am folgenden Tag verließen wir Kalkutta um $1/2$10 Uhr morgens, um gegen Abend, noch vor Sonnenuntergang, die Mündung des Ganges in den Ozean zu erreichen, die man bei Nacht nicht durchfahren kann.

Bis zum botanischen Garten, bei imposantem Anblick der malerischen Ufer des Hugli, führte uns der Pilot des Hafens und kurz vor der glanzvoll leuchtenden Gruppe der Gebäude des Palastes des Exkönigs von Oudh verließ uns derselbe, und es bestieg unser Schiff der Pilot des Flusses, um uns der Mündung zuzuführen.

Es folgte von beiden Seiten üppig bewachsenes Ufer, mit malerischen Dorfschaften inmitten schlanker Kokospalmen und dichter Bananen (Pisang). Je näher zur Mündung, wurde die Vegetation eine lichtere und allmählich die Ufer wüster und öder, obgleich sie durchweg, namentlich das linke, mit Hütten indigener Fischer wie besäet waren. Die Farbe des schleimigen Wassers war hellgelb, die Strömung desselben eine starke und sich wälzende, Fische waren in derselben nicht zu sehen. Ein heftiger Glühwind herrschte. Im kleinen winzigen Speisezimmer wurde rastlos die Panka (Luftschirm) in Bewegung erhalten, wodurch wir die Möglichkeit hatten, auch außer der Mahlzeit Erfrischung in demselben zu finden. Die Abspeisung auf dem Schiffe fand in drei Kategorien statt: Um $1/2$1 Uhr die Tafel der Maschinisten, um $1/2$1 Uhr im Speisezimmer die Tafel des zweiten Kapitäns und der Steuerleute, und um 2 Uhr die hoheitliche Tafel des Kapitäns und meiner Wenigkeit als alleinigen Passagiers.

Nach dem Tifin, der ziemlich gut war, erweiterte sich der Fluß, namentlich das rechte Ufer schwand dem Blicke, und gegen 5 Uhr auch das linke Ufer des oft seichten Hugli. Es zeigten sich unzählige Segelschiffe mit voller Segelausspannung und eine wimmelnde Unzahl Fischerboote mit ihren gewaltigen triangulären Segeln, die der heftige Wind stramm blähte. Der Pilot war ein „Half-Kast“ und nur 38 Jahre alt. Er bekleidete seine Stelle schon 22 Jahre und brauchte nur noch 8 Jahre zu dienen, um das Recht einer Pension von 200 £ zu beanspruchen. Ich unterhielt mich mit ihm über die Missionäre,

das Christentum und über die Religionen des Hindostan und mußte über die klaren Ansichten dieses überaus humoristischen Mannes erstaunen, dessen ganzes Wesen in jeder Beziehung meine ausgesprochene Ansicht über die Zukunft seiner Rasse, dieser „Bastarde des Landes", bekräftigte. Leider wurde die Unterhaltung durch das Wiedererscheinen der Fieberhitze im Kopfe gestört und nahm mir auch die Möglichkeit, die Einfahrt in den Ozean zu genießen, da ich fast hörbar pulsierend mein Lager aufsuchen mußte.

Die 5 ersten Tage unserer Reise charakterisierten eine heftige Bewegung des Schiffes, da es schwach beladen war, eine unabsehbare Wasserfläche, die nichts bemerkenswertes aufwies, als ihren glitzernden Glanz und finstere Gewitterwolkenbildungen ihres nördlichen und östlichen Horizontes, gewaltige Hitze und in der Nacht bei sternefunkelndem Himmel ein derart intensives Phosphoreszieren, daß man gleichwie in einem Feuermeer zu sein schien. Auffallend wenig Fische zeigten sich. Unsere Richtung blieb bis zum 10.° nördlicher Breite eine südliche zu Ost, alsdann zwischen den Nikobar-Inseln rechts und der Inselgruppe der Andamanen links ziehend, schlugen wir eine östliche Richtung zu Süd ein und es zeigten sich mehr Fische und zahlreiche Vögel der See, die bedeutend unruhiger wurde und kurze hastige Wellen bildete, zugleich entwickelte sich ein tropisch-frischerer Wind, als wir am Abend die nördlichen Inseln der Nikobar-Gruppe zu Gesicht bekamen. In der Nähe dieser Inseln überraschten uns die Nachfolger eines an der Küste Sumatras stattgefundenen Gewitters als heftige Regenschauer.

Von der Inselgruppe an zeigten sich oft Riffe und, infolge der unaufhörlichen Gewitter in der Ferne, eine unruhige See, die den Kapitän zur Vorsicht zu mahnen schien, denn er verließ das Deck weder am Tage noch in der Nacht.

Am 6. Tage seit unserer Reise aus Kalkutta zeigte sich uns, allmählich erscheinend, die sonderbar glänzende Küste der Halbinsel Malakka um 3 Uhr abends, und um 5 Uhr die Insel Penang mit ihren Bergen, die dunkele Gewitterwolken umgaben, die die untergehende Sonne farbenreich beschien. Die Heftigkeit des Windes und die Finsternis der Nacht waren derartig, daß der Kapitän es vorzog, in

offener See das Tageslicht zu erwarten, um in die gefahrvolle Enge Penangs einzufahren, und somit schwebten wir ohne Anker geworfen zu haben über Nacht bei wuchtigem Gewittersturm auf der See, und und am folgenden Morgen ergab es sich, daß unser Schiff durch die starke Strömung 12 Seemeilen zurückgetrieben worden war, und als das Tageslicht erschien, zeigte sich die gestern schon nahe Insel wieder in Fernsicht und erst gegen 10 Uhr ankerten wir vor der Stadt.

Ein herrlicher Blick entfaltete sich hier auf die üppig bewachsene bergige Insel Penang, die ca. 50 engl. Meilen im Umfang hat. Links von uns zeigte sich ca. 4 Meilen entfernt die bergige Küste der Halbinsel Malakka, von der aus 40 Meilen ins Land die Engländer ein Gebiet besitzen, welches üppige Zuckerrohrplantagen aufweist.

Trotz heftigem Fieber ging ich an Land, akkordierte einen Garry (einspännigen Wagen) für 1 Dollar 25 Cent. pro Tag und ließ mich zum 5 Meilen von der Stadt entfernten Wasserfall fahren.

Die Insel Penang liegt unter 5° 24′ 30″ nördlicher Breite und 100° 20′ 9″ östlicher Länge von Greenwich. Die Insel ist gebirgig und die höchste Höhe erreicht 3000′. Der St. Olivia, 1819′ hoch, ist der Ursprung des Penang-Flusses, den ein sehenswerter Wasserfall charakterisiert. Die Hafenstadt an der Mündung des Flusses wird Georgetown genannt, ist ein sauberer, hübscher kleiner Ort, dessen Bewohner mit Ausnahme diverser europäischer Nationalitäten des Handels und des Seewesens, meist Malayen und Chinesen sind. Die arbeitende Klasse bilden meist Tamulen aus Madras, da die Indigenen der Insel nur mit Fischerei, dem Küsten-Seewesen und mit Fuhrwerk sich beschäftigen, anderen Arbeiten jedoch, bei denen sie ihre Selbständigkeit aufgeben müssen, sich ungerne unterwerfen. Der herrliche Wohnsitz des Gouverneurs wird Bell-retiro genannt und liegt auf der Höhe des 2250′ hohen Gouvernements Hill, in unmittelbarer Nähe des St. Olivia und seines Wasserfalles, mit herrlichem Rundblick auf die ganze Insel Penang, auf die mannigfaltig geformten kleinen, bewachsenen, bergigen Inseln der Umgebung und auf die üppige Küste der Halbinsel Malakka.

Die Fahrt zum Wasserfall war eine herrliche. Durch eine üppige Vegetation führt ein guter Weg bis zum Waldhotel Waterfall,

4 Meilen von der Stadt entfernt. Hier empfängt sofort den Eintreffenden ein schwarzer Portugiese, um ihm die dortigen Bäder zu zeigen, die zur Benutzung nichts weniger als einladend erscheinen und weiter nichts als ein einfaches Quellenbad mit Überdachung sind. Die liebenswürdige Besitzerin des Gasthauses nannte sich eine echte Russin, war aber, und das unverkennbar, eine recht schöne Jüdin aus Odessa, deren Vater stets das Fieber hatte und ähnlich einem Skelett erschien Die Witwe mit ihren beiden Kindern, gleichwie ihr Herr Vater, sehnten sich nach der Heimkehr in das Vaterland, ohne daran zu denken, daß sie nach vieljährigem Leben in der äquatorialen Zone nimmer das Klima der Heimat vertragen würden.

Zu Wagen kann man nur bis zum Gasthaus gelangen, von diesem aus nur reitend oder zu Fuß den Wasserfall erreichen. Mit heftigem Fieberanfall unternahm ich, durch die imposante Wildnis einer verworrenen, gewebeartig in sich geschlungenen Vegetation, die Besteigung, die übrigens verhältnismäßig keine sehr schwierige ist. In einer guten halben Stunde erreichte ich den Hauptsturz, wo ein malayischer Tempel stand, vor welchem ein bildschöner Malaye mit seinen zwei Frauen dem Gott des Tempels ein kopiöses Mahl als Opfer bereitete. Nach kurzem Gruße legte ich mich bei drohenden Gewitterwolken, durch das Fieber ermattet, am Fuße des Tempels nieder. Eine volle Stunde hatten mich die Qualen des Leidens mit Schüttelfrost, Fieberglut und heftigem Schmerz im Kopf und Körper geplagt, als die freundlichen Leute zu mir traten und mir ein sauber zubereitetes Betel-Blatt nebst aromatischem Inhalt reichten, und durch Zeichen mir begreiflich machten, daß dieses bittere Pfeffergekau mir wohlthun würde. Ich nahm es dankbar an und spürte wirklich eine günstige Wirkung, denn das Bittere erfrischte mich mehr als das kristallklare Wasser, welches mir gallenbitter erschien. Nachdem ich nochmals die mit Ringen und Armbändern aus Glas und Edelsteinen reich geschmückten Gestalten der schmuck geformten Weiber beobachtet hatte, begrüßte ich zum Abschied die freundlichen Leute, die eifrig mit der Zeremonie der Bewirtung des Gottes beschäftigt waren, und eilte, jetzt im Fieberschweiß, bergab zu meinem Wagen, der mich in der Nähe des erwähnten Gasthauses erwartete.

Gegessen hatte ich im Hotel des Wasserfalles nichts, da alles was ich versuchte mir bitter erschien. Ich bestieg meinen Wagen, und wieder ging es durch die üppige Gegend, dann durch die Straßen der Stadt, reichen Theeläden der Chinesen vorbei, bis zum Hotel Philipp, wo ich gegen einen Dollar mir ein Mittagsessen reichen ließ, jedoch nur die Suppe genießen konnte, da das übrige mir bitter schmeckte. Hier traf ich einen französischen Kapitän, der mit seinem Schiffe im Dezember Kalkutta verlassen hatte, und den ich damals im Hotel Gallais kennen gelernt. Er forderte mich auf, mit ihm einen ihm bekannten Chinesen, der einen Thee- und Getränkeladen hielt, zu besuchen, da, wie er meinte, ein warmer Thee oder Grog mir gut thun würde.

Bei tropisch-vehementem Gewitterniederguß erreichten wir das Lokal, welches echt chinesisch-zierlich eingerichtet war. An bunten kleinen Tischen, die den Raum füllten, wurden uns verschiedenartiges Naschwerk, mit Fett gebackene Süßigkeiten und Thee, echt chinesisch, daher ohne Zucker und Sahne, gereicht. Doch weder die Freundlichkeit des Wirtes, noch die der zahlreichen sehr zuvorkommenden Gesellschaft im Lokal, weder der aromatische Thee, noch die schmackhaften Süßigkeiten waren imstande, die Eindrücke des Fiebers zu verscheuchen, welches die schwüle gewitterhafte Atmosphäre nur noch zu erhöhen schien. Im elendesten Zustande ließ ich mich zum Ufer fahren und alsdann von einem gleich einem Schwalbenschwanz geformten Kanoe, deren unzählige in der Mitte der zahlreichen Barken den Hafen füllten, zum Dampfer rudern.

In Penang herrschte gewaltig das Fieber, und ich traf während meines Aufenthaltes viele Leidensgenossen, die, gleich wie ich, mit entsetzlicher innerer Glut, mit blaßgelber Gesichtsfarbe, gleich Schatten umherwanderten und mit der diese Krankheit charakterisierenden Unruhe des Gemütes Hilfe und Linderung der Qual suchten, jedoch nicht fanden.

Kaum an Bord gelangt, benutzte ich die seit vielen Jahren ungebraucht mit mir reisenden Fiebertropfen des Dr. Rivers aus Broklyn bei New-York, nahm acht Tropfen ein, und dieses, wie sich sehr bald erwies, mit wohlthuendem Resultat.

Die ganze Nacht herrschte böses Wetter mit rastlos donnerndem Gewitter. Am Morgen nahm ich wieder acht Tropfen des Mittels ein, nachdem ich schon eine bedeutende Besserung fühlte. Ich wagte es nicht mehr das Land zu betreten, wo das Fieber unter der Bevölkerung heftig herrschte, und verbrachte den ganzen Tag auf Deck im Liegestuhl chinesischen Fabrikates, in sehr bequemer Lage das bunte Gewimmel der den Dampfer umgebenden Barken beobachtend, die uns Fracht zuführten und mir die Gelegenheit gaben, das rastlos rührige Wesen der stets heiter erscheinenden dunkelfarbigen Arbeiter kennen zu lernen, die trotz der Glut der Sonnenstrahlen und dem penetranten Staub der Kohle, die wir aufnahmen, gleich Ameisen ihre emsige Thätigkeit mit unaufhörlicher Beredsamkeit entfalteten.

Nirgends in der Welt lernt man den behaglichen Genuß eines dolce far niente im Liegestuhl deutlicher kennen als in den Tropen, namentlich in der unmittelbaren äquatorialen Zone, und ich glaube, daß das Sterben in dieser Zone ein viel leichteres sein muß, als in den frischeren Gegenden, die die Lebhaftigkeit, die Thatkraft und Lebensfrische des Menschen mehr erwecken; denn krank, wie ich mich fühlte, erschien mir der Gedanke an die Möglichkeit eines Dahinscheidens in diesem Augenblick nicht im mindesten erschreckend, sondern im Gegenteil als eine Erlösung von unsäglicher Qual.

Um 5 Uhr früh hörte man Kettengerassel und Rufe auf dem Schiffe; mit Getöse entlud sich der Überdampf der Maschine aus den kleinen Öffnungen, die zu diesem Behuf die Seitenwände des Schiffes haben, mit einer Wucht, welche die zahlreichen Barken und Boote zur eiligsten Flucht trieb. Bald entfaltete sich eine sonderbare Lebhaftigkeit im Hafen; Signalflaggen wurden gehißt, ein kleiner Dampfer schnaufte auf uns zu und hielt keuchend und pustend an unserer Seite: es war der Pilot, der uns durch das seichte Wasser, an zahlreichen kleinen Inseln vorbei, in die Straße von Malakka führen sollte. Um 7 Uhr erreichte er sein Ziel, d. h. den Ausgang aus der Inselenge, und überließ uns alsdann unserem Schicksal. Wir zogen erst in südwestlicher Richtung bis 8 Uhr, und alsdann in südlicher zu Ost, der Südspitze der Halbinsel von Malakka zu.

Ein glanzvoller Sternenhimmel mit funkelndem Spiel des Stern-

gebildes des südlichen Kreuzes, Gewitterwolken am Horizont und eine ruhige See charakterisierten den Beginn unserer Weiterreise. Acht Tropfen gegen das Fieber durch die Gurgel in den Schlund gießen, und meine Glieder in die auf Deck befestigte Hängematte zu strecken, bildete meine Schlußthätigkeit des Tages.

Einer heftigen Gewitternacht mit tropischen Niederschlägen folgte ein glänzend heiterer Tag, und mit dem Gewitter schien auch mein Fieber geschwunden zu sein. Links von uns zeigte sich meist die Küste der Halbinsel Malakka mit zahlreichen Riffen, und rechts diverse bergige Inselgruppen vor der Insel Sumatra. Das Wasser war seicht, das Tiefwasser des Fahrkanals war schmal. Um 5 Uhr erschien, allmählich deutlicher werdend, die Zeichnung einer hervorragenden Bergspitze mit einem blendend weißen Leuchturm, und nach Sonnenuntergang auch das flache Ufer Sumatras rechts, und links die gebirgige Südspitze der Halbinsel Malakka. Wieder waren wir gezwungen, bis zum Morgen des folgenden Tages die Einfahrt in den Hafen zu verschieben, da es finster war und die gefahrvollen Sandbänke der Umgebung die Einfahrt nur bei Tageslicht oder bei mondheller Nacht gestatteten.

Die entsetzliche Nacht, die wir lavierend zubrachten, war eine der unvergeßlichen, die ich auf der See erlebt hatte.

Kaum war nämlich die Dunkelheit eingetreten, so begannen die Spitzen der Maste und die Drahttaue derselben elektrisch zu glänzen, der Eindruck war, als ob tausend und abertausend Flämmchen sie umzogen und umflatterten. Die gewaltigen Gewitterwolken, die bei Sonnenuntergang den ganzen Horizont finster umgaben, zogen gegen einander, bis sie mit unheimlich schwefelfarbigen Gebilden sich in sich wälzten, und mit unbeschreiblichem Donner und Geknatter ein heulendes Sturmwetter entfalteten. Finsternis und Helle waren im steten Wechsel. Mit wuchtiger Vehemenz wurde unser kleines Schiff von den heftigen Wogen bald hoch gehoben, bald in die Tiefe der finsteren Abgründe des wilden Elementes der See versenkt. Zitternd und erdröhnend erschien es, als ob der schlanke Dampfer nie mehr aus der Tiefe wieder vortreten könnte, denn phosphorleuchtende Wassermauern umgaben denselben oft dauernd, bis er hoch gehoben wurde und,

durch den Strahl eines wütend niederfahrenden Blitzes erleuchtet, wieder auf dem Gipfel einer berghohen Woge sich befand, um gleich wieder im steten Wechsel, bald in die Tiefe, bald in die Höhe des hin und her in sich und über sich wogenden Elementes zu fahren. Der Kapitän hatte 17 Mal schon die Reise um die Welt gemacht und meinte, daß diese Nacht vom 17. Mai auf den 18. die schlimmste seiner Erfahrungen gewesen sei.

Singapore. — Der Garten des Konsul Wampú. — Überrascht vom Tiger. — Der Botanische Garten. — Der Korso und das Fest. — Charakter der Bevölkerung. — Geldtransport. — Im chinesischen Meer. — Spiel der Wasserhosen. — Einfahrt in den Saigong.

Der stürmischen Nacht folgte ein klarer sonniger Tag, jedoch eine unruhige See, und erst gegen 2 Uhr nach Mittag trafen wir in Singapore ein.

Der Hafen ist seicht, so daß man das Werft und die Docks ca. 4 Meilen von der Stadt entfernt errichtet hat.

Um 4 Uhr ging ich an Land und ließ mich mit einem Wagen direkt zum Garten des russischen Konsuls Wampú, eines reichen Chinesen fahren, der ca. 4 Meilen von der Stadt entfernt war. Ich traf den Konsul, der mich höchst gastfreundlich empfing. Er war ein liebenswürdiger Greis, sprach das Russische geläufig. Sein Garten, im echt chinesischen Styl angelegt, war im höchsten Grade sehenswert. Das Areal desselben bildete ein Quadrat, welches durch parallel laufende, zierlich gehaltene Wege in verschiedene Quadrate geteilt wurde. Diese Teile charakterisierte der sonderbare Schnitt der Pflanzen, der täuschend die Formen von Pagoden oder verschiedenen Tieren nachahmte, und das bemerkenswerte bei diesen Nachahmungen war, daß die Stellen der Augen stets Blüten bildeten. Um einen Beweis dieser gelungenen Nachahmung zu geben, muß ich erwähnen, daß auf der Garten-Veranda, vor dem Eingang in das Haus, zwei große Hunde lagen, die ich aus der Entfernung für leibhafte Wüteriche ansah und mich ihnen mit einer gewissen Scheu und den erforderlichen Vorkehrungen zum Schutze näherte. Mein Erstaunen war nicht

gering, als ich in diesen Bestien kunstvoll gezogene und geschnittene Myrtengewächse erkannte, deren Augen, wie schon erwähnt, blutrote Blüten einer Schlingpflanze bildeten, die gewandt durch das Gestrüpp, welches den Körper darstellte, vom Gärtner immer wieder erneuert an die richtige Stelle gezogen wurden. Das Wohnhaus war ein luftiges, einstöckiges, chinesischer Bauart mit zahlreichen Veranden, umgeben von schattigen Bäumen, auffallendem Blütenreichtum und Aroma des Gartens.

Schön war der Eindruck des Ganzen nicht, jedoch merkwürdig in jeder Beziehung.

Von hier aus bei vorzüglicher Straße und durch die üppige Vegetation der Insel erreichte ich das Hotel Europe, welches ein Herr Becker, ein Deutscher hielt. Es ist ein umfangreiches zweistöckiges Gebäude mit schönem Garten, Prachtblick auf den seichten Hafen und auf die in der Ferne geankerten Schiffe. Der Hafen wäre leblos und still zu nennen, wenn nicht die zahlreichen, sonderbar geformten Boote und Kanoes der Malayen und die Segelboote der Fischer im engsten Gedränge denselben malerisch füllen und beleben würden.

Die Stadt Singapore liegt bekanntlich auf einer Insel, die nur auf kurze Entfernung von der Südspitze der Halbinsel Malakka entfernt ist, eine Entfernung, die so gering ist, daß in der Morgenstunde fast täglich Tiger über die Enge schwimmen und nicht nur die Umgebung, sondern auch die Stadt selbst erreichen.

Die Stadt ist klein, in bergiger Lage, ziemlich eindruckslos und rasch durchwandelt. Enge Gassen charakterisieren dieselbe, jedoch auch die blendend weiße Farbe der meisten ihrer Gebäude, da sie aus Kalkstein erbaut und unter ihnen einige recht stattliche zu treffen sind. Eine recht schmucke Town-hall (Stadthaus) besitzt Singapore, in der hin und wieder einzelne von den um die Welt wandernden Größen der Bühnen Europas ihre ihnen hier gut bezahlten Vorstellungen geben.

Die Nacht verbrachte ich im Hotel in der Hoffnung, daß ein gutes Bett und der Schlaf auf festem Lande mir wohlthun würde, doch wie gewöhnlich in den Tropen so auch hier unter der Linie selbst, traten dem Ruhe Suchenden Hitze der Nacht und eine Anzahl gewaltig großer Kokrotsch (Schwaben) entgegen, und ich war froh, als

das Morgenlicht erschien und mir gestattete, bei wonnig kühler Brise einen Gang zum höchst unordentlich gehaltenen Kirchhof und auf die Berge zu machen.

Auf diesem Ausfluge hatte ich die Gelegenheit, was hier wie man mir sagte keine Seltenheit ist, einen schwarzen Tiger in naher Entfernung zu erblicken, der mich jedoch nicht wahrnahm und mir die Zeit gönnte, einen Schritt rückwärts zu machen, um unbemerkt hinter eine hügelige Erhebung zu flüchten, von wo aus ich das prachtvolle Tier ohne von ihm gesehen zu werden beobachten konnte. Der Tiger mußte entweder durch irgend etwas aufmerksam gemacht worden sein, oder er war unentschlossen in der Richtung seines Streifzuges, denn naß, noch triefend, stand er wie angewurzelt, bewegungslos, und gab mir vollständig die Zeit, ihn zu zeichnen. Hätte er geahnt, daß in seiner Nähe ein Wesen mit europäischem Blute und nur mit einem Sonnenschirm bewaffnet sich befand, er hätte wohl rascher seinen Entschluß gefaßt. Das Tier war niedriger als der bengalische Tiger, jedoch in der Länge ziemlich gleich; sein schwarzes Fell war außerordentlich schön glänzend, mit dunklen Flecken so zu sagen geäpfelt, sein Kopf war klein jedoch breit, und im Ausdrucke zeigte das Tier gedankenvolles Verständnis. Da der Tiger gleich wie an die Stelle gebannt und bewegungslos erschien, so hätte ich leicht glauben können, daß das Tier wie die Hunde des Konsuls Wampú eine kunstvolle Täuschung sei, jedoch ein kräftiges Gähnen, Schütteln des Körpers, Recken der Glieder und die Zeichen boshafter Tücke in der Bewegung der Krallen brachten mich rasch hinter den Hügel, und schleichend gleich einem Tiger, allmählich meinen Schritt beeilend, machte ich mich so zu sagen aus dem Staube, jedoch mit dem Bilde des Tigers.

Die folgende Nacht blieb ich auf dem Schiffe, wo ich viel weniger von der Hitze zu leiden hatte und mich viel erquickter fühlte als nach der gestern auf dem Lande verbrachten.

Das Schiff befand sich im Ausladen seiner Fracht und im Einladen von Sand als Ballast, eine langwierige Arbeit für die Mannschaft, eine höchst lästige für den Reisenden, da alsdann auf dem Schiffe alles außer Rand und Band ist und man stets umringt wird von Neugierigen und von Händlern. Unter letzteren boten viele zum

Verkauf prachtvolle Muscheln und das berühmte Malakka-Rohr zu Stöcken. Hierbei sind die geforderten Preise für die Waaren ganz eigentümliche: drei Dollars gefordert, bedeutet gewöhnlich 1 Dollar Bezahlung.

Den Tag benutzte ich zu einem Ausflug mit dem Wagen zum 4 Meilen von der Stadt entfernten Botanischen Garten. Der vorzügliche Weg führte uns durch eine durchgehends herrliche Vegetation der Tropen, an dem hochgelegenen Hause des Gouverneurs und zahlreichen malerisch situierten Villen vorbei. Der Garten, der ein botanischer genannt wird, jedoch richtiger einen naturbotanischen vorstellt, ist neu, in einem Walde angelegt, und reich an Schatten. Das Zentrum desselben schmückt eine hübsche Wasserfläche, die mannigfaltige Schwimmvögel beleben, und ein kunstvoll bepflanzter Berg, der in seiner terrassenförmigen Anlage einen überraschenden Blick auf den Garten und seine Umgebung bietet. Außer den Naturpflanzen der Zone des wilden Teiles sind Pflanzen anderer Gegenden nicht zu sehen, und es wäre der künstlich hergerichtete Teil des Gartens eher ein terrassenförmiger Park zu nennen. Die grünen Rasenplätze und Baumgruppen sind nach englischem Geschmack gelungene.

Nach längerem Aufenthalt im Park nahm ich meine Richtung über das dem Garten angrenzende Kantonnement der englischen Truppen, welches auf einem länglichen Höhenzug erbaut liegt. Mein Weg führte mich oft durch Strecken der Wildnis eines üppigen Naturgraswuchses und erst nach längerem Irren wieder an das Thor des Gartens, wo der Kutscher mich erwartete.

Auf meiner Rückfahrt begegnete ich vielen eleganten Wagen, mit wirklich bemerkenswert schönen Pferden bespannt. Die Fahrenden waren malayische, chinesische und europäische Herren und Damen des Großhandels, die zur Abendfrische den Garten besuchten. Die Eingebornen feierten ein Fest an diesem Tage, der rein indigene Stadtteil war daher am Abend glanzvoll mit bunten Papierlaternen illuminiert. Diese Laternen sind hier gleich wie in China auffallend durch die Üppigkeit ihrer Farbenpracht und durch ihre absonderlichen Verzierungen und Zeichnungen. Sie hingen zahlreich vor jeder Bude, vor jedem Hause in mannigfaltigsten Formen und Größen. Eng gedrängt wimmelte es von Volk, von allen Seiten hörte man Klänge

des Tamm-Tamm, des Cimbals, des Glockenspieles und der verschiedenartigsten Instrumente, die eine Disharmonie der Töne entfalteten, für die keine Benennung möglich ist und die doch dem Indigenen so wohlklingend erscheint.

Die Bevölkerung von Singapore ist eine überaus rohe, widerlich zusammengewürfelte verschiedenartigster Nationalitäten. Was die europäischen Einwohner des Ortes anbelangt, so erwecken sie im allgemeinen, jedoch mit viel Ausnahmen, den Eindruck einer unfreundlichen rohen Sippe mit auffallendem Eigendünkel, und unter dem englischen Teil derselben charakterisiert eine gewisse Klasse eine unverkennbare Tendenz der Scheinheiligkeit; eines jedoch charakterisiert sie durchgehends, das ist die Grobheit, und das, je nach der Nationalität, in eigentümlicher Weise, man könnte sagen: der Engländer ist hier oft höflichgrob, der Deutsche natürlich derbgrob, der Franzose momentan jedoch heftiggrob, der Italiener mit Grazie grob, der Schweizer biedergrob und der Irländer angeboren rohgrob!

Als ich das Schiff wieder erreichte, lieferte dasselbe eine Ladung von 10 000 Dollars in Kupfermünzen aus Kalkutta an die Regierung ab, d. h. eine Million 1 Cent-Kupfermünzstücke. Diese Sendung war je einhundert Dollarswert in eine Kiste verpackt, die mit Eisen beschlagen war, an jeder Kiste war an einem langen Tau eine Bambusstange befestigt, die im Falle, daß das Schiff unterging, die Stelle des Geldes im Untergrunde anzeigen konnte.

Am folgenden Morgen sollten wir Singapore verlassen, um in nördlicher Richtung nach Saigong zu steuern, einem Ort, den wir in drei Tagen zu erreichen hofften. Der Kapitän war in jeder Beziehung eine liebenswürdige, sehr unterrichtete Persönlichkeit, wodurch teilweise mir die höchst mittelmäßige Beköstigung und die Langeweile als einziger Passagier auf dem Schiffe vergütet wurde, jedoch erstreckte sich diese Liebenswürdigkeit auch auf die Einwohner Singapores, denn es wurde in Berücksichtigung höchst unklarer Ursachen von Stunde zu Stunde unsere Abreise verschoben, und anstatt am folgenden Tage, wie es beschlossen war, verließen wir erst am übernächsten um $^1/_2$8 Uhr in der Frühe den Hafen, und erreichten nach einer Fahrt von zwei Stunden das Chinesische Meer.

Bis 10 Uhr durchzog unser junger Klapperkasten in nördlicher Richtung zahlreiche Inseln. Ich sage junger Klapperkasten, da das Schiff 1872 geboren, daher jung war, und entsetzlich schüttelte und polterte. Gegen Abend schwand der Anblick der Inseln, und das weite unabsehbare Chinesische Meer mit seiner sich herrlich kräuselnden Fläche, die, beschienen vom Mondlicht und unter funkelndem Sternenhimmel, sich köstlich ausnahm, war das einzige, jedoch schöne Bild, welches sich vor unserem Auge entfaltete. Unser Schiff war seit Singapore noch leichter geworden, stand daher um 1' höher über dem Wasserspiegel als bisher, und dadurch nahm natürlicherweise das Rollen, Rütteln und Rasseln desselben bedeutend zu.

Am folgenden Tag zeigten sich gleichwie am vergangenen am Horizont schwere Gewitterwolken, und bei dem endlichen Heraufziehen derselben entwickelten sich zahlreiche Wasserhosen, deren Entstehen ein sehr merkwürdiges ist. Es zeigt sich nämlich erst ein intensiver schwarzer Fleck auf der Meeresfläche, der gleichsam trichterförmig sich in sich zieht, und bald darauf als wirbelnde Säule in die Höhe steigt, um, in schlangenartiger Form sich drehend, über die Wasserfläche wirbelnd zu fahren. Wie vehement und wirksam diese Strudel sind, zeigte sich uns diesesmal deutlicher, als unser Schiff in unmittelbare Nähe eines solchen schwarzen Fleckes geriet. Während ich mit dem Kapitän an der Ballustrade des Hinterdeckes stand, bemerkte er den Fleck, und kaum gesehen folgte eine heftige Erdröhnung des Schiffes, die uns zu Boden warf. Als der kurze Augenblick der Überraschung vorüber war, zog die eben entstandene Wasserhose wirbelnd weiter, und unser Schiff war rückwärts gekehrt worden. Diese Wasserhosen sind im Chinesischen Meere ein übliches Phänomen, welches manchem Segelschiffe schon gefahrvoll geworden ist. —

Am dritten Tage, nachdem wir Singapore verlassen hatten, erreichten wir gegen 7 Uhr abends den Leuchtturm des Kaps St. James, um 9 Uhr traf der Pilot mit französischen Schwüren an Bord ein, führte uns bis zur Mündung des Meejong oder richtiger des Saigong-Flusses, ließ ankern und hieß uns den folgenden Morgen zur Einfahrt erwarten.

Die Nacht war unerträglich schwül, und eine Menge Moskitos

auffallender Größe verscheuchte den Schlaf. Um 4 Uhr in der Früh verließen wir den Leuchtturm der Mündung und zogen in den an Armen reichen Saigong-Fluß, der bedeutend kurvenreich, uns zwischen seinen überraschend üppig bewachsenen Ufern aufnahm. Im Gebüsch der Ufer wurde mannigfaltigster Vogelgesang hörbar, und im Gestrüpp zeigten sich verschiedenartigste Affen in Gruppen, uns ihre akrobatischen Kunststücke zeigend. Mit Sonnenaufgang füllte sich der Strom mit cochinchinesischen Booten, die mit Holz beladen waren. Bei einer Biegung des Flusses schwamm ein gewaltiger Tiger über denselben, schien sehr erstaunt über unser schnaufendes Schiff zu sein und zeigte uns seine außerordentliche Gewandtheit im Schwimmen. Die Umgegend war flach und meist überschwemmt. Um $^1/_2$7 Uhr, nach $3^1/_2$ stündiger Fahrt im Flusse, erweiterte sich der Strom, zahlreiche Arme bildend, und vor uns entfalteten sich statt der bisherigen wilden Gestrüppbewaldung die weiten unabsehbaren Flächen der Reisfelder mit ihren vereinzelt liegenden Gesindestellen, die in winzigem Maßstabe erbaut waren. Die unabsehbaren Flächen der Reisfelder unterbrachen in der Ferne von Nord nach Süd sich ziehende niedrige Höhenzüge. Vor uns lag die Stadt Saigong im üppigsten Grün ihrer Umgebung. Um $^1/_2$8 Uhr warfen wir Anker ca. 2 Meilen von der Stadt entfernt in einer der Brise ausgesetzten Lage.

Saigong. — Stadt und Bevölkerung. — Jagdausflug und die Tiger. — Der Botanische Garten und das Palais. — Ausflug nach Solein und die Gräber der Anamiten. — Die Tempel des Fû. — Die hiesigen Wagen und der Regenguß. — Die Barken und ihre Bevölkerung. — Spiel der Gewitter und der Blitzableiter. — Saigong am Abend.

Saigong machte eher den Eindruck eines Dorfes, sein Charakter trug in gewisser Beziehung den rein französischen Typus, da Cafés, namentlich in der Straße längs dem Ufer, die Boulevard genannt wird, fast Haus an Haus gereiht sind. Der Haupthandel des Ortes lag in den Händen deutscher Firmen, von französischen gab es hier nur zwei und von englischen eine von Bedeutung. Die Bevölkerung bilden Anamiten, Chinesen und eingewanderte Malayen. Die Eingeborenen sind träge und vermeiden die Arbeit, meist sind sie Fischer,

Jäger, Bootsleute und Nichtsthuer. Der Menschenschlag ist ein muskulöser und sehr schöner.

Da wir 30,000 Säcke Reis zu laden hatten, so war sichere Aussicht, daß wir mindestens 4 Tage hier bleiben würden.

Am folgenden Tage unternahm ich mit dem Kapitän in frühester Morgenstunde einen Jagdausflug in die zahlreichen Kanäle des Flusses, ein Vergnügen, welches leider, obgleich Sumpf- und Wasserwild genügend vorhanden war, vollständig mißriet, da wir ohne Hund waren und das Durchwaten der Sümpfe sich als unmöglich erwies. Auf unserer Rückkehr zum Schiffe hatten wir wieder die Gelegenheit, einen schwimmenden Tiger und das in unmittelbarer Nähe zu beobachten, da wir seinetwegen gezwungen waren, einen Augenblick zu halten, um die uns anfletschende Bestie vorbei zu lassen. Unsere Gewehre waren nämlich entladen und am Boden des Bootes untergebracht, so daß der überaus günstige Augenblick, das im Wasser gefahrlose Tier zu erlegen, uns genommen wurde. Der Anblick war ein schöner und auffallend war die durch die Länge des Tigers und seines hinter ihm sich lang hinziehenden kräftigen Schwanzes weit sich ausdehnende Spur im Wasser. Als wir das Schiff erreichten, betrat der junge Kapitän dasselbe in jagdmäßiger Kleidung mit hohen Stiefeln, mit der spärlichen Jagdbeute eines einzigen Vogels, der noch obendrein eine Möve war.

Nach kräftigem Frühstück fuhr ich mit dem Kapitän an das Land, wo ich einen Wagen nahm, dessen Kutscher ein Madrasser war, der drei Jahre hier lebte, und ließ mich im eiligsten Tempo des munteren Pony zum sogen. Botanischen Garten fahren, in welchem, in Mitte zahlreicher Grabmäler der Anamiten, die nur verfallene Ruinen darstellten, das Palais des Gouverneurs lag, welches ein Tiergarten umgab, in welchem jedoch nur einige Kühe und Ziegen zu sehen waren. Der Botanische Garten war überaus reich an verschiedensten Arten von Bäumen 'mit mächtigen Stämmen, und, gleichwie der spezielle des Gouverneurs, in verwildertem Zustande. Die gesamte Parkanlage war eine umfangreiche und, wie schon erwähnt, reich an prachtvollen Bäumen. Die Fahrstraßen in demselben waren zahlreich, von Natur aus gut und breit, jedoch unvollendet angelegt und vernachlässigt. Sehr auffallend war es, daß die vielen zierlichen Bänke

Pariser Fabrikates, die in der Parkanlage zu treffen waren, nur in den sonnigen Stellen und nie im Schatten sich befanden. Die hauptsächlichste Baumart bildeten Mangos in vollster Frucht.

Nachdem ich im Café de Paris zu Mittag gespeist, brachte mich mein gesprächiger Kutscher nach Cholein oder Solein, 6 Meilen von der Stadt entfernt. Der Weg führte uns über eine üppig bewachsene Fläche, durch eine von zahllosen Grabstellen der Anamiten gefüllte Gegend. Diese Gräber bildeten Ruinen mit üppigster Schlingpflanzenvegetation und waren auffallend reich an Schlangen und Eidechsen. Die Straße war eine vorzügliche. Abgesehen von den zitronengelben Anamiten, deren Männer und Frauen, da sie gleich gekleidet sind und gleich langen pechschwarzen Haarwuchs haben, von einander kaum zu unterscheiden sind, begegnete ich vielen mit Stricken gefesselten Verbrechern. Auffallend war der wilde Ausdruck der Leute im allgemeinen, deren Physiognomie derjenigen der hier so zahlreichen Tiger sehr ähnlich war. Dieses Tier verehren die Eingeborenen übrigens göttlich, wahrscheinlich aus Furcht.

In dem elenden Cholein oder Solein hielten wir vor dem Eingange zum chinesischen Tempel des Buddha (Fú). Durch eine enge, mit vielen chinesischen farbenreichen Inschriften versehene Thür trat ich in den Vorhof, in welchem ein kleiner, jedoch tiefer Teich mit trübem Wasser sich befand; rechts von diesem Teich lag der pagodenartige Tempel mit drei Eingängen, von denen der mittlere, und das der hauptsächlichste, einige Stufen steigend zu erreichen war und nur zu großen Festlichkeiten geöffnet wurde. Mehrere riesige bunte Laternen aus Blasen baumelten hin und her. Eingetreten befand ich mich in einem langen Gang, der auf einen Rosengarten mündete. Bevor ich letzteren erreichte, trat ich durch eine Seitenthür in den Tempel, in welchem sich ein unbeschreiblich buntes Durcheinander zeigte.

Der Tempel besteht aus drei Hauptteilen: Einer Vorhalle, in die der früher erwähnte Haupteingang, der verschlossen war, führte und in der verschiedene Standarten diverser Form und Farbe in Gruppen stehen; alsdann aus dem von einem Quadratdach bedeckten Zentralraum, und endlich dem Allerheiligsten, welches von letzterem durch eine Barrière getrennt ist und zu dem einige Stufen hinaufführen und

an dessen Eingang sechs Zoll lange farbige Opferzündhölzer neben einer ewig brennenden Lampe sich befinden. Das Allerheiligste wird wiederum in 3 Kapellen geteilt: in der mittleren befindet sich das gemeißelte Bildnis der sogen. Frau des Buddha, und in den beiden anderen dasjenige des Buddha selbst. Der ganze Raum war gefüllt mit buntfarbigem, goldenem und silbernem Flitterwerk und farbigen Fähnchen, Glocken riesigen Kalibers mit prachtvollem Ton, und diversen Tamm-Tamms. Vor Buddha und seiner Frau stehen reich besetzte Tische und eine ewig brennende Lampe etruskischen Stiles. Im Zentralraum befinden sich diverse kleine Tempel und Opferstellen und in der Mitte desselben ein ewig glimmender Holzblock. Das Ganze macht einen verwirrten unverständlichen Eindruck.

Von diesem Tempel aus besuchte ich einen zweiten, der dem ersteren ziemlich gleich war, nur mit dem Unterschied, daß bei diesem ein überaus zuvorkommender, vielredender Führer erschien, der ein Chinese war, etwas französisch sprach, und mir Buddha mit „Monsieur de Bouddha“ und die Frau mit „Madame de Bouddha“ vorstellte. Die Zivilisation scheint hier der Gottheit auch einen gewissen Fortschritt, und das in der Titulatur zu gönnen; vielleicht erhält in Zukunft Monsieur de Bouddha auch den Titel Se. Excellenz oder Majestät.

Nachdem ich noch einen dritten Tempel besucht, über dessen Thüren sämtliche Plagen der Menschheit sehr interessant als Relief abgebildet waren, kehrte ich bei heftigem Gewitter und drohenden Wolken nach Saigong zurück und verspätete mich nur um wenige Minuten, indem 5 Minuten Regenguß genügten, mich trotz geschlossenem Wagen gründlich zu durchnässen. Die Oberlage der hiesigen Wagen nämlich ist zur Ventilation etwas über die Wände derselben erhöht, und die dadurch entstehende Öffnung spielte die Stelle einer Douche, von zwei Seiten den Fahrenden unbarmherzig begießend.

Erst gegen Abend um 9 Uhr klärte sich der Himmel so weit, daß ich mich mit einem Anamitenboot und seiner hin- und herschwankenden Ruderbewegung in finsterer Nacht bis zum zwei Meilen entfernten Dampfer fahren ließ, wo Nacht und Tag an dem Einladen von Reis und Ausladen von Ballast und Kohle gearbeitet wurde, und ich traf daher ein unbeschreibliches Durcheinander im Lärm von Schauflern,

Gerede und Geschrei und entsetzlichem Kohlenstaub, der bis in das Innere des Schiffes drang.

Den folgenden Tag verbrachte ich auf dem Schiffe trotz Kohlenstaub und Lärm. Ein merkwürdiges Gewirr und Leben entwickelten die zahllosen Barken, die Barke an Barke gereiht unser Schiff umgaben. Ein sonderliches Gemisch zeigte sich in Hautfarbe und Sprache. Anamiten, Siamesen, Cochinchinesen, Chinesen diverser Gegenden, Tamulen aus dem Dekan, Malayen und verschiedene Mischlinge, Köpfe mit Zöpfen und ohne Zöpfe, mit langem pechschwarzem Haar, geschoren oder halbgeschoren zeigten sich im wildesten Durcheinander. Meist waren die Männer kräftig gebaut, klein von Wuchs, breitschulterig und muskulös. Der chinesische Schlag ist hier ein überaus kräftiger, geistig aufgeweckter, jedoch charakterisiert denselben der Typus des Spitzbuben, und auf Schritt und Tritt bemerkt man die deutlichen Zeichen seiner Hinterlist. Charakteristisch im höchsten Grade ist im Gemisch der hiesigen Bevölkerung Schmutz und Sittenlosigkeit.

Gegen Abend verfinsterte sich wieder der Himmel mit Gewitterwolken und um 3 Uhr entfaltete sich mit heulendem Sturm ein gewaltiges Unwetter, unser Schiff mit der Wiederholung des gestrigen Vorfalles bedrohend, durch welchen nämlich ein kalter Blitz unsern Vordermast getroffen und zerschmettert hatte. Unser Schiff hatte keinen Blitzableiter, und auf meine Bemerkung hin, daß es doch gut wäre, einen anzulegen, meinte der Kapitän, daß es vollständig unnötig sei, da er die Erfahrung gemacht, daß durch eine ja leicht durch Nachlässigkeit stattfindende Versäumnis des Auswerfens des Ableiters in die See, wenn ein Gewitter sich zeigt, viel mehr Gefahr entstehe, als wenn gar keiner vorhanden ist.

Kurz bevor das Gewitter sich bildete, war es spaßhaft anzusehen, wie Scharen mächtiger Ratten die leer gewordenen Barken verließen und schwimmend unser Schiff erreichten und mit auffallender Gewandtheit die Wände desselben erkletterten.

So geschwind und gewaltig um 3 Uhr das Gewitter erschien, ebenso rasch legte sich dasselbe, und bei funkelndem Sternenhimmel fuhr ich um 9 Uhr abends mit dem Kapitän ans Land, wo wir den Abend teilweise im Cercle-commercial, meist jedoch im Café de Paris

du Boulevard verbrachten, vor welchem an zahlreichen Tischen sitzend die französische Gesellschaft in munterem Gespräche sich erging und mit der verblüten, nichts weniger als hübschen Tochter des Cafébesitzers kokettierte und liebäugelte. Jedoch machten die Cafés längs der Straße am Ufer des Flusses den echt französischen Eindruck der Boulevards, und beim Genuß guter Biere, oder von Absinte und Anisette glaubte man sich momentan nach Europa, nach Frankreich versetzt. Dieses jedoch nur in dieser Straße der Cafés, denn nur ein paar Schritte seitwärts durch die Gassen der Stadt genügten, um sich klar zu machen, daß man in der Mitte einer echt chinesischen Bevölkerung sich befand. Bunte Lampen, bald hoch bald niedrig hängend, beleuchteten Straßen, Häuser und Hütten, von allen Seiten hörte man das Geldgeklirr der zahllosen Spiellokale, vor denen dichtgedrängte Gruppen Beteiligter oder Neugieriger sich bildeten; das Ausrufen der Waren zahlreicher Verkäufer von Früchten und Süßigkeiten, Kindergeschrei, Weibergekreisch und unzählige Ratten charakterisieren den Ort, den eine widerwärtige penetrante Ausdünstung umgiebt und durchzieht.

Nach einer an Moskitos reichen Nacht sammelten sich wie bisher täglich Wolken und drohten wieder gegen 3 Uhr, uns Donnerwetter und Guß zu geben. Um diese Jahreszeit soll es hier täglich regnen und sich die Wolken meist um die gleiche Zeit sammeln und entladen.

In offener See. — In Sicht der Küste Cochinchinas. — Eine lästige Notwendigkeit. — Ungeziefer der Frachtdampfer. — Land in Sicht. — Felsenkolosse. — Hongkong in Sicht.

Endlich am 31. Mai, nachdem wir statt 35 000 Säcke Reis 75 000 empfangen hatten, verließen wir um 2 Uhr Saigong, entließen um 6 Uhr vor dem Leuchtturm des Kap Jaque den Piloten und steuerten bald in fast östlicher Richtung Hongkong zu. Unser Schiff rollte weniger als bisher, da es beladen 22½' tief ging.

In der Nacht wurden ich und der neben mir ruhende Kapitän hastig durch einen dröhnenden Ruck des Schiffes aus dem Schlafe erweckt, dem eine schwankende Bewegung und bald auch der Stillstand des Schiffes folgte. Die Befürchtung, eine Sandbank berührt zu

haben, wie es der Kapitän glaubte, schwand bald, als der Maschinist meldete, daß eine Schraube sich gelöst hätte, deren Reparatur nur eine Stunde erfordern würde. Bis gegen Morgen hatten wir meist die Fernsicht der Küste Cochinchinas und in der Nähe den Anblick diverser kleiner Inseln, und um 7 Uhr den von Ceicer de Mère, einer ziemlich großen bewaldeten Insel in der Nähe der Küste, auf der nicht nur die Vegetation, sondern sogar die ebenholzschwarze Bevölkerung mit ihren pechschwarzen langen Haren und ihrer glänzenden Hautfarbe deutlich zu erkennen war. Von hier aus schlugen wir die Richtung nach Nord zu Ost ein. Die Witterung war eine prachtvolle, und eine kühle Brise machte die Schwüle der Luft erträglich. Der Abend war einer der herrlichsten auf der See, sternklar der Himmel und die Widerspiegelung der Sterne in der Wasserfläche eine auffallend intensive, — es erschien im Widerschein als ob die Sterne aus dem Wasser stiegen, ein, wie der zweite Kapitän meinte, schlechtes Omen für den Seemann, da es gewöhnlich Sturm prophezeit, was die finsteren Wolkengebilde am östlichen Horizonte auch glaublich machten.

Die Nacht war demungeachtet ruhig und schön geblieben, jedoch standhaft auch die drohenden Wolkengebilde im Nordost, von wo gewöhnlich der Teifun erscheint. Der Tag blieb schön und wir zogen eiligst vorwärts bei kaum bemerkbarer Bewegung der Schiffes, welches, seit es stark beladen, seiner Stetigkeit wegen ein vollständig anderes zu sein schien. Fische waren gar nicht zu sehen, die dunkelblaue Wasserfläche zeigte sich kräuselnd, der dunkelblaue Himmel war bis auf den Nordosthorizont, der schwere Wolken zeigte, klar. Gegen Abend bewölkte sich der Himmel und wir hatten wiederholt kurzdauernde Regenschauer. Am Abend bei köstlichem Aufgang des Mondes aus den finsteren Wolken des östlichen Horizontes war der übrige Himmel wieder klar. Das südliche Kreuz leuchtete in seiner vollsten Pracht, leider entfernten wir uns mehr und mehr von diesem schönen Gestirn und unser südlicher Horizont näherte sich demselben. Die Reinheit der Luft war eine merkbare, die Sterne nämlich schienen sich dem Auge nähern zu wollen. Obgleich wir stets konträren Wind hatten, hielt die Altona dank ihrer vorzüglichen schlanken Bauart als rascher Schwimmer einen steten und eiligen Gang.

Über Nacht erhob sich ein starker Wind, das Meer wurde aufgeregt und kleine weiße Schaumwellen bedeckten bei Tagesanbruch die dunkelblaue Wasserfläche. Die Sonne ging glanzvoll auf, und der frische Wind kühlte den durch die Hitze der tropischen Nacht ermatteten Körper des Reisenden.

Am 4. Tage unserer Fahrt seit Saigong, nach einer ziemlich frischen Nacht, bei schönem Mondlicht, wurde ich um 5 Uhr durch das lärmende Kauderwelsch der Matrosen, die alle chinesische Mandschuren waren, geweckt. Ich schlief nämlich in der Hängematte auf Deck, und es sollte, nachdem bisher das Schiff gestrichen, gefirnißt und poliert worden war, das Deck desselben mit Sandstein gründlich gescheuert werden, eine notwendige Arbeit, jedoch eine schreckliche Aussicht für den Reisenden, da dieses Ereignis den ganzen Tag in Anspruch nimmt. Gegen 4 Uhr sahen wir das erste Schiff seit Saigong, auf ca. 10 Meilen Entfernung westlich, und es wurde in ihm der Postdampfer der P. u. O.-Kompagnie erkannt, der nach Hong-kong ging und uns gegen Abend überholte. Die Farbe des Meeres wurde allmählich schöner im Blau, an diejenige des Meeres vor Neapel erinnernd. Anstatt des östlichen Horizontes bewölkte sich jetzt der westliche bei finsterem Sonnenuntergang.

Kindisch erschreckt, tötete der Kapitän eines Tages einen Tausendfüßler im Speisesalon, und war überaus unangenehm berührt, als ich ihm sagte, daß ich zwei dieser giftigen Tiere außerordentlicher Größe in meiner Kajüte gesehen. Sein Erstaunen überraschte mich, da er ja so oft die Tropengegenden bereist und Gelegenheit gehabt hatte, zu erfahren, daß man sich kaum einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Insekten und des Ungeziefers machen kann, die sich auf einem Frachtdampfer der Tropen zeigen, und namentlich auf denjenigen, die Reis führen und stets in Berührung mit den Barken der Landungsplätze Cochinchinas, Chinas und Indiens sind. Man trifft nämlich in diesen schwarze, braune, weiße, große und kleine Ameisen in Milliarden, kriechende und fliegende Kokrotsch (Schwaben) von den kleinsten bis zu den größten, Tausendenfüßler verschiedenster Art, Skorpione, Wanzen, kleine und große Käfer, Motten und Silberfischlein, mannigfaltigste Spinnen, Heimchen, Eidechsen, sogar Schlangen, alsdann die

Insektenwelt des Hauptes der langhaarigen oder zöpfigen Matrosen der asiatischen Rassen, und in Unzahl Ratten, unter ihnen namentlich die Moschusratte mit ihrem widerlich penetranten Gestank, die die tieferliegenden Räume des Schiffes oft lärmend füllen und zur Nachtzeit die Kajüten und sogar das Deck zum muntern Treiben ihrer Liebesgelüste benutzen. Nirgends kann man leichter sich an das Ungezieser der Schöpfung gewöhnen und die Mannigfaltigkeit desselben besser kennen lernen, als auf den Frachtdampfern und Segelschiffen des asiatischen Handels.

Am 5. Tage unserer Reise am5. Juni zeigten sich in der Früh kleine Inseln und in der Ferne das feste Land. Wir durchzogen die Inseln, die meist kahle Felsen in sonderlichsten Gebilden vorstellten, und durch Form und Glanz ihrer dunkelschattierten Felsenmassen imponierende Panoramas liefern, da sie stets scheinbar schwindend immer wieder neue Kreise um das Schiff bilden. Es waren die Inseln, die im Nan-Hai (Südmeer) die Bucht von Makao resp. die weite Mündung des Perl-Flusses umgeben. Bis Hongkong durchzogen wir die eigentümlichsten aus dem Wasser hervorragenden Felsen bald in nördlicher, bald in östlicher Richtung, bis wir eine schmale Inselenge durchfuhren, alsdann eine Nordost-Richtung einschlugen und bald darauf sich die überraschend schöne Lage Hong-kongs zeigte.

Bevor wir nach Nordost kehrten, erschien schon auf einer bedeutenden Anhöhe das Palais der Sommerfrische des hiesigen englischen Gouverneuren. Die ganze Umgegend, die sich vor unseren Augen entfaltete, war bergig, kahl und schwarz in der Farbe, so zu sagen sonnenverbrannt. Die Tiefe des Wassers reichte bis an die schroffen felsigen Ufer der Insel, so daß fast überall Schiffe landen können.

Um 8 Uhr ankerten wir vor Hong-kong. Die Stadt liegt malerisch pittoresk und ist teilweise auf der Böschung des die Insel bildenden Berges erbaut, so daß man vom Schiffe aus deutlich die ganze Stadt übersehen kann. Sie besteht eigentlich aus drei Teilen: dem westlichen oder chinesischen, dem östlichen oder europäischen und demjenigen, der in südlicher Richtung beide genannte Teile umgiebt, aus üppigen Gartenanlagen oder aus inmitten einer wuchernden Vegetation erbauten Villen oder aus chinesischen Hütten besteht und bis hoch

hinauf die durch Schluchten gefällig unterbrochene Böschung des Inselberges höchst malerisch einnimmt. Die wirkliche Stadt ist sauber gehalten, klein und voll Thätigkeit, was sich schon vom Schiffe aus durch die unbeschreibliche Rührigkeit der Bevölkerung hörbar und sichtbar zeigt. —

2. Abteilung.

China.

Hong-kong. — Kanton.

Vor Hong-kong. — Eindruck der Insel und der Stadt. — Abschied von der „Altona". — Wahl des Hotels. — Stadt und Gartenanlage als Abendbild. — Auf dem Dampfer Kin-Schan. — Fahrt bis Kanton.

Hong-kong ist der Name der ca. 20 Quadratmeilen umfassenden Insel, die Stadt heißt englisch Viktoria, wird aber allgemein mit dem Namen der Insel benannt. Die Insel ist bekanntlich seit 1841 im Besitze der Engländer und bildet die Zentralstelle des europäisch-chinesischen Welthandels. Bis 1841 war dieselbe von Fischern und namentlich von Piraten bewohnt. Die Stadt liegt am nördlichen Abhang des 1700' hohen, die Insel eigentlich bildenden Viktoria-Berges. Das Klima des Hafenortes wird durch das die Stadt südlich umgebende Gebirge verschlechtert, ist aber demungeachtet, Dank den vorzüglichen sanitären Einrichtungen der Engländer, ein gesundes, nur die Hitze müßte durch die leider abgesperrte Seebrise noch verringert werden, um der Stadt die gesundeste Lage der Welt zu geben, und so mancher der Bewohner Hong-kongs, wie ich es oft aussprechen hörte, sieht den obgleich schönen Berg mit dem Gedanken an: „Wenn dich der Teufel doch abheben und in das tiefe Meer werfen wollte!"

Nachdem ich mein Frühstück noch auf dem Schiffe, auf dem ich 30 Tage verlebt, eingenommen, mich von meinem Freunde, dem als Maler und Musiker so talentvollen, als Seemann so tüchtigen, und als Mensch so humanen und anständigen Kapitän verabschiedet hatte, ließ ich meine Sachen in ein Sampan (chinesisches Boot) tragen

und mich an das Ufer rudern, wo mich das Geschnatter unzähliger Lastträger und Kommissionäre des himmlischen Reiches empfing, die bald mich und meine Sachen zum Hotel Stag trugen. Das Hotel war zweiten Ranges und sollte daher billiger im Preise sein. Das mir angewiesene Zimmer, das einzige noch freie, war ein rauchiges im obersten Stockwerk, rauchig durch den hinaufsteigenden Dunst und Qualm der chinesischen Küchen des Hofraumes. Der Preis war 3 Dollars inkl. Beköstigung pro Tag.

Nachdem ich die mir wenig sagenden Zeitschriften durchblättert, ein verhältnismäßig gutes Tifin eingenommen und mich für das Land umgekleidet hatte, wanderte ich zur Post, wo ich Briefe von den Meinigen vorzufinden sicher hoffte, jedoch keine traf. Ich durchwanderte die nette saubere Stadt, erfrischte mich im Grand Hotel Hong-kong, in welchem ich ein vorzügliches Gasthaus kennen lernte, dessen Preise nicht höher als diejenigen der von mir gewählten Spelunke waren.

Nach Mittag d. h. um 9 Uhr Abends wanderte ich wieder durch die Hauptstraße des englischen Stadtteiles bis ich in der Nähe des Gerichtshauses, welches ein massives umfangreiches Bauwerk ist, einen Platz erreichte, wo hinter einem zierlichen Gitter eine englische Garten-Anlage sich zeigte, in der eine schmucke Kaserne lag und wo die Militärmusik ihren allabendlichen Vortrag hielt.

Ich traf daselbst ein zahlreiches, höchst gemischtes europäisches Publikum, denn Chinesen waren gar nicht zu sehen mit Ausnahme der Kulis, die die Herren und Damen in den originellen, jedoch sehr praktischen Tragsesseln zum Garten gebracht oder richtiger gesagt infolge ihres sich hin und her bewegenden Ganges geschwenkt hatten. Die Alleeen der Umgebung des Kasernen-Gartens, gleichwie der Platz, waren vom Publikum besetzt, der Eingang in den Garten war nicht gestattet, das Publikum saß in heiteren Gruppen teilweise auf dem Geländer der einfachen Barrière des Platzes oder auf dem Rasen desselben, teilweise lang auf den Bauch gestreckt, oder in den auf der Straße stehenden Tragsesseln. Französisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch und Englisch waren die Sprachlaute, die man vernahm.

Das ganze Bild erweckte den Eindruck eines heiteren ländlichen Pikniks. Das Orchester spielte für ein englisches recht gut, auch war

der Kapellmeister, wie ich es später erfuhr, ein Deutscher. Während der langen Zwischenpausen der Musik durchwanderte ich erst die schmucke Allee den Berg hinauf und dann die zum Ufer führende, die auf einen herrlichen Quai, der längs der Küste sich zieht, mündete, und von welchem aus die beleuchtete Stadt, die Lichter der zahllosen Villen auf der Böschung des Berges ein bezauberndes Bild entwickeln, während von der entgegengesetzten Seite die dunkle Wasserfläche der inselreichen Bai mit zahlreichen leuchtenden Schiffen und Dampfern einen gleichfalls schönen Anblick gewährt; namentlich war es jedoch der intensiv leuchtende Mond, der Berge, Inseln, Schiffe und die Stadt lieblich beschien und die Wonne des an und für sich anmutigen Eindruckes erhöhte.

Was dem Platze fehlte, besaß der schmucke Quai zahlreich, nämlich Bänke, auf denen manches liebende, oder sich zu lieben versprechende Paar sich die Geheimnisse gegenseitiger Gefühle offenbarte, oder manche heitere, meist jugendliche Männergruppe unter sich ihre hoffnungsvollen Gedanken und Pläne entwickelte oder austauschte, oder das prachtvolle Bild der fast feenhaft beleuchteten nächtlichen Natur der Umgebung ihres provisorisch heimatlichen Hong-kong anglostolz genoß. Auch ich schwelgte bis 11 Uhr in Musik und Natur, und kehrte alsdann befriedigt in meine dunstige Zelle zurück, um nach 29 Nächten unbequemer Ruhe auf dem engen Divan des Stiegenzimmers der „Altona“ oder in der Hängematte auf dem Deck des Schiffes mich wieder auf ein Bett und auf festem Lande zu strecken.

Als ich Licht anzündete, empfingen mich zahllose Kokrotsch, deren Menge zu verscheuchen, trotz einer kurzdauernden energischen Jagd auf dieselben, nutzlos blieb, und ich warf mich als treuer Sohn Adams im Naturkostüm, d. h. nur mit Schwimmhosen bekleidet, auf mein Lager und löschte mein Licht, um die unruhig umherflatternden Fledermäuse zu beruhigen.

Trotz dem Lärmen der zahlreichen Mäuse, dem Gerassel unzähliger Kokrotsch, zahlreichen Moskitos hatte ich, obgleich eine schweißtreibende, jedoch verhältnismäßig gute Nacht verbracht. Um 5 Uhr erwachte ich, bereitete mein Bündel zur Reise nach Kanton, nahm ein erquickendes Bad, alsdann ein Frühstück ein und wanderte vor 8 Uhr

zum amerikanischen Dampfer Kin-Schan, einem herrlichen Boot, welches ähnlich denjenigen der Mississippi-Dampfer, mehrere Stockwerke bildend, erbaut war. Es war neu und sehr sauber gehalten.

Um 8 Uhr brummte das Dampfrohr echt amerikanisch im tiefsten Baß und der Dampfer durchzog in nördlicher Richtung die Bai. Je weiter wir uns vom Ufer entfernten, desto schöner wurde der Anblick der Insel Hong-kong, deren Stadt, was ihre Lage und die sie umgebenden Villen auf dem Berge betrifft, gewissermaßen an die Städte der Schweiz erinnert, während, wenn man das Ufer übersieht, wo der chinesische Stadtteil eng besäet ist mit vielstöckigen, schmalen, in einander, oft im grellsten Durcheinander sogar übereinander erbauten Häusern im echt chinesischen Stil, natürlich der Schweizereindruck vollständig schwindet. Doch auch diese Küste der Insel, abgesehen vom interessanten, so sonderbaren chinesischen Typus derselben, entwickelt einen imposanten Anblick durch die Einrichtungen der Werfte und Docks, und durch die schöne Wasserfläche, die dieselbe umgiebt, auf der hie und da isoliert, oder je näher zum Ufer, gedrängter und endlich bis zum engsten Gedränge, majestätisch stolz, die zahlreichen beflaggten Dampfer und die Zwei- und Dreimaster der Ozeane liegen, die von einer wimmelnden Schar hin und her rudernder Sampane mit ihrer charakteristischen schaukelnden Bewegung von bunten Barken und von kleinen und großen Fischerbooten umgeben sind.

Die ganze Hafenbucht bildet einen ovalen Kreisbogen, der von zahlreichen bergigen Inseln und Riffen umgeben ist. Durch diese Inseln und Riffe führte uns schlängelnd unser Weg, der uns eines der schönsten Panoramas der Welt lieferte. Westlich nämlich gleich wie östlich zeigten sich gebirgige Inseln, östlich in Fernsicht die Gebirgskette der Ufer Kuang-Tungs und über diese hinweg die Zeichnungen höherer Gebirgsformationen, deren Gipfel Wolken umgaben; westlich die flache Gegend der Richtung nach Makao zu mit einzelnen Erhebungen. Die Wasserfläche wimmelte sozusagen von Fischerbooten, deren gespannte drachenartige Bastsegel sich malerisch in der grünlichen, tief durchsichtigen See widerspiegelten. Gerade als ich im Genuß des imposanten Anblickes schwelgte, erschien der prosaische Pursar d. h. Zahlmeister und forderte meinen Beitrag für die Fahrt,

die inklusive Beköstigung 8 Dollars betrug. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß auf dem Dampfer die indo-chinesisch-amerikanische Cörry-Kost eine vorzügliche war.

Je näher Kanton zu, spürte man mehr und mehr die Mündung des gewaltigen Flusses durch die gelbe Farbe des allmählich schleimiger werdenden Wassers, welches ähnlich derjenigen eines nachlässig zubereiteten „Café au lait français“ war. Um 12 Uhr begegneten wir in einer Inselenge zwei Dampfern aus Kanton kommend, von denen der eine nach Makao, der andere nach Hong-kong zog, und wir begrüßten uns mit den Tönen gewaltiger Dampfmusik im tiefsten Baß. Es war gerade der halbe Weg bis Kanton zurückgelegt und es zeigten sich von hier aus mehrere kleine Felseninseln, die früher von Piraten oder von China gegen dieselben befestigt gewesen waren, deren Festungswerke 1841 in Ruinen geschossen wurden, jedoch erkannte man noch deutlich alte Bastionen und Mauern derselben. Unter anderen zeigte sich ein seltsam zersplitterter Felsenblock vor uns, und westlich ein ähnlicher mit noch fester Mauer umgeben; beide sollten 1841 durch die Engländer in die Luft gesprengt werden, was ihnen jedoch nur teilweise gelungen ist.

Bald hierauf entfaltete sich vor uns allmählich das feste Land und in der Ferne eine hohe Gebirgskette, es verschwanden die Inseln, deren Region wir durchfahren waren, und an deren Stelle traten eine Unmasse Fischerboote mit ihren sonderbaren fächerartigen Bastsegeln, und verschiedenartige Fahrzeuge der Schmuggler und Piraten im buntesten Anstrich. Die Berge der Inseln waren meist vegetationslos, mit Ausnahme ihrer Schluchten, die üppig grün sich zeigten.

Je mehr wir uns Kanton näherten, um so wärmer wurde die Atmosphäre und die herrschende Brise von Hong-kong nahm ab.

Um $^1/_2$1 Uhr zeigte sich von beiden Seiten festes Land, welches überschwemmt und mit Reis bebaut war und auf welchem sich Dorfschaften oder vereinzelte Gesindestellen zeigten, während bisher auf den Inseln nur Fischerhütten zu sehen waren. Die Dörfer und Gesindestellen bilden niedrige, höchst einfach erbaute Hütten, die sehr bunt, jedoch sauber gehalten erschienen. Im allgemeinen ist der Chinese nicht sauber, seine Schlafstube jedoch und seine Küche hält er in pedantischer

Reinlichkeit, wie es der Orientale übrigens im allgemeinen zu thun pflegt, und es ist nur die Übervölkerung und der widerliche Geruch des Öles, welches sie gebrauchen, was oftmals den Eindruck der Unreinlichkeit in allem erweckt.

Um 2 Uhr nach vorzüglichem Tifin waren wir vollständig im Fluß, dessen Ufer von beiden Seiten tiefliegende, unabsehbare grüne Flächen der Reisfelder oder üppiges Gestrüpp charakterisierten. Land und Fluß wimmelte von bezopften Kindern und Erwachsenen des „Himmlischen Reiches“. In der Ferne vor uns zeichneten sich die Formen eines lieblich gebildeten Gebirges und über diese hinweg der matte Schein der Gipfel einer Hochgebirgskette. Bald nach 2 Uhr hielten wir vor Wampu. Der Hauptteil dieser Stadt liegt ca. zwei Meilen vom Ufer entfernt. Vor uns war nur die Vorstadt zu sehen. Der Ort liegt am Si-Kiang oder Perlfluß und ist, obgleich der Fluß schiffbar und durch Kanalisierung sogar bis Peking hinauf und bis in das Zentrum des Reiches für Barken befahrbar ist, doch still, daher hebt sich der Platz nicht, namentlich durch die vielleicht für China in vieler Beziehung wichtige konservative Gesinnung der Nation, die es vorzieht, ihren alten Gebräuchen treu zu bleiben, lieber Opium zu rauchen und zu kauen, als dem verführerischen Gift der europäischen, rastlosen, daher übertriebenen Zivilisation sich blind in die Arme zu werfen, bevor sie nicht die Überzeugung erlangt, daß durch dieselbe ein wohlthuender Fortschritt für das Land und für seine eigentümliche Nation sicher zu erwarten sei.

Auffallend sind sowohl auf den Inseln als auch auf dem festen Lande die bis ca. 130' hohen pagodenartigen d. h. mehrstöckigen Türme, die vor den Engen der Inseln, auf den Spitzen der Berge erbaut erscheinen, als auch die in Ruinen verfallenden Festen. Letztere stammen vom chinesisch-englischen Kriege her und die Türme vertreten die Stelle der in China bisher verrufenen elektrisch-telegraphischen Verbindungen; sie wurden schon in ältester Zeit zur Signalisierung benutzt.

Auf der Spitze derselbe sind nämlich gleich unsern alten Signalstationen flügelartige Zeichen angebracht. Die Türme sind außerhalb mit einer Wendelstiege umgeben. Die Bauart derselben ist korrekt,

spitz zulaufend; sie sind mit Terrassen versehen, in ihrer Höhe jedoch unvollendet, wie alle Werke der sonst genialen chinesischen Nation.

Um 2 Uhr, schon von Wampu aus, konnte man Kanton sehen, dessen Umgebung Reisfelder im üppigsten Grün und vorzügliche Landstraßen charakterisieren. Um 3 Uhr hielten wir vor dem Werft am rechten Ufer des Flusses, wo sich ein Stadtteil halb über dem Wasser erbaut befindet, und wo die teilweise über dem Fluß errichteten zwei einzigen Hotels für Europäer, nämlich das Hotel Kanton und das International-Hotel sich befinden, während die Stadt selbst das linke Ufer des Flusses einnimmt.

Das Hotel Kanton. — Kanton. Stadt und Land. — Die Nonnen des sogen. Heidentums. — Die Kinderwelt. — Opium-Rauchsalon. — Durch die engen Gassen. — Besuch der Blumenboote. — Wanderung durch Kanton. — Die Sehenswürdigkeiten und die Eindrücke. — Das Gefängnis.

Angelangt wählte ich das Kanton-Hotel, welches ein junger Portugiese aus Makao, Signor F. Rosario, hielt. Es war ein recht praktisch und luftig eingerichtetes Haus, welches schwer zu beschreiben ist, da die Bauart desselben und die Einteilung der Zimmer eine überraschend durchworfene und verworrene war. Der Haupteingang liegt über dem Wasser und ist à la Venezia vom Sampan (Boot) aus direkt zu betreten. Eine breite Stiege führt über das Wasser hinweg in ein geräumiges Vorzimmer, welches zugleich das Bureau des Hotels darstellt. Rechts von diesem Vorzimmer liegt das umfangreiche Speisezimmer, welches auch zugleich Salon ist. Vom Speisezimmer aus erreicht man eine bedeckte Veranda und von dieser einen luftigen geräumigen Balkon über dem Wasser, den eine gewaltige Marquise deckt, die man auf und niederziehen kann. Von diesem Balkon aus zeigte sich: ganz Kanton mit seinen ca. 2 Millionen Einwohnern im enggedrängten Stile seiner Bauart, der breite Perlfluß mit seinen zahlreichen bunten Barken und hin und herrudernden Sampanen, und rechts am entgegengesetzten Ufer die sonderbare Gruppe der weltberühmten sog. „Blumenboote von Kanton“, deren ich später erwähnen werde. —

Die Stadt macht den Eindruck, mit Ausnahme einiger hervorragender Häuser, von einem Complex riesiger Maulwurfshügel, die gewaltige Sonnenschirme oder Mattenausspannungen bedecken, aus denen hie und da die hohen, schlanken bunten Türme der Pagoden mit ihren übereinander geschichteten zahlreichen Dächern hervorragen.

Kaum angelangt, akkordierte ich mein Zimmer nebst Beköstigung für 3 Dollars pro Tag und wanderte mit dem chinesischen Kellner, der englisch sprach und ein auffallend wohlerzogener Mann war, in den Stadtteil des rechten Ufers, das sogen. Hanan. Ich machte den Gang zu Fuß durch die kaum 9 Fuß breiten, sich merkwürdig schlängelnden, meist mit Sonnenschirmen und Matten bedeckten Gassen, durch zahlreiche Märkte und Läden, über Brücken, durch Pfützen, über Schutthaufen, durch ein Gewimmel von Menschen, namentlich Kindern, die mißtrauisch, meist aber neugierig den verwegenen Europäer, der es wagte, zu Fuß zu gehen, gleich einem Wunder der Welt betrachteten. Ich kehrte unter anderem in dem Laden des Lee-Sing, eines Silberschmieds ein, der vor mir seine sehr künstlichen, aber völlig geschmacklosen und scheinbar unvollendeten Erzeugnisse in Masse ausbreitete und sehr mißgestimmt war, als ich, ohne Einkäufe gemacht zu haben, ihm ein freundliches Tschin-Tschin zurufend den Laden verließ. Hierauf besuchte ich Wo-Hing, einen Schnitzer in Elfenbein, dessen Erzeugnisse höchst erfinderische Gruppen mit überraschend ausdrucksvollen Gesichtern darstellten, im Großen wie im Kleinen jedoch fielen der Mangel an Perspektive und das vollständige Mißverhältnis der dargestellten menschlichen Figuren zu den sie umgebenden Gebäuden auf, indem letztere eher als die verlorene Kopfbedeckung der ersteren anzusehen waren.

Die Theaterschule und ihr Tempel, die ich hierauf besuchte, waren durch den Reichtum der innern Ausstattung und durch das bunte Wesen in Farbe und Schnitzwerk recht sehenswert.

Das pompöse vieldachige Gebäude des Hanan-Tempels war bunt gehalten und das Innere desselben unbeschreiblich durchworren. Götzen, Lampen, Fähnchen, Fahnen und Standarten, Tamm-Tamms, große und kleine Glocken, bunte Blumen und Bänder, riesige Streichhölzer, ein glimmender Block, Lämpchen mit ewigem Feuer, farbige

Ballons, Laternen, Papierfetzen, Lumpen und Läppchen, glänzende Versilberungen und Vergoldungen, Geschirre aus Thon, aus Papier, aus Gold, aus Silber oder Kupfer, aus Messing oder Glas, im grellsten Durcheinander in Gruppen oder einzeln, füllten den umfangreichen Raum. Zahlreiche Mönche, meist im gelben, hin und wieder auch im roten Talar, sämmtlich mit geschorenem Haupte ohne Zopf, wandelten ernst durch den Raum oder verrichteten den Gottesdienst und empfingen mich auf das Zuvorkommendste.

Sehr sehenswert war der Garten des Hanan-Tempels durch die diversen künstlichen Formen, die den Pflanzen gegeben waren, worin die Chinesen eine außerordentliche Gewandtheit zeigen. In diesem Garten befindet sich eine Kapelle, in der die Mönche nach ihrem Tode verbrannt werden. Dieser Tempel ist nur Buddha (Fú) und seiner Frau gewidmet und besitzt eine der prachtvollsten Glocken, die ich je getroffen habe. Sie hängt im Tempel tief nieder, bis ca. 1½ Fuß vom Boden erhöht; ihre Höhe ist 6 Fuß. Der Klang wird vermittelst eines gewaltigen hängenden Schlägels an der Außenseite der Glocke erzeugt, und mit einem Trommelstäbchen besonderer Konstruktion werden auf derselben Variationen gespielt.

Hierauf besuchte ich mehrere Tempel der Klöster der Nonnen, die gleich letzteren ein sondergleiches Durcheinander, jedoch nichts bemerkenswerteres charakterisiert, als daß ich von den Frauen freundlichst empfangen wurde, und daß sie mir stets eine Tasse Thee und die chinesische Pfeife anboten. Diese Pfeife erscheint höchst sonderbar in ihrer Art. Sie besteht nämlich aus einem meist silbernen Gestell, dessen Form in etwas größerem Maßstabe ähnlich derjenigen des Holzgestelles eines Zwirnknäuels ist, und in welchem sich das Wasser befindet; oberhalb dieses Gestelles befindet sich die kleine bewegliche Schale zum Empfange des sehr fein geschnittenen chinesischen Tabaks. Diese Schale verbindet ein feines Röhrchen, welches sich durch das Wasser zieht, mit dem oberhalb des Gestelles senkrecht angebrachten, ca. 6 Zoll langen, gefällig gebogenen Pfeifenrohr. Das Pfeifenrohr und das Röhrchen der kleinen Tabaksschale sind im Wasser des Behälters kunstvoll durch feine Siebe vereinigt, in einer Weise, daß der Rauch erst durch das Wasser gekühlt und vom Nikotin ge-

reinigt in das Pfeifenrohr gelangt. Am Pfeifenrohr hängt ein kleiner Tabaksbeutel, an einer Seite des Wasserbehälters befindet sich ein kleiner Stift zum reinigen des Tabaksschälchens oder zur Injektion des Tabaks mit Opium und an der andern Seite des Behälters eine offene Büchse für Tabak. Das Tabaksschälchen ist beweglich und wird nach höchstens dreimaligem Raucheinziehen ausgeleert und mit einer neuen Prise Tabak gefüllt, denn mehr denn drei Züge giebt das Näpfchen nicht. Wenn der Geruch des meist mit Pinusöl oder Opium getränkten Tabaks einem nicht anfangs zuwider wäre, so würde wohl diese Rauchmethode, eine gesündere als die unserige, nachahmungwürdig sein.

Die Nonnen empfingen mich überaus freundlich und die Aufnahme war eine auffallende, da sie in keiner Weise einen heidnischen Charakter zeigte und mich an den freundlichen Empfang bei kirchlichen Schwestern des Christentums erinnerte. In der Unterhaltung, abgesehen von der nationalen Eigentümlichkeit der hiesigen Frauen, zeigte sich Verstand, Teilnahme, Nächstenliebe und sonst weiter nichts Absonderliches.

Vom Hanan-Tempel aus verfolgte mich, um Geschenke bettelnd, eine sich vermehrende Schar Kinder in zutraulichster Weise, und sie verließ mich, trotzdem ich viel Münze verteilt hatte, erst, als ich um 5 Uhr mein Hotel erreichte. Auffallend war das muntere Wesen und der heitere vergnügte Ausdruck der Kinder.

Auf meinem Rückwege kehrte ich in einem Kaffeeladen ein, dem angrenzend ein Opium-Rauchsalon sich befand, wo mehrere diesem Laster sich ergebende Individuen halb nackt auf ihrem aus Brettern gezimmerten harten Lager teilweise noch rauchten oder im betäubten Zustande sich befanden, und deren abgehärmter dürrer Körper im Halbdunkel der Räumlichkeit, die ein penetranter Gestank charakterisierte, einen gründlich Ekel erregenden Eindruck hervorrief.

Durch enge stinkende Gassen, die reich an Schutt und Unrat waren, durch Fischmärkte, wo die mannigfaltigsten Geschöpfe des Flusses und der See sich zeigten, an zahlreichen Frucht- und Gemüsehändlern vorbei, bei unaufhörlichem Geplapper der mich begleitenden Kinder erreichte ich mein Gasthaus, recht ermüdet durch den weit-

läufigen Marsch über einen meist auffallend schlüpfrigen und schmierigen Weg, betäubt durch den unbeschreiblichen Lärm, den die wimmelnde Bevölkerung erzeugte, und genoß daher mit doppeltem Genuß auf bequemer Couchette des Balkons die Ruhe und den Anblick des lebhaften Bildes, welches der geräuschvolle Fluß vor mir und die lärmende mir gegenüberliegende Stadt entwickelte.

Um 9 Uhr forderte mich der Inhaber des Hotels auf, mit ihm die weltberühmten sogen. Blumenboote Kantons zu besuchen. Einen poetischen Namen tragen dieselben, und wie prosaisch erscheinen sie, wenn man sie kennen lernt! Es ist nur in China, wo man die Sinnlichkeit in so grenzenloser Art entwickelt zu sehen imstande ist. Der Mitgenuß und sogar der Eintritt in das innerste Wesen dieser unmoralischen Einrichtung ist glücklicher Weise dem Europäer nur oberflächlich gestattet, und auch wir durften nur eiligst durchgehen, und nur hin und wieder in die Zellen der Kabinen einen flüchtigen Blick werfen.

Die sog. Blumenboote sind 65 große Barken, die je 5 oder 3 engverbunden sind, oder auch einzeln stehen. Diese Gruppen sind durch Überbrückungen vereinigt. Einige der Barken sind im Halbdunkel gehalten, d. h. mit dunkelleuchtenden Laternen aus Papier oder Blasen versehen und sehr still. Die hellerleuchteten dagegen in glanzvoller Farbenpracht waren besetzt vom stattlich gekleideten Publikum, das an kleinen Tischen mit rastlosem Geplapper spielte oder Thee trank, während zahlreiche chinesische Orchester ihre mannigfaltigen disharmonischen Vorträge auf dem Deck der Barken ertönen ließen. Die Kabinen befanden sich ebenfalls auf dem Deck, waren hell erleuchtet, mit Ruhelagern und kleinen Tischen gefüllt, an denen sitzend oder liegend die wohlhabenderen Chinesen des Ortes mit ihren Schönen buhlten, sich von denselben anfächeln ließen, tranken, aßen, rauchten, um zum Schlusse des Vergnügens in betäubtem Zustande die dunkelgehaltenen Boote zu erreichen, wo sie erforderliche Nachtlager mit den erdenklichsten Einrichtungen der Sinnlichkeit erwarteten. Diese sog. Blumenboote bewohnen ca. 600 sog. Nachtblumen, die hier ihren beständigen Wohnsitz haben. Ein besonders schönes Gesicht unter denselben fiel mir auf, es war eine chinesische Jüdin mit außerordentlich

schönem Körperbau und klassischen Gesichtszügen, und obgleich mit weiß und rot grell geschminkt, war sie doch schön. Sie befand sich in einer der Kabinen mit einem ausgestreckten Jüngling und einer andern Fee der Nacht und musterte unaufhörlich ihr wirklich reizendes Bildnis in einem kostbaren Spiegelkästchen, in welchem Schmucksachen und Juwelen von außerordentlicher Pracht sich befanden, und hin und wieder liebkoste und knetete sie mit kindischer Freude den geliebten ruhenden Mann. Ein deutlicher Begriff dieser weltberühmten Einrichtung liegt in den kurzen Worten: „Demoralisation und Sinnlichkeit im höchsten Grade, bei Höllenlärm der disharmonischen Töne der chinesischen Instrumente und dem gewaltigen Getöse zahlreicher Tamm-Tamms!"

Nach kurzem Aufenthalte auf den Booten bestieg ich wieder unseren Sampan mit Freude, da außer dem Anblick des Neuen ich wohl wenig bemerkenswertes auf den Blumenbooten getroffen hatte. Um 12 Uhr lag ich auf der Couchette meines Balkons, bei recht warmer Brise, bei hörbarem Lärm der Blumenboote, demjenigen der oft schreienden Lustwandler des Flusses und bei dem Gerassel und Getrommel der patrouillierenden Nachtwächter Hanans, und da ich über dem Wasser schwebte, so dachte ich unwillkürlich an die Kanton vorzuziehenden Reize Venedigs!

Am folgenden Morgen um 7 Uhr erschien Ah-Kum, mein Führer durch Kanton. Nach einem recht schlechten Frühstück brach ich um ½9 Uhr mit ihm zur Wanderung durch die Stadt auf. Ein Sampan führte uns gegen 10 Cent über den Fluß zu einer verfallenen Werft. Zwei Tragsessel für mich und meinen Führer standen bereit, vorwärts trugen sie uns in schwankender Bewegung, durch die unzähligen engen Gassen, bald rechts bald links kehrend, durch ein fürchterliches Gewimmel von Männern, Frauen, Kindern, geschlachteten Tieren und lebendem Vieh.

Beim ersten Besuch Kantons begreift man deutlich die Ursache, woher oft ein falscher Begriff der Zustände Chinas bei einem nur flüchtig das Land Besuchenden entsteht, denn auch auf mich machte der penetrante Geruch der Gegend, das Gewimmel und Geschrei der Bevölkerung und der Tiere einen widerwärtigen Eindruck. Erst

wenn man den Charakter des Volkes und dessen vielseitige gute Eigenschaften kennen lernt, das Ohr an den rastlosen Spektakel des Tages und an die Grabesstille der Nachtzeit der chinesischen Gegenden und der Geruchssinn an den penetranten Gestank des Opiums und der Öle der Chinesen sich gewöhnt, ändert sich der erste Eindruck bedeutend.

Mein erster Besuch galt dem „Tempel der 500 Genien", die alle in Lebensgröße aus Bronze gegossen und stark vergoldet auf Armsesseln in der ihrem Genie entsprechenden Stellung saßen. Unter ihnen befand sich auch Buddha (Fú). Überaus auffallend ist eine Geniengestalt mit portugiesischem Filzhut mit breitem Rande, jedoch in chinesischer Kleidung. Der Tempel ist groß und reich ausgestattet mit Tamm-Tamms, Vergoldungen und diversen glänzenden Gegenständen, hat aber wie alles hier im Lande einen eigentümlich glänzenden, d. h. ölig-schmutzigen Anstrich.

Alsdann besuchte ich den „Tempel des langen Lebens" im westlichen Stadtteile, der wie übrigens alle hiesigen Tempel vollständig ähnlich dem letztbeschriebenen war und nur Verschiedenheit in den dargestellten Figuren und in der Höhe der Pagode zeigte.

Hierauf besuchte ich einen Opium-Rauchsalon im großen Maßstabe, der gleich wie der in Hanan erwähnte Widerwillen erweckte. Alsdann folgte der Yu-Sing-Laden chinesischer Erzeugnisse, dessen Gegenstände ihrer Mannigfaltigkeit wegen gleich einem Museum ein reges Interesse erweckten. Sehr interessant waren die Glasmanufakturen, deren Feinheit, Dünne, Klarheit und Biegsamkeit eine außerordentliche war, so z. B. zeigte sich eine 9' hohe, im Zentrum ca. 2' breite Glasblase, die gleich Papier dünn, doch fest und derartig biegsam war, daß man die Seiten, ohne das Glas zu brechen, an einander drücken konnte. Die Seidenwalkereien, ein Hauptgeschäft Kantons, sind ähnlich den unsrigen, bevor sie mit Dampf betrieben wurden. Höchst interessant waren bei den zahlreichen Goldschmieden die emailartigen Federarbeiten auf Gold; es werden nämlich mit Gummi die blauen Daunen auf Gold geklebt, die dem Metall einen sammetartigen Eindruck verleihen. Im allgemeinen waren die Gegenstände der Goldschmiede geschmackvoll und hübsch, die Preise derselben jedoch sehr hohe.

Ob sich leicht mit ihnen handeln ließ, konnte ich nicht erfahren, da ich keine Einkäufe machen wollte, daher auch den Versuch aufgeben mußte.

Alsdann trug man mich zum „Tempel der 5 Genien", der ähnlich demjenigen von Cholein bei Saigong und reinlicher als die bisher von mir besuchten gehalten war. Alsdann folgte der „Tempel der Schrecken", dessen Abbildungen in natürlicher Größe der Gestalten einen wirklich schauderhaften Eindruck hervorriefen. Im Tempel nämlich finden sich große vergitterte Zellen, in denen die Vorstellung der verschiedenartigsten Martern der Hölle, in lebensgroßen Gestalten, täuschend wiedergegeben ist. In der Mitte des Tempels wird Markt gehalten und dort befanden sich Restaurationen. Gleichwie in allen Tempeln, so auch in diesem, waren Hunde in Massen vorhanden und es wurde in demselben geraucht, gelacht und gespielt, obgleich, als ich den Tempel besuchte, Gottesdienst gehalten wurde, während welchem die Beteiligten auf dem Boden kauernd, je nach dem Wortlaute des redenden Priesters, sich mit dem Haupte murmelnd zum Boden neigten. Das Gemisch von Ernst und Lustigkeit in diesem Tempel war ein bemerkenswertes.

Alsdann besuchte ich den „Tempel des schlafenden Buddha". Gleichwie in den anderen ist die Stellung des hier kaiserlich benannten Gottes sehr verschieden, d. h. bald mit unterschlagenen Beinen sitzend, bald stehend, bald in Gedanken vertieft, bald liegend, oder wie im letzteren schlafend wird Buddha dargestellt. Eine Ausnahme bildet „der kaiserliche Tempel", welcher ein reich vergoldetes schönes Bauwerk darstellt, und im Innern weniger das bunte Durcheinander der bisherigen zeigt und daher ernster und einfacher erschien. Seinen Altar kennzeichnet kein Buddha (Fú) in der Gestalt, sondern nur ein vergoldeter Sessel, dessen Lehne den Namen des Kaisers trägt. Dieser Tempel, der äußerlich an denjenigen des pompösen von Hanan erinnert, wird nur von den machthabenden Potentaten des Reiches und jährlich vom Vizekönig zeremoniell besucht. Unweit von diesem Tempel befindet sich der Hinrichtungsplatz, auf welchem mehrere Schädel nebst Zöpfen lagen, um welche arbeitende Leute kauerten und Kinder munter umherliefen. Es ist nämlich verboten, diese Schädel zu berühren. Der Raum, wo die Schädel liegen, ist von dem Hinrichtungsplatz durch

eine Mauer getrennt und auf dem Platze jenseits der Mauer ist der Galgen errichtet. Der Hingerichtete wird enthauptet, der Körper fällt auf den Platz und das Haupt über die Mauer auf die Straße, wo es zur Mahnung liegen bleibt.

Sehr sehenswert ist „der Ort der Examen". Er besteht aus 12 000 Zellen, die jede 6' lang und 4' breit sind, und in denen der Examinierte während 3 Tagen und 3 Nächten, ohne mit jemandem sprechen zu dürfen, eingesperrt wird. In der Mitte dieses Zellenquadrates befindet sich der umfangreiche gepflasterte Examenplatz. Im Gang, der längs der Zellenreihen sich hinzieht, patrouillieren während des Examens stumme Wächter, die jede Verbindung Auswärtiger mit den Bewohnern der Zellen verhindern. Das Examen findet jährlich einmal auf dem genannten Platze statt, und muß sich ein jeder, der eine Stellung im Staate annehmen will, demselben unterwerfen.

Von hier aus besuchte ich die sogen. Höhen, wo sich „die fünfstöckige Pagode" befindet, von der aus sich eine imposante Aussicht nicht nur über die Stadt, sondern namentlich auf die flache, üppig grünende Umgebung derselben entfaltet, auf die schönen Landstraßen, auf denen hin und her wimmelnd das Volk zu sehen war, und die gelungene Kanalisierungen chinesisch charakterisierten. Der einmal prachtvoll gewesene Turm war im verfallenen Zustande. Im dritten Stockwerke desselben befand sich eine Theerestauration, wo ich gegen 20 Cents mit dem vorzüglichen Nektar des Reiches unter dem Himmel und einer Pfeife mit aromatischem Tabak bewirtet wurde. Von der Höhe des Turmes aus sah man deutlich die ebenfalls im Verfalle begriffene „Blumenpagode", die ähnlich den Blumenbooten, statt auf dem Wasser, auf dem Lande die Depravation beförderte.

Von hier aus gings zum sogen. „Gefängnis", welches einen schrecklichen Anblick gewährte. Man erblickt daselbst auf der Straße liegend, kauernd oder stehend, Männer und Knaben mit großen viereckigen Klotzbrettern versehen, die eng den Hals umfassen und auf den Schultern ruhend den Sträfling am Niederbiegen hindern. Man sieht Männer mit Arm und Fuß an Bäume oder an schwere Klötze gekettet, seit Jahren unter freiem Himmel der Witterung ausgesetzt; andere mit schweren Ketten an Arm und Fuß gefesselt und einen

Klotz am Fuße schleppend; andere kauernd in einen kleinen Käfig gesperrt, der ähnlich denjenigen, die man zum Transport von Gänsen gebraucht, nur der Kopf ragt aus demselben hervor und der Sträfling bleibt kauernd in demselben jahrelang, bis er endlich stirbt oder die Möglichkeit findet, sich selbst zu erdrosseln oder sich von einem Mitleidigen erdrosseln zu lassen. Nahrung wird den Unglücklichen nur von den Vorübergehenden aber genügend gereicht. Auch giebt es unter den Verbrechern, die hier ihre Schuld zu büßen haben, einige, die vor sich einen Tisch haben, auf welchem Gegenstände zum Verkaufe sich befinden. Außerdem giebt es in einem gemauerten Gebäude Zellen, die die Verbrecher, der Enge und schlechten Luft wegen, mehr fürchten, als die erwähnten Martern unter freiem Himmel.

Die Theemanufaktur. — Charakter der Häuser. — Das Arsenal. — Hunde-, Katzen- und Rattenrestauration und die Märkte. — Mahlzeit in einer chinesischen Restauration. — Charakter der Restauration. — Das Leihhaus. — Institutionen der Humanität. — Das Heim für Aussätzige. — Die Sampane und die Dschonken. — Fabrik lackierter Gegenstände.

In der Nähe des Gefängnisses, in der Altstadt, besuchte ich eine Mahlmühle, deren Steine durch Ochsen bewegt wurden, die das Werk auffallend munter und hastig trieben. Das Merkwürdigste war, daß die Ochsen am Halse einen Topf mit Wasser gefüllt trugen, aus welchem sie je nach Bedürfnis saufen konnten.

Hierauf besuchte ich eine große Theemanufaktur, wo ich die Zubereitung der Blätter in umfangreichem Maßstabe kennen lernen konnte. Was wir Thee nennen, ist eigentlich mehr das Produkt der Jasminknospen, die in China zum großen Schrecken der Bevölkerung weniger ertragreich zu werden beginnen, denn in der Mischung sind mehr Jasminknospen als Theeblätter. Das Rösten der Theeblätter und das Trocknen derselben, nachdem die Blätter vor dem Gemisch mit Jasminknospen in umfangreichen Bottichen gegohren worden sind, findet auf Kupferplatten oder in Kupfergeschirren statt. Die Theegattungen hängen von der Jugend der Blätter und vom Sortieren, die Farbe ebenfalls vom Alter der Blätter und nicht von den Eigen-

schaften der Kupferplatten ab. Die Ansicht, daß der grüne Thee, wie so viele behaupten, seine Farbe direkt vom Kupfer erhält, soll eine irrtümliche sein, da die Farbe durch eine verschiedenartige Gährung des Blattes hervorgerufen wird, durch die das Blatt seine Naturfarbe behält und auch nach der Röstung nicht verliert. Der feinste Thee wird im Inlande verbraucht, und das im fein gemahlenen Zustande, daher der Transport dieser Gattung, welche die aromatischeste ist, unmöglich wird.

Das Gebäude des Vizekönigs oder des den Kaiser vertretenden Mandarinen der Provinz Kuang-Tung-Tschu-Fu ist äußerlich gleichwie alle Häuser der Großen des Reiches sehr einfach. Es ist aus Ziegelstein erbaut, und von Innen außerordentlich zierlich mit chinesischen Kunstwerken und verschiedenartigsten Bequemlichkeiten ausgestattet. Die übrigen Gebäude der Stadt sind meist aus Ziegelstein, viele auch aus Lehm erbaut.

Die Besichtigung des chinesischen Arsenals in Kanton ist eine interessante, wenn man sich den Begriff einer echten Rumpelkammer im großen Maßstabe machen will. Dasselbe ist gefüllt mit uralten Kanonen und Feuergewehren verschiedenartigsten Kalibers, mit Hau- und Stichwaffen von diversen Nationalitäten, Standarten und Fahnen sonderbarster Form mit ihren charakteristischen Schriftzeichen und ihren Drachenabbildungen; auch verschiedene Schilde, Rüstungen, Lanzen und Keulenwaffen zeigen sich. Ordnung fehlt im Arsenal vollständig und der Begriff eines grenzenlosen Durcheinanders ist exemplarisch vorhanden.

Zum Schluß meiner Wanderung besuchte ich die „Hunde-, Katzen- und Rattenrestauration", die in der Nähe des Marktes dieser Fleischsorten in der westlichen Vorstadt sich befindet. Auffallend war der fette Zustand der geschlachteten Tiere, die in unzähliger Menge an Stangen gereiht hingen. Namentlich waren es die Ratten, die eine erstaunliche Mästung aufwiesen und die, da ihnen der Schwanz kurz geschnitten ist, durch ihr helles Fleisch wohlgemästeten Miniatur-Ferkeln täuschend ähnlich waren. Diese Ratten werden nämlich vor dem Schlachten während mindestens 6 Wochen nur mit Reis oder Mais gefüttert, und ihr Fleisch ist daher überaus zart und wohlschmeckend.

Eine Ausnahme bilden die Hunde, deren Fleisch, da es ein gewisses nicht zu beseitigendes Schweißaroma besitzt, mir nicht mundete und mir eine unangenehme und dauernde Rückerinnerung hinterließ.

Gleichwie die Schlachthöfe oder Märkte der Schweine und Schafe, die stets getrennt von denjenigen der Hunde, Katzen und Ratten sind, ist der saubere Zustand der Schlachtopfer im Vergleiche zum unsauberen Schein ihrer Umgebung ein bemerkenswerter. Demungeachtet kann man die Fleischmärkte der Chinesen, obgleich sie reinlich gehalten werden, nach unserem Begriffe nicht sauber nennen, denn abgesehen von dem reinlich erscheinenden hängenden Fleische der Tiere, befinden sich auf den Tischen der Fleischmärkte verschiedenartigste Portionen kleiner Fleischstücke in sonderbarster Weise gerichtet, die, je nach Größe oder Sorte billiger oder teurer, auf Pflanzenpapier oder Blätter gelegt, zum Verkaufe umherstehen und bei dem Fremdling durch den unerkennbaren Stoff des Inhaltes dieser Päckchen einen ausgesprochenen Widerwillen erwecken.

Hierauf besuchte ich ebenfalls im westlichen Stadtteil die größte chinesische Restauration, in welcher ich in Gesellschaft mehrerer junger Chinesen wohlhabenden Standes eine vorzügliche Mahlzeit einnahm oder, richtiger gesagt, mit einer bewirtet wurde, die mir die verschiedensten Speisen der Nation kennen zu lernen ermöglichte. Der Gänge waren unzählige, und sie wurden in kleinen Portionen gereicht. Die Speise wurde in die Mitte des Tisches gestellt, die Gesellschaft griff, je nach dem, entweder mit Löffeln oder mit den chinesischen Stäbchen, die unsere Gabeln vertreten, in die gemeinschaftliche Schüssel. Das Einzige, was reichlich und jedem einzeln gereicht wurde, war der Reis, die übrigen Gerichte wurden nur gekostet. Das während der Mahlzeit sich entfaltende Gespräch bewegte sich nur über die Vorzüglichkeit der Zubereitung der Speisen. Unter den zahlreichen Gerichten, deren Substanz mit Ausnahme derjenigen der Reisspeise eine unerkennbare war, wurden, was ich später erfuhr, Regenwürmer gereicht, die geröstet und alsdann gebacken einen annähernd nußartigen Geschmack hatten und mir derart mundeten, daß ich eine zweite Portion zur großen Freude der Gesellschaft mir erbat. Da kein Hundefleisch in den feineren Restaurationen gereicht wird, so waren zu dieser Mahlzeit wohl

sämtliche Speisen, die ca. 30 verschiedenartige waren, von außerordentlich schmackhafter Zubereitung. Der Reis, obgleich die Grundlage der Mahlzeit, wurde jedoch am Schlusse derselben gegeben und von den Chinesen, ungeachtet der 30 verschiedenen Gänge, mit einem scheinbaren Heißhunger, als ob sie noch nicht gespeist hätten, genossen. Den endlichen Schluß des Gelages bildete der sogen. chinesische Reiswein, der etwas malagaartig schmeckte und kein schlechtes Getränk ist; dann folgten mannigfaltige, meist in Fett gebackene Süßigkeiten, Thee und chinesische Cigaretten.

Der Thee, den man in China trinkt, ist wohl so verschieden von dem Getränke, welches wir unter diesem Namen in anderen Weltteilen genießen, daß man sagen könnte, daß der Unterschied gleich demjenigen zwischen unserem chinesischen Thee und dem Kamillenthee ist. Das Aroma des in China genossenen Extraktes dieser Pflanze ist wohl ein köstliches und ein derartiges, daß er mit Zucker und Sahne gemengt unangenehm wird. Der Thee wird in China nicht in Theekannen gereicht, sondern in einer becherartigen, feinen Porzellantasse, die in einem metallenen Behälter ruht und die mit einer flachen Schale bedeckt ist, die von oben etwas in die Tasse eingreift. In diese Tasse wird der feingemahlene Thee gethan, hierauf kochendes Wasser übergegossen, und alsdann auf zierlichem Theebrett nebst kleiner durchsichtiger Porzellanschale und der Beigabe mannigfaltigster Süßigkeiten und Cigaretten dem Gast gereicht. Zum Genuß des Thees wird die Deckschale der früher erwähnten becherartigen Tasse, in welcher der Aufguß sich befindet, mit dem Finger sachte gedrückt, und durch die alsdann entstehende schmale Öffnung wird die bernsteinfarbige Flüssigkeit zwischen Deckschale und Tasse langsam in die Trinkschale gesickert.

Die chinesischen Restaurationen im allgemeinen, sobald sie nicht einfache Spelunken vorstellen, nehmen stets ein ganzes Haus in Anspruch. Die Häuser sind gewöhnlich schmal, mehrstöckig und mit Veranden oder richtiger Balkonen versehen, die meist nach der Hofseite gerichtet sind. Das Parterre bildet gewöhnlich das Spezereiwarengeschäft des Thee-Restaurations-Unternehmers. Aus dem Zentrum des Parterre-Raumes führt eine zierlich geschnitzte Wendelstiege hinauf

durch die zahlreichen Stockwerke, die, je höher, um desto anständiger und chinesisch-zierlicher ausgestattet sind, und daher auch im Preise der gereichten Mahlzeiten und Erfrischungen, je höher man steigt, desto teurer sind. Unten befinden sich außer dem Warentische große Tische nebst Bänken für das gemeine Volk, in den übrigen Stockwerken, je nach der Höhe, nehmen die Tische an Größe ab, jedoch an Zahl und zierlicher Bearbeitung zu, und die Mannigfaltigkeit der sehr kleinen Tische des obersten Stockes und die zierlichen, sehr leichten Bambu- oder Rohrsessel ohne Lehne in demselben sind in allen Lokalen dieser Art auffallend. Der Duft im unteren Raume ist ein widerwärtiger, in den oberen Stockwerken durch wohlriechende Räucherungen ein sonderbar gemischter, die Sinnlichkeit befördernder und nicht unangenehmer, weil die Fenster und Balkone offen stehen und der Luft eine genügende Zirkulation geben. Das Gesumme in diesen Lokalitäten ist ein unbeschreibliches und könnte mit demjenigen eines Bienenschwarmes verglichen werden, so lange nicht die sonderbar auf das europäische Ohr wirkenden musikalischen Talente des sogen. „himmlischen Reiches“ ihre disharmonischen Kunstproduktionen auf Tamm-Tamms, Pauken, kleinen Trommeln und mit dem Glockenspiel oder der kreischenden chinesischen Violine in höchst schriller Tonart entfalten, denn je lärmender die Umgebung, desto wonniger fühlt sich der Chinese!

Was mir hier in der Restauration bei der zahlreichen Versammlung der Leute, gleichwie auf den Straßen oder Gassen der Städte Chinas, wo die Bevölkerung im engsten Gedränge zirkuliert, besonders auffiel, war, trotz rastlosem Lärm durch Laute der Sprache, der Rufe, des Geklappers des Stelzschuhwerkes der Frauen u. s. w., die friedliche Gesinnung der Leute unter einander. Kein Zank, kein Streit ist zu bemerken, natürlich sind auch keine Betrunkenen zu sehen. Es ist wohl nicht zu verleugnen, daß trotz der Kriegssucht der asiatischen Bevölkerungen, die eigentlich auch nur durch ihre meist despotischen Beherrscher oder leitenden Magnaten des Landes hervorgerufen wird, in den asiatischen Rassen die wahre, brüderliche Liebe am echtesten zu treffen ist!

Auf meinem Rückweg zum Hotel kehrte ich in das, desgleichen im westlichen Stadtteile liegende „Leihhaus“ ein, wo die Unmasse der

aufgehäuften Pfandgegenstände, die meist Lumpen vorstellten, und die vielen Leute, die versammelt waren, auffielen.

Von hier aus besuchte ich im östlichen Stadtteile das „Asyl Kantons" für Altersschwache, wo ich nach europäischen Begriffen natürlich Vernachlässigungen und Unvollständigkeit, jedoch, dem befriedigten Ausdruck der Insassen nach zu urteilen, nach chinesischen Begriffen vielleicht eine Vollständigkeit in dieser humanen Einrichtung traf. Desgleichen war der Eindruck der Anstalt für Findlinge und Waisen, die im selben Stadtteile lag und in der für die zahlreichen, wohl und munter aussehenden Kinder Schule und Hospital vorhanden war. Ein Urteil über die Güte und über die Mängel dieser Anstalt zu geben, deren Filialen zahlreich in der ganzen Stadt zu finden sind, ist schwer, da die Begriffe, die Gewohnheiten und Erfordernisse der Chinesen so verschieden von den unserigen sind. Man könnte sagen, daß gleichwie dem Nichtdurstigen das Wasser nicht mundet, so gefallen auch den Chinesen unser Geschmack und unsere Grundsätze, gleich wie uns die ihrigen nicht; daher finde ich es so unrichtig von den fast über die ganze Welt machthabenden europäischen Rassen, so grenzenlos ihre Sitten, Gebräuche, Denkungsweise fremdartigen Nationen aufdrängen zu wollen, oder nach diesen den Zustand, die Fähigkeit und den Fortschritt fremder Nationen ohne weiteres zu beurteilen, denn eine jede Eigentümlichkeit hat ihre guten und schlechten Seiten d. h. sie hat Licht und Schatten!

Hierauf folgte mein Besuch in dem „Heim für Aussätzige", im östlichen Stadtteile gelegen. Abgesehen davon, daß man in ganz Kanton, namentlich in der Umgebung der Tempel, unglückliche Opfer dieses Leidens trifft und sich teilweise an den Anblick dieser lebendig Verwesenden gewöhnen kann, so ist wohl der Eindruck derselben im sogen. Heim der Aussätzigen ein rein Entsetzen erregender und eine Erwähnung unmöglich, wenn man nicht ein spezielles Werk über diese Krankheit und ihre schrecklichen Folgen schreiben oder ein Bild des Elendes entwerfen will. Verwesende, verkrüppelte, oft kaum menschlich aussehende Individuen, meist in recht unsauberer Kleidung, bilden die Mehrzahl der herumschleichenden, kauernden und wimmernden Gestalten, der Opfer eines Leidens, welches in dem stark bevölkerten China so entsetzlich um sich greift.

Um 3 Uhr war ich wieder am Ufer, bezahlte meinen Trägern für den 6 stündigen Marsch d. h. für zwei Tragbahren nur 2 Dollars und ließ mich über den von Booten wimmelnden breiten Fluß im Sampan hinüberfahren. Das Rudern bewerkstelligte mit zwei Rudern, wobei das Boot hin und herschwankte, eine sorgfältig koiffierte Frau. Gewöhnlich vertreten dieses Amt nur Frauen, Kinder oder Greise, da die rüstigen Männer meist als Fischer beschäftigt sind, oder auf ihren Dschonken oder Barken auf den Flüssen oder in den Kanälen zirkulieren. Diese Barken, deren Kanton ca. 80000 besitzen soll, sind höchst eigentümlich in ihrer Art, da sie oft schwimmende Inseln darstellen, indem auf kunstvoll erbauten Gerüsten über denselben und oft auch auf denselben Erde ausgebreitet ist, in welcher Gemüse und namentlich malerisch sich rankende Wassermelonen, Kürbisse und Melonen wuchernd sich zeigen. So trifft man auf den Flüssen und Kanälen Chinas oft auch Flösse in gleicher Weise landwirtschaftlich eingerichtet, sogar mit einer Hütte versehen, auf denen alsdann, gleichwie auf einer schwimmenden Insel, die Familie des Besitzers mit meist zahlreichen Kindern haust. Die Sampane, die inmitten zahlreicher gewaltiger Barken oder flach erbauter Segelschiffe mit ihren aus Bast verfertigten Segeln Nacht und Tag die Verbindung der Stadtteile über den Fluß bewerkstelligen und auf demselben hin und her zirkulieren, bilden eine häusliche Wohnstätte ihres Besitzers im richtigsten Sinne des Wortes. Diese Boote sind meist in buntester Weise gestrichen und mit chinesischen Schriftzeichen charakteristisch bezeichnet. Sie bestehen aus drei Abteilungen: der vorderen, wo das rudernde Individuum stehend das Boot in Bewegung setzt, der mittleren, die eine Bastüberdachung, oft auch ein Baldachin ziert und die in zwei Teile durch einen Vorhang getrennt ist, von denen der vordere Teil für den Passagier mit niedriger Bank zum Sitzen oder zum Sichausstrecken versehen ist, während der hintere Teil des Baldachins oder Verdeckes, gleichwie das steuerlose Hinterteil des Bootes, den Raum für die meist an Kindern reiche Familie bildet, wo eine kleine Küche sich befindet, auf der die rastlos thätige Frau die Mahlzeit für die Familie bereitet, und unter dem Verdeck ist die nächtliche Heimstätte für Mann und Kinder trotz engen Raumes höchst sorgfältig und für chinesische Verhältnisse, trotz des das

Land charakterisierenden Reichtumes der Insektenwelt, recht sauber eingerichtet.

Am jenseitigen Ufer angelangt, besuchte ich in Hanan die Fabrik des Youen-Hing in lackierten Gegenständen, die höchst interessant war, da ich die Manipulation der Manufaktur sehen konnte. Auf das schwarzlackierte Holz wurde die betreffende, auf Reispapier fein durchstochene Zeichnung gelegt und mit weißem Puder überstrichen, wodurch sich die Abbildung auf das schwarze Holz deutlich zeichnete. Diese Zeichnung wurde vermittelst eines schwarzen Stahlstiftes in das Holz mit auffallender Geschwindigkeit graviert und die entstandenen Vertiefungen vermittelst eines Pinsels mit rotem Lack übertüncht. Es bildet sich alsdann eine klare rote Zeichnung, die, solange der Kitt noch frisch ist, mit einer chinesischen Goldauflösung, und das mit dem Finger, bestrichen wird. Diese Goldauflösung wird vom roten Lack unverwischlich sofort angezogen, während dieselbe vom nicht gravierten schwarzen Holze mit Leichtigkeit sich entfernen läßt. Dieser Rest wurde wieder in die Goldauflösung gethan. Auffallend war die rasche Vollendung der Arbeit, die im Resultat täuschend ähnlich einer Goldinkrustierung ist.

Der Perlfluß zur Nachtzeit. — Der Chinese und seine Eigentümlichkeiten. — Falsche Beurteilung der Chinesen. — Chinas sozialer und religiöser Zustand. — Die Fabel des Kindermordes. — Gegenseitiger Schutz und das Polizeiwesen. — Vielweiberei, heidnisches Wesen und Religion. — Was charakterisiert den Chinesen? — Bauwerke Chinas. — Das Familienverhältnis der Chinesen.

Als ich zur Nacht auf meinem Balkon auf der Couchette die Abendbrise genoß, waren die Blumenboote auf dem Perlfluß wieder im vollsten Treiben ihrer Lust. Zu bemerken ist, daß die Besucher derselben vom Dunkelwerden an bis gegen 3 Uhr des Morgens ihre Zeit daselbst verbringen, da die Stadt nach Sonnenuntergang für die Zirkulation geschlossen wird. Kein Mensch zeigt sich nach Sonnenuntergang auf den Straßen oder richtiger in den Gassen (da es in der Stadt keine wirklichen Straßen giebt), und es sind nur Nachtwächter oder Missethäter dort zu treffen. Der breite Strom ist dagegen

Tag und Nacht durch eine Anzahl Boote und andere Fahrzeuge belebt. Bei Nacht ist der Anblick des Flusses, da sämtliche Fahrzeuge mit bunten Laternen erleuchtet sind, namentlich wenn der Mond nicht leuchtet, ein fast feenhafter, da man alsdann nur das Licht der zahllosen, unbeschreiblich bunten Papier- oder Blasenlaternen erblickt, die bald hoch, bald niedrig, hin und her bewegt, gleich Irrlichtern erscheinen, während aus dem dunkeln Schatten der Fahrzeuge das verschiedenartig lautende Geschnatter der Fahrenden, oder chinesisch-musikalische Klänge im fabelhaften Durcheinander ertönen.

Fahrzeuge des Flusses bilden, wie schon gesagt, oft den einzigen Besitz und die Heimstätte des Eigentümers, und sind anderen Gesetzen als denen des festen Landes unterworfen. Die Chinesen sind bekanntlich steuerfrei. Nur der Wohlhabende wird von der Regierung durch den resp. Gouverneur der Gegend d. h. den Mandarin zum oft hohen Steuer-Beitrage höflichst aufgefordert, d. h. höflichst, so lange er sofort den Wunsch erfüllt, denn im entgegengesetzten Falle wird ihm alles genommen und als Äquivalent wahrscheinlich ein Logis im Gefängnis mit Brett oder Klotz gegeben! Daher verheimlichen die Reichen durch ein äußerlich einfaches Leben so viel als möglich ihre Baarschaft, und dieses mag auch die Ursache der national gewordenen Sitte gewesen sein, daß die Häuser der Reichen in China äußerlich den Anstrich der ärmeren haben, nur mit dem Unterschiede, daß gesetzlich der als wohlhabend im Orte Anerkannte Doppelthüren als Eingang in sein Haus haben muß. Sonst sind, mit Ausnahme derjenigen der Mandarinen, sämtliche Häuser von außen scheinbar einfach, schmutziggrau in der Farbe und nach europäischem Begriff übelduftend. Von innen jedoch zeigen sich diese Häuser sehr wohnlich und zierlich, oft sogar reich eingerichtet, und namentlich bildet der Zentralhofraum mit Springbrunnen, kleiner Gartenanlage, chinesisch zierlich geschnitzten Pavillons und Veranden und bequemen Ruhelagern einen entzückenden Aufenthalt.

Wie gesagt, in der Nacht herrscht Ruhe in den Gassen, und gleichwie am Tage, so zeigte sich in der Nacht keine Polizei, da eine solche nicht vorhanden ist, weil während der Tageszeit die Einwohner der Stadt dieses Amt vertreten, indem Nachbar auf Nachbar acht giebt

und sie gegenseitig sich bewachen und beschützen und wie schon gesagt, es kommt in den Gassen nur selten Streit und Unordnung vor. In der Nacht patroullieren Nachtwächter nur mit Pauke und mit metallener Schelle bewaffnet, und unaufhörlich hört man ihr dreimaliges Tumm-Tumm-Tumm der dumpfen Pauke und ihr einmaliges timm auf die helltönende Schelle schlagen.

Der Lärm in den Gassen am Tage, der Gestank und die wenngleich reichhaltigen Fischmärkte und Fischbuden sind trotz ihren außerordentlichen Fischen, dem schönen Speck und den mannigfaltigen Fleischmassen durch die widerwärtig geschlachteten Hunde und anderen Kram und Gewürm, welches ausgestellt ist, ekelerregend dem eurropäischen Besucher, dem noch obendrein bei seinem durchwandern der Stadt, und namentlich der vom Volke enggedrängten Märkte, gehässige Blicke oder mißtrauische und den Europäer verachtende Mienen der Einwohner oft unheimlich treffen.

Überaus widerwärtig wirken die Mengen der Krüppel, Aussätzigen und Wahrsager in der Umgebung der Tempel durch ihre Zudringlichkeit, demungeachtet ist aber der Mangel an sonstigen Bettlern ein auffallender, denn mit Ausnahme der um Naschwerk und Geld bittenden Kinder, unter denen allerliebste Geschöpfe sich zeigen, war mir während meiner Wanderung in China keiner begegnet, und sollen auch keine vorhanden sein, da der Notdürftige von den Bürgern des Ortes genügend unterstützt wird, und soll das Betteln nur den ebenfalls unterstützten Krüppeln und Aussätzigen gestattet sein.

Einen bedeutenden Unterschied trifft man in China im Vergleich der wahren Chinesen mit den anderen Rassen des himmlischen Reiches. Die ersteren charakterisiert ein überaus freundliches Benehmen, Anständigkeit und nach orientalischen Begriffen ein sauberes Wesen, namentlich in ihrem Kopfputz und in ihrer Kleidung. Die anderen Rassen, namentlich die Mandschuren des südlichen Teiles von China, charakterisiert trotz ihrer nicht zu verleugnenden Intelligenz ein merkwürdig tierisches Wesen — der Blick der Bestie oder des wahren Heiden! Dieses ist der Grund, woher man so oft falsche Begriffe über den echten Chinesen erhält, indem man ihn in dem nach Kalifornien und Australien ausgewanderten zu sehen glaubt. Der echte Chinese

wandert selten aus, und daher trifft man ihn auch in Amerika und in Australien nur selten, und alsdann meist nur als Repräsentant einer chinesischen Firma oder als Handelsreisenden oder in politischer Sendung erscheinend.

Es giebt wenig Nationen der Welt, die so falsch beurteilt werden, als wie dieses uralte Kulturvolk, welches es verstanden hat, schon in urältester Zeit, sogar vor der uns bekannteren Entwickelung des ägyptischen Reiches, aus sich selbst, ohne einem Beispiel zu folgen, in staatlicher, wie auch in gesellschaftlicher Beziehung sich so weit zu organisieren, daß es gegenwärtig bei näherer Kenntnis seiner Gesetze und staatswissenschaftlichen Grundsätze nicht nur ein reges Interesse, sondern beim Kennenlernen ihrer Prinzipien sogar in vieler Beziehung Erstaunen erweckt.

Infolge der Unkenntnis des den Fremden bis vor kurzem verschlossenen Reiches, durch die Fabeln einiger Missionäre, durch die Ruhmsucht oder Prahlerei gewisser Seeleute, die die Küsten des Landes und die Piraten der Inseln Chinas kennen gelernt hatten, durch die fast ein Jahrhundert währenden Sammlungen von Postmarken zur Befreiung der mutmaßlich als Schlachtopfer benutzten Kinder in China und durch so mannigfaltige Verbreitung fabelhafter Erfindungen diverser Schriftsteller über die Greuelthaten der chinesischen Nation und über den Barbarismus ihrer despotischen Regierung — hatte sich über die Verhältnisse des Landes eine irrtümliche Auffassung entwickelt, und gegenwärtig, wo China mehr und mehr dem Fremdenverkehr eröffnet wird und wo man progressiv mehr und mehr die Eigentümlichkeiten, daher auch die guten Eigenschaften des Landes kennen lernt, erstaunt man über die Irrtümer, denen man in der Beurteilung des Landes und seines Volkes verfallen war!

Unser Begriff von China war und ist noch gegenwärtig ein derartiger, daß wir uns in demselben ein sklavisch gegeißeltes, hartgedrücktes Volk vorstellen. Je mehr wir jedoch das Land kennen lernen, um so mehr erscheint uns, trotz hartherziger Gebräuche in den Strafen der Verbrecher, deren Barbarismus nicht zu verleugnen ist, gerade das Gegenteil unserer bisherigen, uns durch willkürliche Fabeln oktroyierten Ansicht über die Verhältnisse Chinas.

Aus urältester Zeit her lag das Prinzip der Volksregierung in der Grundlage der chinesischen Staatsverfassung! Der Kaiser, obgleich unverletzlich, unantastbar, sogar mystisch in seiner Persönlichkeit, stand politisch unter der Macht des Volkes, welches in seinen durch das ganze Reich bestehenden Gemeindeverbänden nicht nur die Beamten der Kommune selbst wählte, sondern sogar in der Wahl der Ratgeber des Kaisers, die das Hauptelement der Regierung bilden, durch seine Repräsentanten das entscheidende Wort gab!

Kastenwesen hat nie in China existiert, nur Klassen, deren drei, ausdrücklich von einander geschieden, existierten. Diese Klassen waren: Erstens die der Lih-Ang, deren Glieder die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, und die da heißen soll „die Klasse der Ehrenwerten" oder Habenden und die besteuert wird; zweitens die Klasse der Tzin, unter die Bediente, Schauspieler, Tänzer, Tänzerinnen, Freudenmädchen u. s. w. gerechnet wurden, und als „wandernde Menschen" nicht besteuert waren; drittens die Klasse der Man, d. h. der „heimatlosen Wanderer", die kein permanentes Obdach besaßen und daher ebenfalls steuerfrei waren.

Die erste Klasse wurde in Stände und die Stände wurden wiederum in Zünfte geteilt, und sie waren, je nach ihrem Wohlstand, unter eigener Kontrolle gesetzlich der Staatssteuer unterworfen. Die Stände der steuerpflichtigen Klasse des Lih-Ang waren: 1) der Tzu, d. h. Adel, zu dem der Kaiser gehörte, und der ein erblicher oder persönlicher war. 2) Der Nung, d. h. der Stand des Landbauern, der nach chinesischem Begriff als derjenige der Basis des Reiches angesehen wurde, und zu dem sich der Kaiser, trotz seines adeligen Standes, ebenfalls rechnet und als Beweis dessen jährlich zeremoniell in festlicher Umgebung eigenhändig ein Landstück umpflügen muß und einem jährlichen Agrarfest, welches unter die wichtigsten des Jahres gerechnet wird, präsidiert. 3) Der Tzang, d. h. der Stand des Handels, zu dem der Millionär gleichwie der Kleinhändler, je nach Wohlstand in Zünfte geteilt, gerechnet wird. 4) Der Kung, der Stand der Künstler und Handwerker, der ebenfalls je nach Begabung, Wohlstand und Fach Zünfte bildet.

Wie gesagt, steuerfrei ist das chinesische Volk, so lange das Individuum arm oder mittellos ist, es wird nur der Wohlhabende oder

das Individuum, welches eine amtliche Stellung bekleidet, besteuert, und ein Beweis der Behauptung, daß die Besteuerung keine übermäßig drückende ist, zeigt sich dadurch, daß die Glieder der Klasse der Sih-Ang, d. h. der Ehrenwerten und Wohlhabenden, obgleich die Individuen der zwei anderen Klassen steuerfrei sind, eine starke Majorität der Bevölkerung bilden. Wie gesagt, die Steuer ruht nur auf dem Vermögen des Individuums und nicht auf dem Individuum selbst, und in amtlicher Stellung auf der Besoldung der Angestellten, wodurch der Arme nicht gedrückt wird, da er zu jeder Zeit in der höchsten Not zu den steuerfreien und alsdann unterstützten Klassen der Tzin und der Man, günstigere Zeiten erwartend, übertreten kann.

Was die Fabel vom Kindesmorde in China betrifft, so sprechen dagegen nicht nur die herzlichen Familienverhältnisse der Nation, der Gehorsam und die exemplarische Liebe der Kinder zu ihren Eltern, die sich auf Schritt und Tritt fast ausnahmlos dem Forscher zeigt, nicht nur das ausnahmslose Heimweh der nach Amerika oder Australien ausgewanderten Jünglinge und der Wunsch, in ihr Heimatland und in ihr elterliches Haus zurückkehren zu können, sondern insbesondere sprechen dagegen die Einrichtungen des Reiches resp. der Klassen, Stände und Zünfte für Findlinge, Waisen und Altersschwache. Je mehr man in das Innere des Landes dringen würde, um desto mehr würde man Findelhäuser treffen. In der Landschaft Chinas z. B. erblickt man zahlreiche kleine Türmchen mit praktischem Gitterverschluß gegen Raubtiere — es sind Bergen für kleine Kinder im übervölkerten Reiche, die die Eltern, namentlich der Klassen der Tzin und Man, nicht ernähren und unterhalten können; dazu angestellte Wärter machen, je nach Kreisen, die Wanderung von Turm zu Turm und bringen die ausgesetzten Kinder in die Findelhäuser, wo sie, freilich nach chinesischem Begriffe, gut gepflegt und je nachdem zum Landbauer oder Handwerker oder je nach der Begabung auch für die niedrigen Klassen erzogen werden.

Es kommen in China natürlich auch Kindermorde, namentlich in den der Unmoralität mehr unterworfenen Hafenorten des Reiches vor, aus denen die Fabeln von dem allgemein im Reiche herrschenden Kindermorde, namentlich der Mädchen, entstanden sind. Übrigens

sind diese Fälle im Vergleich zu der Überzahl der Bevölkerung in China geringer als diejenigen, die in unseren civilisierten Staaten, im Verhältnis zur Bevölkerungsdichtigkeit jährlich vorkommen.

Ebenso steht es auch mit der Verbrecherwelt in China: je weiter in das Innere des Landes, um desto seltener kommen Verbrechen vor, und erstaunlich ist, laut den in China sehr genau geführten statistischen Angaben, die geringe Zahl der Verbrechen im Verhältnis zur Bevölkerung. Teilweise mögen die harten Strafen hierauf wirken, jedoch glaube ich eher den Grund dieser Erscheinung im Mangel an Proletariat zu finden, indem diese Gattung Menschen in China nicht zu treffen ist, es sei denn unter den Krüppeln, Aussätzigen und Altersschwachen, denn arbeiten thut rastlos ein jedes Individuum und Müssiggang kennt der Chinese nicht und hat, glaube ich, in seiner an Worten reichen Sprache zum Ausdrucke des Müssigganges nur den Begriff der Langweile. Dieser Mangel an Proletariat ist ein bemerkenswerter und spricht klar und deutlich gegen unser endlos sich verkettendes, hauptsächlich den Armen drückendes Steuersystem!

Ein zweiter Beweis, wie wenig Verbrecher im Reiche zu treffen sind und wie wirksam der in China seit ältester Zeit organisierte, gegenseitige polizeiliche Schutz der Bürger im allgemeinen und der Zünfte speziell sich erweist, ist, daß in China das kostspielige Polizeiwesen, wie wir es verstehen, nur in den Küstenorten, die seit 1841 dem auswärtigen Verkehr eröffnet wurden, organisiert worden ist, und das vorzüglicher Weise nur in den von den Europäern bewohnten und frequentierten Stadtteilen, wo die Polizei genug zu schaffen hat, wenn hin und wieder durch Alkohol begeisterte Individuen der Handelsschiffe außerchinesischer Nationen den Hafenort mit Lärm und Balgerei beunruhigen!

Die Ansicht, daß die Vielweiberei in China eine übliche ist, ist insofern eine Fabel, als im allgemeinen der Chinese nur eine Frau besitzt, die nichts weniger als sklavisch dem Manne unterstellt ist, sondern im Gegenteil den Schutz des Gesetzes genießt. Die Vielweiberei trifft man unter den mohammedanischen Chinesen, und in den Fällen, wo die Ehe kinderlos bleibt, wo alsdann in Berücksichtigung der

Vermehrung der Bevölkerung dem Gatten gesetzlich gestattet wird, Nebenfrauen zu haben, weshalb auch im Falle, daß der Mann die Ursache der Kinderlosigkeit ist, auch der Frau ein Nebenmann gestattet wird, jedoch bleibt in solchen Fällen, je nachdem, der eheliche Gatte oder die eheliche Frau das Haupt der Familie.

In der verbreiteten Ansicht über das heidnische Wesen der Chinesen liegt eine gewisse Wahrheit. Die Religionen im Reiche bilden: der Buddhaismus oder die Lehre des Fu, die theosophische Lehre des Laotsé, die philosophische des Confuzius, der Mohammedanismus, das Judentum und (ca. 2 Millionen) das Christentum, und in letzterem namentlich der römisch-katholische Glaube in jesuitischem Sinn. Von diesen Religionen ist diejenige der Lehre des Confuzius noch am reinsten erhalten, während der Buddhaismus, zu dem unter dem Namen der Lehre des Fu die größte Zahl der Bevölkerung sich bekennt, in einem Zustande der verworrensten Begriffe und eigenmächtiger Veränderungen sich befindet und kaum mehr als die Lehre des weisen Urhebers desselben zu benennen ist. Desgleichen steht es mit der Lehre des Laotsé, als auch mit der mohammedanischen, jüdischen und namentlich auch christlichen Konfession in China, die, gleichwie die buddhaistische, durch Vereinigung mit dem verschiedenartigsten altherkömmlichen und modernen religiösen Aberglauben, nationalen Gewohnheiten und Gebräuchen, nur dem Namen oder dem äußeren Wesen nach und in den Grundprinzipien der resp. Lehre zu erkennen sind, sonst ein Chaos religiöser Begriffe darstellen, das schwer zu schildern ist, da, wenn man sich über diesen Gegenstand mit einem Chinesen in Unterhaltung setzt, man keinen klaren Begriff erhalten kann, obgleich in seinen alsdann ausgesprochenen philosophischen Grundsätzen stets eine standhafte, obgleich sehr verschiedenartige Logik zu treffen ist.

Die Grundlage der religiösen Begriffe des Chinesen im allgemeinen bildet die pünktliche Erfüllung der ihm von uralter Zeit her oktroyierten oder überlieferten Gesetze des irdischen Wandelns und das Halten der nationalen Gebräuche, in der Furcht vor den Strafen einer Hölle, und in der Hoffnung einer paradiesischen Existenz für einen arbeitsamen, pflichttreuen Lebenswandel „im Reiche unter dem Himmel", wie sie ihr China nennen!

Was den Chinesen im allgemeinen charakterisiert, ist: Nächstenliebe, Fleiß, Nüchternheit, Entbehrung ohne Murren, Gehorsam den Eltern und den Landesgesetzen, eine unglaubliche Vaterlandsliebe, Verständigkeit, Mäßigkeit und namentlich Geduld und Ausdauer. Kriegerisch ist der Chinese nicht, im Falle eines Streites wird er den Tod verachten, die Verwundung und Verletzung des Körpers jedoch fast kindisch fürchten. Das Hauptprinzip ihres Charakters bildet Wetteifer im Handel und in der Kunst, als Handwerker, Kaufmann und Landbauer, durch welche sie ihre bemerkenswerte Wohlhabenheit und die Vielseitigkeit ihrer Produktionen erreicht haben, die für uns in Form, Farbe und Geschmack als sonderbare erscheinen.

Die Städte und Dorfschaften in ganz China sind gleich wie ihre Landwirtschaft, ihr Manufakturwesen, ihre Kunst, Kleidung und Gebräuche, vollständig gleich im Bauwerk und in der Anlage, und daher ist der Eindruck derselben stets ein ähnlicher, es sei denn mit einem gewissen Unterschied, den die Zone, die Flächen oder die Gebirge in klimatischer Beziehung, oder das Baumaterial der Gegend hervorgerufen haben. In ihren Bauwerken liegt ein auffallender praktischer Sinn in der Benutzung des Raumes, den sie bis auf das Kleinste auszunutzen verstehen. Die Kunst in ihren Bauwerken liegt hauptsächlich in den bunten Verzierungen der Schnitzerei, in den kantigen, eckigen, sonnenschirm- oder fächerartigen Formen und im grellen, so dauerhaften chinesischen Farbenreichtum. Wirklich kostspielige monumentale Bauwerke, wie in der Glanzzeit des hindostanischen Reiches oder der alten Zeit Ägyptens, trifft man in China nicht, dazu war und ist der Chinese zu sparsam und zu sehr auf das Ansammeln von Vermögen, als dem Hauptzweck seiner Existenz, gerichtet. Die sogen. chinesischen Paläste der Magnaten des Handels des Reiches machen einen gewissen imposanten Eindruck durch ihre zahlreichen mützenartigen Turmbildungen, durch ihre Ausbaue, Veranden, zahlreichen Pavillons, jedoch näher betrachtet liegt stets in denselben das gekennzeichnete Prinzip der Sparsamkeit unter farbigem Glanz, gepaart mit den erdenklichsten Einrichtungen zu einer wonnigen irdischen Existenz — man fühlt so zu sagen in denselben den Gedanken des Besitzers: „daß das Gebäude nicht zum prangen, sondern nur für ihn und für die Sei-

nigen zum wonnigen Genuß bestehen soll"! Gewöhnlich umgiebt diese Paläste eine kunstvolle Gartenanlage nebst Springbrunnen, fischreiche Teiche, gemütliche Lauben und Ruhestellen, Booteinrichtungen auf dem Gewässer, schwebende Ballons, papierene Lampions und Verzierungen, und verschiedenartige Pflanzen, beschnitten in Form wirklich bestehender Gegenstände oder solcher einer lebhaften Phantasie.

Im allgemeinen sind die Gebäude Chinas, je nach der Gegend, entweder aus Holz oder Backstein erbaut, auch die der Armen, jedoch stets ebenfalls mit grell bunter Verzierung und womöglich mit Überbau und eigentümlichen Verbindungen versehen, auch aus Lehm oder Pisé, oder im südlichen Teile des Landes aus Bambu, und alsdann mit Schilf oder Palmenblättern gedeckt. Gewöhnlich sind die Dächer aus Brettern, unter denen man bei den Wohlhabenderen oft fein lackierte trifft. Im Innern der Häuser herrscht das Bunte in den Farben der Wände und der Einrichtungen, und meist ein Halbdunkel, welches durch die Lampe ihrer Heiligenbilder oder Heiligenzeichen, und durch die Lampe eines nie fehlenden Rauchtisches beleuchtet wird, auf welchem stets die sauber gehaltene Pfeife nebst den erforderlichen Utensilien und Cigaretten bereitstehen.

In keinem Lande der Welt fiel mir in den Wohnungen der Leute, ob reich oder arm, das gemütliche und zutrauliche Fmmlienverhältnis so sehr auf, als in China, und nirgends spürte ich weniger Druck und Folgen der Unzufriedenheit, als dort. Heiter und zutraulich zeigten sich die Leute unter einander.

Von Kanton bis Hong-kong. — Ausflug zu dem Reservoir. — Auf der Höhe. — Ein hastiges Bergab. — Sehenswürdigkeiten von Hong-kong.

Von Canton zurück nach Hong-kong machte sich der Anblick der pittoresken bergigen Inseln der Mündung des Perl-Flusses außerordentlich schön, da man beständig gleichwie durch Engen fuhr. Oft schlossen sich die Inseln scheinbar am Horizont und es erschien als ob man in eine Bucht hineinfahre, und unerwartet plötzlich, bei jeder Wendung des Dampfers, bildete sich eine neue Enge und ein neues gleichsam sich wieder schließendes Inselbild, bis wir die Bai von

Hong-kong erreichten und sich die imposante Lage der Bergstadt entfaltete, die gewissermaßen an eine Stadt der Schweizer Seeen erinnert. Namentlich sind es die mit üppigen Gärten umgebenen Villen, die die südliche Böschung des Berges einehmen, die den Pensions-Villen der Städte des Alpenlandes ähnlich sind. Dieser Eindruck schwindet jedoch bald, wenn schon aus weiter Ferne die allen chinesischen Städten eigentümliche bestialische Ausdünstung ihre Wirkung beginnt.

Um 9 Uhr in der Früh verließen wir Canton, fuhren an den in Ruinen verfallenen Befestigungen verschiedener Inseln in der Nähe der Stadt vorbei, Befestigungen, die einen Teil der allbekannten Mauer Chinas d. h. „des Reiches unter dem Himmel" bildeten und 1841 durch die Kanonenboote Englands vernichtet worden waren.

Um 3 Uhr, nach einer wie schon erwähnt sechsstündigen sehenswerten Fahrt durch Inseln und bei einem herrlichen Blick auf das westlich liegende Küstengebirge, hielten wir vor Hong-kong und bald war ich wieder in meinem Zimmer der liederlichen Wirtschaft des „Hotel Stag", mit seinen Wanzen, Kokrotsch, Spinnen und anderem Ungeziefer, dem qualmenden Dunst der chinesischen Küchen des Hofraumes, und Dank seiner hohen Lage mit Rundsicht über zahllose flache Dächer, auf denen die Chinesen üppige kleine Gartenanlagen gebildet hatten, ihre Wäsche trockneten und ihren Körper reinigten, oder ihre ihnen heiligen Zöpfe in exemplarische Ordnung flochten. Wie gesagt, nicht nur auf Grund und Boden regt sich in China ein emsiges Treiben, sondern gleichfalls auch in allen Stockwerken der Häuser bis auf die Dächer hinauf herrscht wirksame Rührigkeit.

Am folgenden Tage bestellte ich mir einen Tragsessel mit vier Koulis, um das Reservoir von Hong-kong zu besuchen, dessen Wasser auf 4 Meilen Entfernung zur Stadt hinabgeleitet wird. Den Tragsessel bis auf die Höhe von 1750′ und zurück akkordierte ich für nur $1^1/_2$ Piaster resp. Dollar.

Um $^1/_2$ 4 saß ich im Stuhl und munter trabten die Leute, rastlos murmelnd und durch das Gedränge sich Bahn rufend, durch die Straßen der Stadt, der Landstraße zu. Der Weg war kunstvoll erbaut und bot herrliche Aussichten, bald auf die Hong-kong gegenüber sich erhebenden Gebirge des festen Landes, bald auf die an Inseln

und Riffen reiche Bucht oder auf die oft steil den Berg hinauf erbaute Stadt und auf hier und da vereinzelt gelegene Villen.

Hin und wieder machten meine herkulischen Träger unter einzeln stehenden schattigen Bäumen am Wege Rast, wo Teeverkäuferinnen ihnen ihren Lieblingstrank nebst süßen Kuchen und einige Züge aus der Opiumpfeife gegen eine geringe Zahlung reichten.

Bald kehrten wir hierauf schroff den Berg hinauf, und es eröffnete sich rechts von uns eine wilde Schlucht nebst niederstürzendem Bach, und der schöne Anblick des chinesischen Meeres; am Abhange der nördlichen Seite der Berginsel erschien in hoher Lage die Sommerresidenz des portugiesischen Konsuls und auf imposanter Höhe die Prachtvilla des Mr. Douglas, wo die englischen Bewohner Hongkongs zur Erfrischung ihre Piknikss abhalten. Letztgenannter Villa gegenüber auf gleicher Höhe erhebt sich das schmucke Bauwerk des französischen Asyls für Arme, welches von Kirchengeldern erbaut worden war.

An den beiden genannten Villen vorbei, erreicht man eine englische Polizeistation und erblickt hierauf erst den obgleich rückwärts von einem liegenden, kleinen tiefblauen See, das sogen. Reservoir, welches in seiner Art ein wahres Prachtwerk der englischen Baukunst darstellt, und dessen Quellwasser ein eisenhaltiges, sehr frisches ist. Über einem Abhang des ca. 1800′ hohen Berges liegt auf seinem Gipfel die von mir schon vor meiner Ankunft in Hong-kong erwähnte Sommerresidenz des Gouverneurs, und die Signalflaggenstation noch höher, zu denen schlängelnd und ziemlich steil ein schmaler, jedoch vorzüglicher Weg hinaufführt.

Nachdem ich ca. ½ Stunde in der lieblichen kleinen Behausung des Wächters des Reservoirs, eines schwarzen Westinders aus Jamaika, mich aufgehalten, dem ich zufälliger Weise in Kingstown schon begegnet war, verließ ich die 740′ hoch liegende, einer erfrischenden Brise der See ausgesetzte Wärterwohnung, bestieg wieder meinen bequemen Sessel, und hinauf trugen mich gleich einer Feder die muskulösen Männer in festem gleichem Schritt und Tritt, bis die üppige Blumen- und Graswelt mich auf meine eigenen Füße rief und mich bewog, zu Fuß von Blume zu Blume, nach Tiroler Art den Berg

zu besteigen. An manchem romantischen Abhange und der steilen Böschung des Berges vorbei, drückte ich ein Blümlein, welches mich an die Alpenwelt erinnerte, in mein Buch hinein, bis ich auf 1000' Höhe den Paß des Berges erreichte, von wo aus ich die Leute zu der Polizeistation sandte, um mich dort zu erwarten, während ich selbst, mit meinem Regenschirm in der Hand, den Berg weiter bestieg, um auf 1800' Höhe das Haus des Gouverneurs zu erreichen.

Der Weg war schmal, eigentlich nur ein Reitpfad, doch soll der Gouverneur denselben im kleinen Korbwagen zurücklegen, welchem ein sogen. Delhi=Pony angespannt ist. Das Haus war im Reparaturbau begriffen und daher inwendig nicht zu sehen. Die Lage war eine entzückende mit prachtvoller Fernsicht in die Runde. Namentlich war von einer grünen und überdeckten Doppelbank aus der Blick auf das Haus des Hafenmeisters, auf das von der untergehenden Sonne beleuchtete Hong=kong, und auf seinen mit Schiffen, Dschonken, Sampanen, Barken und Booten besetzten Hafen ein sehr schöner.

Vom Hause des Gouverneurs weiter hinauf wurde der Weg steiler bis zur Flaggenstation, wo vom Observatium aus, welches die höchste Spitze der Insel krönt, eine überraschende Fernsicht und Rundschau über die ganze Stadt, auf das Meer, auf die Inseln und auf das feste Land erscheint. Es ist ein Anblick, den man zu den schönsten rechnen kann und dessen Genuß durch die Höhe von 1800', durch die stärkende Bergluft und durch die herrschende Brise erhöht wurde, und unwillkürlich erhob sich meine Stimmung derart, daß ich aus vollster Kehle ein Lied Tirols zu jodeln begann, jedoch rasch zum Schweigen gebracht wurde, als ich plötzlich in allen Richtungen bezopfte Fratzen bemerkte, die grinsend über mein ihnen ebenfalls unerwartetes munteres Wesen, hinter Hügel und Steinen gleichwie aus dem Boden hervorragend, mir zunickten oder mich starr vor Neugierde anglotzten. Bald begegnete ich dem Leiter des Umbaues des Palais des Gouverneurs, der mich sofort lachend wegen meiner kräftigen Stimme beglückwünschte und freundlichst zurück zum sogen. Palast begleitete, um mir das einfache, jedoch herrlich gelegene Haus zu zeigen, welches außer seiner schmucken Lage nichts bemerkenswertes bot.

Die untergehende Sonne mahnte mich zum bergab, und somit

wählte ich nach meiner Gewohnheit die weglose Niedersteigung und gelangte in kurzer Zeit über Stock und Stein, ohne Schlangen zu begegnen', die hier zahlreich sein sollen, zur Polizeistation, wo ich meine wackeren Träger, durch Teegenuß und Opiumpfeife erholt, wieder traf. Ich setzte mich gestärkt durch die lang entbehrte Bergluft in meinen Stuhl, und vorwärts ging es bei zunehmender Dunkelheit, nicht der Fahrstraße, sondern einem schwindelerregenden Zickzackpfade folgend, geradeaus bergab, bei beständigem Anblick des unter uns liegenden Hong-kong. Während unserer Niedersteigung durch Gebüsch und Gestrüpp begegneten wir, nachdem wir an den höchsten Villen der Stadt vorbeigezogen waren, manchen hektischen Europäern, die mühsam, um ihre Lungen zu kräftigen, den Berg erklommen.

Um 1/2 7 Uhr bei vollständiger Nacht, an dem öffentlichen Garten vorbei, durch eine prachtvolle Allee, dann durch die Hauptstraße der Stadt erreichte ich endlich meine Behausung im widerlich stinkenden Hotel mit lebhafter Sehnsuch,t auf die Berge zurück, denn grenzenlos war der Unterschied der Temperatur und noch mehr jener der Atmosphäre hier und dort.

Sehenswert sind in Hong-kong, abgesehen von den zahlreichen Speichern am Ufer des Hafens und von den im italienischen Stile meist geschmackvoll erbauten Häusern und Villen des europäischen Stadtteiles und auf der Böschung des Berges, abgesehen von dem echt chinesischen, daher charakteristisch-indigenen Stadtteil: das „Gouvernements-Palais", das „Gerichtshaus", das „Missionsgebäude", das „Hospital für Seeleute", das schmucke „Postgebäude", das umfangreiche und komfortabel eingerichtete „Hotel Hong-kong", der früher erwähnte breite „Quai des Strandes", der „öffentliche Garten", die überaus kunstvoll und gediegen erbaute Fahrstraße zum Wasserreservoir, das Reservoir selbst als exemplarisches Bauwerk, und das reizende, von Süden nach Norden die Insel steil durchziehende „Happy-Valley", ein Thal mit einer immer grünen Vegetation und den Behausungen mannigfaltiger Schildkröten und der in der Welt so selten werdenden Armadillen.

3. Abteilung.

Von Hong-kong bis Jokohama.

Japan.

Jokohama. — Jeddo.

Ein schwerer Entschluß. — Als Verachteter. — Wanderung in die Unterwelt des Schiffes. — Sonderbare Kameraden. — Plagen der Unterwelt. — Die Insel Formosa und die Baschi-Inselgruppe. — 480 Seemeilen von Hong-kong und der Teifun.

Der Abgang des Riesendampfers „China" am 10. Juni, einem 4000 Tonnen-Schiff mit ca. 1000 chinesischen Auswanderern nach San Franzisko, bewog mich, die Gelegenheit zur Weiterreise in einer Weise zu benutzen, durch die ich die chinesische Rasse, freilich in ihrem Auswurf, näher kennen lernen konnte. Um dieses zu erreichen, entschloß ich mich nicht ohne eine gewisse Selbstüberwindung, die weite Fahrt im Zwischendeck mit den Chinesen zu machen, wodurch ich namentlich die Möglichkeit finden konnte, die Eigentümlichkeiten der Rasse unbemäntelt zu beobachten.

Leicht war dieser Entschluß nicht, dies wird ein jeder, der die umfangreiche finstere Unterwelt der riesigen Ozeandampfer kennt, begreifen, jedoch mir auch zugeben, daß nirgends deutlicher die Eigentümlichkeiten und der wahre Charakter des Menschen kennen zu lernen sind, als in diesen Räumlichkeiten der Schiffe, wo man oft wochenlang im engsten Beisammensein lebt und die durch die mannigfaltigen despotisch wirkenden Leiden der Seereise allmählich jede Verstellung beseitigen und das Individuum im natürlichsten Zustande seines innersten Wesens mit nur wenig Ausnahmen erscheinen lassen.

Sehr charakteristisch war der Augenblick, als ich in die „Offize" der amerikanischen Pazific-Mail-Steamship-Kompany" eintrat, um mein Billet zu lösen. Als meine Wenigkeit in „Gentleman Toilette" erschien, erhoben sich ehrerbietig von ihren Sitzen die Beamten, die

meist dunkelfarbige Portugiesen von Halbblut mit etwas chinesisch geschlitzten Augen waren, und frugen höflichst: Was mir, dem esqu. Gentleman gefällig sei? worauf ich antwortete: „trough-ticket for San-Francisco if you please Gentlemens“ d. h. ein durchgehendes Billet bis San-Franzisko, meine Herren! „I. Klasse?“ frugen sie mich. „Nein! Zwischendeck!“ war meine Antwort.

Der einzige Engländer unter den Beamten nahm sofort eine verachtende Miene an und drückte sich sozusagen eiligst aus dem Zimmer. Die Herren Portugiesen mit geschlitzten Augen wurden noch gelber im dunklen Gesicht, setzten sich sofort, sichtbar ärgerlich, aufgestanden zu sein, und der eine derselben schrieb mir langsam ein Billet aus, ohne weiter auf meine an ihn gerichteten Fragen Rücksicht zu nehmen. Ich bezahlte 100 Dollars für das Billet, welches mich in die Unterwelt des Schiffes führen sollte, und wanderte zur Besichtigung der Stelle meiner mehrwöchentlichen Unterkunft zum Riesendampfer.

Auf dem Schiffe angelangt, trat sofort der Haupt-Stewart mir entgegen, um meiner mutmaßlichen Hoheit dienend entgegen zu kommen, und mit auffallendem Respekt wurde mir der Weg gebahnt, dieses jedoch nur bis zum Augenblick, als ich mein Zwischendeck-Billet vorzeigte, wonach der bisherige Respekt schwand und das Personal des Schiffes in Ausdruck und Betragen sofort das Gegenteil mich fühlen ließ.

Natürlich ließ man mich, als verkommenes Subjekt, die Geduldsprobe des Wartens genießen, bis endlich der Stewart der Unterwelt, ein widerliches Geschöpf, mit Ruß und Fett übertüncht, erschien, mich in den zweiten Stock hinab in das Zwischendeck geleitete und mir im Kielraum des Schiffes meinen Platz in einer schaudererregenden dumpfen Koje anwies, die für Europäer des Zwischendecks bestimmt war. Mein Widerwille wurde in jeder Hinsicht lebhaft erweckt und es erforderte meinerseits eine bedeutende Überwindung, um bei meinem Entschluß zu bleiben, mich einer 5 bis 6 wöchentlichen Tortur zu unterwerfen.

Am 10. Juni, nach einer lästigen Schwitznacht in meinem winzigen Zimmer des „Hotels Stag“, erwachte ich ermattet und müde, packte meine Sachen ein, fand mich hierbei während meines Aufenthalts in Kanton bestohlen, indem mir mein schönes Fernglas aus seinem

Gehäuse, meine Reservebrillen und einige silberne Gegenstände auf Nimmerwiedersehen fehlten. Um 12 Uhr wanderte ich mit meinem Gepäck zum Schiff, oder richtiger freiwillig in mein mindestens 35 tägiges Gefängnis, wo ich, nachdem ich mich durch ein enges Gedränge auswandernder Chinesen gewunden, eine Leiter erreichte, die mich durch ein enges Quadratloch des Kieldeckes in den zweiten untern Raum brachte, der noch gedrängter als das Deck von bezopften Auswanderern erschien. Von diesem Raume aus führte dem Kiel zu eine Thür zur europäischen Koje, die für acht Menschen bestimmt und auch schon gefüllt war mit Gepäck und Gegenständen widerwärtigster Art. Die Betten für die unglücklichen Reisenden in diesem Raume bestanden aus zweistöckigen Bambusgerüsten, auf deren Stockwerk je eine blaue schlechte Matratze und ein flaches Kissen sich befanden.

Das Oberdeck war bis zum Abgang des Schiffes für die Auswanderer gesperrt, die gleich dem lieben Vieh unter Deck förmlich gejagt wurden, wo wir mit Kühen, Ochsen, einer unendlichen Zahl Gänsen in Käfigen, die, ebenfalls zu eng beherbergt, Zeter schnatterten den endlichen Abgang erwarten mußten. Um 12 Uhr traf ich ein, bis 3 Uhr dauerte die Plagezeit des Wartens, eingepfercht gleichwie in Noahs Arche unter brüllendem, blöckendem, schnatterndem und krähendem Vieh und gleich dem Vieh unter den rohen, schimpfend drohenden Auslassungen der Offiziere und Aufseher des Schiffes.

Während dieser unendlich erscheinenden Wartezeit hatte ich die Gelegenheit, mit Muße meine sonderlich zusammengewürfelten Kabinenkameraden zu mustern. Der eine war ein englischer Zivilingenieur in chinesischen Diensten, der mit 240 Dollars, die er bei dem Kassierer des Schiffes, dem sogen. „Pursar", nebst seinen zahlreichen Büchern deponiert hatte, im Auftrage Chinas nach Amerika reiste; er sprach ein gutes Französisch, liebte zu reden und schien eine wohlerzogene, anständige Persönlichkeit zu sein. Der andere Kamerad war ein Amerikaner aus Philadelphia, ein roher Seemann, jedoch ein grundbraver Mann, und hatte freie Passage bis San-Franzisko. Der dritte war ein Portugiese d. h. Halbblut, der seine zahlreiche Familie, Kinder und Großkinder in Hong-kong gelassen hatte und nach Jokohama reiste, um dort sein Glück zu suchen, welches er in Hong-kong, wie er behauptete,

verloren hatte; er hatte freie Passage, da er die Aufsicht über einen Teil der auswandernden Chinesen übernommen hatte. Der vierte Kamerad war ich selbst, dessen ich weiter nicht erwähnen will, da mich meine Beschreibung ja genügend schildert. Außerdem waren noch vier Nichtchinesen da, die auf dem Schiffe als Wächter, Aufseher u. s. w. arbeiteten, unter denen ein widerwärtig heruntergekommener Däne, ein braver, biederer Hamburger, ein besoffener irländischer Anstreicher und noch ein Irländer schrecklichster Sorte sich befanden. Von den acht Kabinenkameraden bewohnten nur ich und ein anderer die Koje. Chinesen waren 990 an der Zahl, die mit uns und einer bedeutenden Anzahl Ochsen, Schweine, Schafe, Gänse, Enten, Hühner, Pagageien, sogar Affen, und anderen Nachkommen der Arche Noahs die Bewohner des übelduftenden Zwischendecks (sterage) bildeten.

Der Anblick von Hong-kong, als wir den Hafen verließen, wurde mir genommen, da wir gleich Gefangenen oder Sklaven im engsten Gedränge unter Deck hermetisch verschlossen waren; doch kaum waren wir in der bewegten See, so wurden die verschiedenen Luken und Öffnungen vom bisherigen Verschlusse befreit, und gleichwie die Ameisen nach der bösen Witterung aus ihren Haufen erscheinen, so schlüpfte auch die wimmelnde, schnatternde Schar der Chinesen auf das Kieldeck, zum Genuß der frischen Seebrise bei sternefunkelndem Himmel. Das Land der Provinz „Kuang-tung" mit imposanter Gebirgsszenerie war zu sehen, der Wind war schwach und unser Schiff zog daher ohne Segel nur langsam vorwärts.

Da meine unterseeische Koje sich als entsetzlich heiß und dumpf erwies, verbrachte ich die Nacht in Panjamas, d. h. im ostindischen Nachtkostüm, unter einer Bank auf dem Deck. Unter einer Bank sagte ich, da, gleichwie in China so auch hier auf dem Chinesischen Meere, der Tau ein bemerkenswert starker ist.

Bei meinem Erwachen am folgenden Morgen suchte ich die Möglichkeit einer Waschung, dies jedoch resultatlos, denn in Wasser herrschte Sparsamkeit auf dem Schiff und jeder Chinese erhielt vom Wächter eines im Zwischendeck aufgestellten Wasserfasses, je nach Größe seines Maules, mit Erlaubnis zu sagen, nur einen Mundvoll zu seiner Toilette. Mir gelang es jedoch, da ich glücklicherweise als

rein europäischen Blutes anerkannt wurde und daher ein Mensch war, eine kleine Schale voll der gelben Flüssigkeit zu erhalten, und ich säuberte mich so gut es ging.

Um $^1/_2$ 8 Uhr fand die erste Abfütterung der europäischen Menschheit des Zwischendecks statt, und das in einer Weise, die erstaunlich war. Neben der chinesischen Küche nämlich, und aus derselben gereicht, erhielten wir auf zinnernen Tellern uraltester Zeit im Durcheinander Beefsteak, Kartoffeln, Reis und Gurken, und in Schalen, die in verschiedensten Mustern gekittet waren, schwarzen Kaffee, und zum genießen der Speise einen an Beulen reichen, schmutzigen, zinnernen Löffel. Die Nahrung war sehr einfach zubereitet, jedoch eßbar. Der Raum, in welchem wir speisten, war derjenige, wo die Unmasse der Küchengeschirre des Schiffes gespült wurde; von einem Sitze in demselben war keine Rede. Glücklicherweise war es uns europäischen, daher menschlichen Sklaven des Zwischendecks gestattet, gegen 50 Cents eine Flasche Bier zu kaufen, die den Körper kräftigte und den Ekel, den die Räumlichkeiten des Schiffes erweckten, sozusagen abspülte.

Es war der erste Tag unserer Reise, und schon erschien mir die Existenz im Zwischendeck des Schiffes kaum erträglich, denn die Qualen, denen man unterworfen wurde, waren denjenigen des Tantalus zu vergleichen: man wollte trinken und das Wasser stank, oder das Geschirr, in welchem es gereicht wurde, diente zugleich den am Munde oft aussätzigen und eher als Tiere zu betrachtenden Chinesen, daher ließ man das Trinken sein; man wollte essen — die Teller und Löffel stanken und waren so unrein, daß man den Appetit verlor; man wollte in seine Kabine und mußte alsdann durch die enggedrängten dreistöckigen Bambu-Bettstellen der Chinesen oder oftmals über Chinesen, die auf dem Boden kauerten, hinwegschreiten, bis man die steile Leiter erreichte, hinabstieg und, wieder durch die enggedrängten Bettstellen des zweiten Unterstockes sich drängend und über Menschen hinwegschreitend, endlich seine Kabine erreichte, die, da sie sich unter dem Wasserspiegel befand, stets geschlossen war und in der eine Hitze herrschte, die beängstigend wurde. Neben dieser Kabine befand sich eine kleinere, jedoch frischere, die einige Chinesen der Klasse der Lih-ang annektiert hatten, und die die unsere als

beständigen Durchgang benutzen mußten, daher für mich von Offenlassen meines Gepäckes keine Rede sein konnte, da ich fest entschlossen war, soviel als möglich auf Deck zu bleiben.

Die Witterung blieb schön, unsere Richtung war eine östliche, der Wind heftig, jedoch uns konträr, daher wir keine Segel spannen konnten.

Um 12 fand täglich die Hauptmahlzeit statt und bestand: aus Suppe, d. h. gelbem Wasser mit Reis und etwas Butter, Fleisch und Kartoffeln, Reis, und Korinthen-Pudding, von welchen der Reis das Beste und Hauptsächlichste war. Um 5 Uhr wurde Reis, Fleisch und Thee gegeben. Demnach konnte von Hunger keine Rede sein, wenn man nur im stande war, den Ekel zu überwinden.

Der Abend war warm, der Sternenhimmel funkelnd und schön. Das Gebilde des südlichen Kreuzes war mehr und mehr im Schwinden zum südlichen Horizont seit wir Indien verlassen hatten, und die Gestirne der östlichen und nordöstlichen Hemisphäre erschienen wieder progressiv. Es ist wohl eines der prachtvollsten Gebilde des Sternenhimmels, das südliche Kreuz, welches ich von Kalkutta nach Hong-kong und in Hong-kong namentlich in seiner vollsten Pracht genossen hatte.

Gegen Abend schon zeigten sich die zwei Leuchttürme der westlichen Ufer der Insel Formosa. Die folgende Nacht verbrachte ich auf Deck bei auffallend feuchter Luft wieder unter meiner Bank und in meinen Plaid gehüllt. Gegen 2 Uhr in der Nacht wurden Raketen zum Gruß eines vorüberfahrenden amerikanischen Dampfers derselben Kompanie abgelassen und bald darauf durchzogen wir die Baschi- oder Formosa-Straße in der Nähe des Südkaps der Insel Formosa, die links von uns lag, während rechts von uns einige Eilande der Baschi-Inselgruppe sich zeigten.

Gegen 10 Uhr zeigten sich in Fernsicht mehrere Segelschiffe, die unzählige Vögel des Meeres umkreisten, alsdann ein Dampfer, dessen Nationalität nicht zu erkennen war, und bald darauf kreuzten wir auf Stimmweite den von Jokohama kommenden Dampfer derselben Kompanie. Die Witterung war prachtvoll. Die leicht kräuselnde See des stillen Ozeans, in welchem wir, seit wir durch die Baschi- oder Formosa-Straße gefahren waren, uns befanden, war dunkelblau in der

Farbe, keine Brise herrschte, die Sonne war heiß, und wir näherten uns in nordöstlicher Richtung dem Wendekreis des Krebses. Im Zwischendeck herrschte eine übertropische Hitze.

Das sich auf dem Deck des Riesen-Dampfers entfaltende Bild war ein eigentümliches. Nur das Kieldeck durfte von den Chinesen benutzt werden, und ein gespanntes Tau sperrte dasselbe vom übrigen Teile des Schiffes ab und durfte natürlich von den Sprößlingen „des Reiches unter dem Himmel" und von uns nicht überschritten werden. Die Chinesen lagen oder kauerten auf dem Kieldeck in Gruppen heiter plaudernd, den Körper halb entkleidet, da die Hitze eine gewaltige war. Auf dem umfangreichern Teile des Oberdecks, welches den Chinesen und uns zu betreten verboten war, wanderten hin und her die geringzähligen Passagiere I. Klasse und die zahlreichen Offiziere und Beamten des Schiffes, mit majestätischer Geberde einen grellen Kontrast zu dem Gewimmel der Bevölkerung des Kieldecks hervorrufend.

Um 12 Uhr hatten wir von Hong-kong 408 Seemeilen in 45 Stunden zurückgelegt und es blieben noch 1680 Seemeilen bis Jokohama. Der Ostwind, d. h. der Typhun (Teifun), nahm an Heftigkeit zu und die Segel wurden gespannt. Um 8 Uhr abends entfaltete sich wieder vor unserem Blick die östliche Küste der Insel Formosa, und namentlich der Anblick ihres 6000' hohen Zentralberges in prachtvoller Beleuchtung durch das farbenreiche Licht der untergegangenen Sonne. Zur Nacht nahm der Typhun gewaltig zu und fuhr wütend in die auf diesem Schiffe doppelten Segel. Demungeachtet war die Nacht durch den die Zone charakterisierenden gewaltigen Tau sehr feucht.

---

990 Chinesen und die Europäer der Unterwelt. — Heiden und Christen. — Am 3. Tag der Reise. — Der Ungerechtigkeit folgt Haß. — Die Insel Kiu-Siu. — Felsen Yakim-Yama. — Insel Kiu-Siu als Prachtbild. — Küste von Si-Kok. — Der Neugierde folgt Entsagung. — Windwechsel. — Die Küste von Nippon. — Felswand des Kap Id-Su.

Am folgenden Morgen, bei glanzvollem Aufgange der Sonne, erweckte mich unter meiner Bank das nahende Geräusch der Spritze zur täglichen Waschung des Decks, und als ich der sich mir nähernden

Douche eiligst entfliehen wollte, fand ich meinen Teppich an dem harzigen Boden des mit Pech verkitteten Decks angeklebt. Ich hinterließ natürlich Wolle und raubte klebrige Farbe, was auch zu den kleinen Tantalusplagen meiner Existenz auf dem Schiffe zu rechnen war. Dem folgte jedoch die überraschende Freude, in der Kabine eine vollständige Wascheinrichtung zu treffen, die Seine zweithohe Persönlichkeit auf dem Schiffe, infolge unserer Unterhaltung über Gleichheit und Ungleichheit der Menschen, uns zu geben befohlen hatte.

Die großen Räume, in welchen die 990 Chinesen ihre in Reihen gestellten dreistöckigen Bettstellen hatten, waren sehr sauber gehalten und die Ventilation in denselben eine vorzügliche; letztere namentlich war eine auffallende, da man, wenn nicht gerade Windstille und Hitze herrschte, keine üble Atmosphäre spürte. Die wenigen Europäer des Zwischendecks wurden unverzeihlich vernachlässigt und den Chinesen gegenüber zurückgesetzt, obgleich wir, wie schon erwähnt, 100 Dollars bezahlt hatten, während den Chinesen nur 10 Dollars für das Billet und 35 für die Beköstigung, demnach in Summa 45 Dollars für die Überfahrt berechnet wurden. Die I. Klasse mit verschwenderisch luxuriöser Unterkunft war mindestens 20 Mal besser und kostete nur 250 Dollars, ein unbegreifliches Mißverhältnis!

Was das Betragen der 990 Chinesen auf dem Schiffe betraf, so ist der Friede und die Einigkeit derselben untereinander bemerkenswert, namentlich wenn man bedenkt, daß die Schar aus allen Klassen und Ständen der Nation zusammengewürfelt war, und daß dem ungeachtet eine herzliche Einigkeit sich zeigte, die leider auf den europäischen Auswanderungsschiffen nimmer zu treffen ist. Obgleich auf denselben gewöhnlich die Majorität der Auswanderer einer Klasse der europäischen Gesellschaft angehört, so bemerkt man doch gewöhnlich auf denselben Neid, Habsucht und brutalen Streit während der ganzen Reise.

Abgesehen von dieser Ruhe und von dieser Nächstenliebe, die sich unter den auswandernden Chinesen zeigte, fiel sogar der Ordnungssinn derselben auf: ihre Bettstellen waren trotz der nationalen, dem Europäer widerwärtigen Ausdünstung der Rasse, zu jeder Zeit, ungeachtet der Enge, die die Bettreihen bildeten, sauber aufgemacht, und

auf der obersten Stellage der Bettstellen war das in Matten gehüllte Gepäck der Leute in musterhafter Ordnung gehalten. Stets charakterisierte die sich bildenden Gruppen ein freudiger Sinn, bei Spiel oder rastloser Unterhaltung, und einen gewissen Anstand im Benehmen bewahrte sogar das Individuum der niedrigsten Klasse derselben, und es wäre leider schwer, einen Vergleich zwischen einem Auswanderungsschiff mit Europäern und diesem mit Chinesen zu machen; es sei denn mit dem kurzen Ausspruch: daß man im europäischen im allgemeinen zänkischen Lärm mit Hader und Streit und ein unsauberes Wesen trifft, während im chinesischen geselliger Lärm einer rastlosen Unterhaltung, Friede, Nächstenliebe und sogar Ordnungssinn sich zeigt; oder man könnte sagen: die europäischen Auswanderer erinnern oft an eine Horde Schakale, und die chinesischen an eine Herde Schafe, indem die ersteren jeder für sich, oder paarweise, oder höchstens in kleinen Gruppen, feindlich gegen die anderen, getrennt ihren Gelüsten fröhnen, während letztere gleich einer Herde Schafe in Gemeinschaft einer dem anderen folgen. Dieses ist der Unterschied zwischen sogen. Heiden und sogen. Christen — traurig genug, aber leider wahr!

Übrigens sind diese sogen. Heiden festgläubige Heiden, und die sogen. Christen meist in der Majorität ungläubige egoistische Christen, demnach eigentlich keine Christen, eher Heiden, die dem Götzen Mammon dienen, während die sogen. Heiden durch ihr Prinzip der Nächstenliebe, der Eintracht, der Geduld und der Selbstüberwindung, Eigenschaften, die dem Chinesen keiner, der ihn kennt, absprechen kann, oft christlicher als Christen sich Nennende sind! Leider spielt in unserem Zeitalter das Schlagwort und die Benennung eine wichtigere Rolle, als die That und als das moralische Prinzip, daher wir uns oft in unseren Begriffen täuschen und nach dem Äußeren das Innere beurteilen, anstatt nach dem Innern das Äußere aufzufassen!

Um 12 Uhr am dritten Tage unserer Reise und nach Vollendung einer Besichtigung der Bewohner des Zwischendecks durch den Kapitän, ergab sich die Entfernung von Hong-kong, d. h. die zurückgelegte Strecke, mit 623 Seemeilen und unsere Entfernung von Jokohama mit 1057 Seemeilen. Unsere Richtung war eine fast östliche, der Wind war günstig und gestattete uns volle Segel, so daß wir mit

Hülfe derselben annähernd 12 Knoten (Seemeilen) pro Stunde machten. Gegen Abend nahm der Wind an Kraft zu, und demungeachtet folgte dem glänzendsten Sonnenuntergang ein so gewaltiger Tau, daß das Deck gleich wie nach heftigem Regenguß naß erschien und daher mein Lager zur Nacht unter der Bank sich sogar als ein recht feuchtes erwies, und doch mußte ich dasselbe benutzen, da in unserer Koje die Temperatur ähnlich derjenigen eines Schwitzbades war, und obendrein in derselben ein an der Magenauszehrung leidender, sehr gutmütiger Neger einquartiert worden war, und als mein Schlafnachbar, trotz freundlichem Wesen, durch sein Anken und Stöhnen ein ungemütlicher Nachtkamerad wurde.

Trotz Nässe und wiederholtem Morgentau hatte ich mich eines gesunden Schlafes erfreut; um 4 Uhr in der Früh schlich ich in meine Kabine, um vor dem Erwachen der Langschläfer mit Muße meine Toilette zu machen. Die Atmosphäre der Kabine war natürlich in der Morgenstunde eine entsetzliche, und doch spürt der Seemann trotz Gewöhnung an die stets ihn umgebende so reine Seeluft diesen Stickstoffqualm gar nicht.

Obgleich die vier Mitschläfer in der Kabine höchst ärgerlich über mein sie störendes Eintreten waren, toilettierte ich mich gründlich für die sonntägliche Feier, stärkte mich um 5 Uhr mit einer mir gekauften Tasse Kaffee und wanderte wieder auf Deck zum Genuß der täglichen Gleichförmigkeit.

Die Witterung war herrlich, von Südost wehte ein schwacher Wind, und schon die Frühstrahlen der Sonne unter dem Wendekreise prophezeiten einen gründlich heißen Tag.

Trotz der sengenden Sonnenstrahlen und der zahlreichen Chinesen, die auf dem Kieldeck liegend oder kauernd mit verschiedenartigsten Spielen sich unterhielten, wurde keine Überdachung gespannt, während über den Rest des Deckes für die wenigen Passagiere I. Klasse eine doppelte Leinwand gezogen war. So geht es in der Welt: der Arme oder als arm Erscheinende wird niedriger als das liebe Vieh betrachtet, gleich demselben behandelt, und wie natürlich erscheint es, wenn infolgedessen Unmut und Haß sich unter dieser Klasse Menschen entwickeln, denn unwillkürlich fühlte auch ich, der ich nur freiwillig

mich in dieses Verhältnis begeben hatte, den unchristlichen Wunsch, daß dem zweithohen Offizier des Schiffes, dem Urheber unserer Pein im Zwischendeck, etwas Unangenehmes zustoßen möge, diesem Menschen, der nicht nur kein Mitgefühl kannte, sondern mit barscher Unfreundlichkeit und Grobheit jedem begegnete, der seiner Willkür auf dem Schiffe unterworfen war.

Gegen Abend, nachdem wir um 12 Uhr 843 Meilen von Hong-kong in östlicher Richtung zurückgelegt hatten, nur 814 Seemeilen bis Jokohama nachgeblieben waren, und wir den 8. Teil unserer Reise von Hong-kong bis San-Franzisko überstanden hatten, gab der Wind nach, die Segel wurden wieder eingezogen, fühlbar langsamer wurde unser Gang, und naßkalt war die Atmosphäre, als ich mich zum Schlaf unter die Bank auf meinen Plaid streckte.

Gegen Feuchtigkeit und fühlbare Frische hatte mich mein alter englischer Plaid, dieser mein Genosse auf so vielen Reisen, warm geschützt. Um 4 Uhr erwachte ich in Sicht der naheliegenden Insel Kuro, und gegen 7 Uhr fuhren wir an den Inseln Iwego, auch Fate-Joan genannt, und der Insel Iate vorbei, alles vulkanische Erhebungen der Liu-kiu-Inselgruppe. Auf dem hinter der Insel Iate liegenden Eilande Iwego zeigt sich ein hohes Gebirge, aus dessen Kämmen sich sichtbar zwei Kratergipfel erheben, von denen der eine heftig dunstete. Die Inseln lagen von uns rechts d. h. südlich, nördlich in Fernsicht zeichneten sich die Gebilde der Gruppe der Siebengeschwister-Inseln und nordöstlich die hohen Berge der Insel Kiu-Siu, auch Tziu-Siu genannt, auf der die Stadt Nagasaki auf einer Halbinsel des westlichen Ufers derselben liegt. Unsere Richtung war rein nach Ost.

Der Sonnenaufgang war ein prachtvoller, wie ihn der Maler liebt, d. h. sanft in den Nüancen der Färbung und glänzend in der Wiederspiegelung der bewegten Meeresfläche, die kleine, weiße, wildschäumende Brandwellen zeigte. Um 6 Uhr, gleichwie auf Kommando, erschien unverhofft plötzlich ein heftiger Wind von Süd und fuhr wuchtig in unsere wieder voll ausgespannten Segel.

Um $1/2$9 Uhr waren wir vor der Insel Kiu-Siu, d. h. in der Nähe von Ohotomari, der südlichsten Spitze derselben, vor der sich der 5400' hohe Felsen Ya-kim-Yama und der kleinere Fira-Yama, auf

welchem ein Leuchtturm steht, zeigen. Das südliche Ufer umgeben viele Riffe und vor dem südlichsten Ausläufer der Küste zeigt sich ein riesiges natürliches Felsenthor in der See.

Bis 12 Uhr zogen wir ca. 30 Meilen der Insel entlang, bis zur Straße von Suwo-Nuda, die zwischen den Inseln Kiu-Siu, Si-kok und der westlichen Küste der Insel Nippon hindurchführt.

Die Insel Kiu-Siu, auch von den Japanesen Tziu-Siu genannt, entfaltet ein prachtvolles Bild. Durchwegs steil gebirgig zeigte sich dieselbe, das Gebirge ist von anmutigen Thälern durchbrochen, das ganze Gebiet der Insel mit stämmigem Walde üppig bewachsen, in welchem in gefälligen Formen grüne Matten oder hübsch gelegene Städtchen und Ortschaften mit ihren grauen Häusern und meist roten Dächern, Tempel, einzeln liegende Landhäuser, meist auf Anhöhen erbaut, sich zeigen. Die Thäler und Schluchten charakterisieren spiegelglänzende Ströme, Bäche und Wasserfälle, die schäumend, meist deltaartig, stets über kiesigen Felsboden, demungeachtet durch eine üppige Vegetation sich in das Meer ergießen. Selten habe ich, mit Ausnahme von Penang, einen so romantisch-pittoresken Anblick vom Schiffe aus getroffen!

Abgesehen von der Landschaft, die prachtvoll erschien, belebten das malerische Bild in Mitte der zahlreichen Riffe der östlichen Küste der Insel die vielen mannigfaltig angestrichenen Dschonken und Sampane mit ihren gewaltigen triangulären Bastsegeln.

Um 12 Uhr, wie gesagt, waren wir vor der Meerenge, die den Pacific-Ozean mit der Straße von Korea resp. mit dem japanischen Meere vereinigt. In Dunst gehüllt lag vor uns die Insel Si-kok, deren nordöstlicher Küste wir folgten, sie jedoch nur mit dem Fernglase beobachten konnten. Gleichhohe Berge, wie die der letztgenannten Eilande, und eine gleichartige Vegetation zeigt dieselbe. Den Anblick der Insel nahm uns teilweise die Bucht von Ko-Tzi, bis wir die südlichste Spitze der Insel Nippon gegen 2 Uhr erreichten.

Viele fliegende Fische zeigten sich oft, munter, in der Sonne silberglänzend, im Schnellflug über der Wasserfläche. Das Meer war bösartig aufgeregt und schäumte weißblendend, der Wind war ein heftiger Westwind und die Sonnenstrahlen wirkten sengend.

Bald nach 2 Uhr schwand wieder der Anblick der Inseln und uns umringte nur der Ozean.

Meine Neugierde oder, richtiger gesagt, meine Wißbegierde, das Leben eines chinesischen Zwischendeckes, nachdem ich dasjenige der europäischen auf amerikanischen Auswanderungsdampfern ebenfalls, um es kennen zu lernen, mitgemacht hatte, zu erproben, kostete mir viel Entsagung und bitterböse Leiden, die völlig sich meiner Sinne bemächtigten und mir die Frische der erforderlichen Beobachtungskraft zu rauben drohten, indem meine Gedanken, gezwungener Weise und unwillkürlich, mit den Qualen meiner Existenz beschäftigt waren; daher war es natürlich, daß Hunger infolge des Ekels gegen Unreinlichkeit, rohe Umgebung und Mangel an Schlaf durch Unbequemlichkeiten wirksame Feinde der frischen lebhaften Gedanken waren und Reflexionen hervorriefen, die nur durch logische Philosophie, durch die Hoffnung auf eine baldige Erlösung und durch eine gewisse Selbstverleugnung besiegt werden konnten. Eines hatte ich dadurch gründlich erreicht, nämlich die Kenntnis oder Erkenntnis der verzweifelten Lage brutal behandelter Gefangener, die zum Export in eine weit gelegene Kolonie über den Ozean verurteilt sind, denn wir waren nicht besser, vielleicht sogar in gewisser Beziehung noch schlimmer als solche untergebracht und behandelt.

Plötzlich wandte sich der Wind nach Nordwest, und da wir eine nordöstliche Richtung hielten und der Wind von der Landseite herrschte, so wurden die Segel wieder voll gespannt und wir waren vom lästigen Kohlenstaub, den uns die Esse des Schiffes bisher zusandte, befreit.

Um 12 Uhr hatten wir 1071 Seemeilen zurückgelegt und es blieben noch 609 Meilen bis Jokohama.

Gegen Abend wechselte der Wind oft, desgleichen das Spannen und Niederziehen der Segel, gleichwie der Himmel im beständigen sich bewölken und wieder klar werden erschien.

Am 6. Tage unserer Reise überraschte uns in der Früh um 6 Uhr der erste Regenschauer, der uns den Aufenthalt auf dem Kieldeck raubte und uns zwang, im engsten Gedränge im Zwischendeck so gut es ging uns Platz zu suchen, bis endlich gegen 10 Uhr der Himmel sich klärte und wir auf Deck uns wieder niederkauern konnten.

Um 1/2 12 Uhr zeigte sich in der Ferne das hohe Gebirge der Insel Nippon. Die Witterung war kalt und trübe, und unwillkürlich sehnte man sich zurück nach Indien, denn merkwürdig ist es, wie leicht der Körper sich an die Hitze gewöhnt und sich in den Tropen durch dieselbe verwöhnt.

Um 12 Uhr hatten wir in 24 Stunden 230 Seemeilen gemacht, d. h. 1301 Meilen von Hong-kong zurückgelegt, und es blieben uns noch 279 Meilen bis Jokohama. Um 3 Uhr kreuzten wir die festgestellte Linie der Dampfer von Jokohama nach Schanghai oder Sangai, und es zeigte sich der Anblick des mit Eis und Schnee bedeckten Gipfels des 14000' hohen Feresi der Insel Nippon.

Die Insel ist ca. 400 engl. Meilen lang und hat eine Maximalbreite von 150 Meilen. Um 1/2 4 Uhr waren wir vor dem Leuchtturm des Oswah-Vorsprunges der steilen graufelsigen Küste, auf welchem der blendend weiße Leuchtturm durch die, die Wolkengebilde durchbrechenden Strahlen der Sonne lieblich beleuchtet wurde.

Bis 1/2 5 Uhr zogen wir nahe der Küste bis zum Oswah-Vorsprung oder der Oo-Insel mit ihrem Leuchtturm auf steiler Felsenwand.

Sehr verschieden ist der Anblick der Küste Japans von demjenigen der Küsten Chinas. Das Ufer bis hierher ist meist mit grünen Vorfelsen und Riffen besetzt und entwickelt einen malerischen Eindruck. Namentlich bei halbzurückgelegter Strecke, wo das Ufer kreisförmig mit steiler Felsenumkantung sich zeigt, charakterisieren die beiden Endpunkte dieser Einbuchtung: die felsigen starren Spitzen von Oswah und Osema mit ihrer grauen Färbung und auffallenden Bildungen, und an der Küste verschiedene Mündungen von Flüssen, die schäumend von der Höhe niederziehen und, stets Deltas bildend, sich in den Ozean ergießen.

Von Osema kehrt das Ufer nach Nord, eine fast unabsehbare, breite Bucht bildend, und es erscheint in Fernsicht und in Nebel gehüllt das den Alpen täuschend ähnliche, an Vegetation so üppige Gebirge der pittoresken Insel Nippon. Die gefährlichen Riffe und kleinen Inseln der Küste und die heftigen Strömungen derselben zwingen die Schiffe, weit in See zu halten, daher die Aussicht auf die Insel

allmählich eine undeutliche wird. Während des Tages überraschten uns oft Regenschauer, uns ungemütlich unter Deck scheuchend, demungeachtet wählte ich zur Nacht meinen Platz wieder unter der Bank, obgleich man, über meine praktische Ruhestätte neidisch, dort Spritzschläuche untergebracht hatte.

Am 7. Tage unserer Reise war mein erstes Werk, meine Sachen zu ordnen und zu binden, da ich während unseres Aufenthaltes in Jokohama die Zeit auf dem Lande zubringen wollte.

Der konträre Wind und eine heftige Gegenströmung verringerte unseren Gang um eine Meile pro Stunde, daher wir die Aussicht hatten, vor dem Landvorsprung Triti-Point über Nacht stehen bleiben zu müssen, um erst bei Tageslicht in den Hafen von Jokohama zu fahren. Seit einem Tage regnete es bei heftigem Winde, daher jede Möglichkeit, auf Deck zu bleiben, genommen war, und schwer fiel es mir, eine ruhige Stelle im Zwischendeck unter der sich drängenden Menge zu finden, um an trockener Stelle meine Notizen niederzuschreiben.

Um $^1/_2$ 11 Uhr erreichten wir die hohe Felsenwand des Kap Jd-Su, die leider in Nebel gehüllt war, während wir deutlich die Gegend mit bloßem Auge sahen. Die Temperatur war rauh, Regen herrschte Tag und Nacht und der Wind nahm an Stärke zu. Mannigfaltige japanische Dschonken kreisten mit dem Winde emsig in der See; sie waren teilweise mit Holz beladen und in ihrer Form und Ausstattung den chinesischen gleich.

Um 11 Uhr schwand der Nebel gleich einem allmählich hinweggezogenen Schleier von einem Bilde und hell beleuchtet erschien die Insel Nippon in ihrer vollsten Pracht, nur die hellsten Spitzen der Berge blieben noch teilweise in Wolken. Die pittoresken, an Vegetation so reichen Thäler, die herrlich grünen Hochflächen mit ihren zierlichen Ortschaften und Behausungen, die zahlreichen Fischerboote mit ihren sonderbaren, strichweise durchbrochenen Bastsegeln bildeten ein anmutiges Bild.

Unsere Richtung blieb stets eine östliche, und vom Kap Jd-Su aus entfernten wir uns allmählich vom Ufer, der sogen. Rock-Eiland-Insel zu, bis vor uns kurz nach 11 Uhr der Ort Simoda oder Samuda am Ausflusse des Stromes gleichen Namens lag. Rechts von uns

sahen wir Rock-Eiland mit seinem auf hohem Felsen erbauten Leuchtturm, von dem aus 75 Seemeilen bis Jokohama gerechnet werden, und links von uns in der Ferne zeichneten sich die riesigen Konturen einer Felsenbank, wo im Jahre 1873 der französische Dampfer Niel untergegangen war, und die den Schiffern eine gefährliche, schlimme Stelle ist; übrigens ist die ganze Küste Japans eine an Bänken, Riffen und Strömungen reiche, die die größte Vorsicht der Seefahrer erfordert. Der Anblick allein des hiesigen ernstwilden Charakters der Ufer und deren Umgebung in der See giebt sogar dem Laien im Seewesen genügende Beweise der Gefahr. Auf halbem Wege von der Insel Rock-Eiland bis Jokohama befindet sich die noch deutlich sichtbare Stelle, wo der amerikanische Dampfer „Oneida" vom englischen Dampfer „Bombay" in den Grund gefahren wurde.

Um $^1/_2$ 12 Uhr verließen wir die Küste von Rock-Eiland, um 12 Uhr kreuzten wir mit dem französischen Postdampfer, der von Jokohama nach Hong-kong ging, links verlor sich allmählich der Anblick des Landes im Nebel, der den ganzen Tag im Wettkampf mit der Sonne gewesen und endlich der Sieger geworden zu sein schien.

Landung in Jokohama. — Ausflug nach Jeddo. — Sehenswürdigkeiten und Eindrücke. — Religion, Kastenwesen und Entwickelung Japans. — Die Umgegend Jokohamas. Ausflug über das Gebirge. — Jokohamas indigener Stadtteil. — Gärtnerei, Agrikultur und Export des Landes.

Um 7 Uhr endlich erreichten wir das Lichtschiff des Hafens in nur schwacher Sicht der Insel, die dichter Nebel umhüllte, und bald hielten wir, vor Jokohama Anker werfend. Ich stieg mit dem Ingenieur Brown in ein Sampan, der uns durch ein Gewimmel von Barken, Dschonken und schwankenden Nachen, vermittelst seiner zwei stehenden und rastlos keuchenden Ruderer der gründlich häßlichen Rasse, gegen 10 Cents an das Ufer brachte, von wo wir zu Fuß durch dichten Nebel über eine kotige Straße, meist steigend, das Grand-Hotel erreichten, nachdem wir im vorzüglichen Internationalen keinen Platz gefunden, um nach einem recht schlechten Mittagessen mich in mein Zimmer zu einer gründlichen nächtlichen Erholung zurückzuziehen,

nachdem ich acht Nächte unter einer Bank gerastet und nach einer Seereise von 1680 Seemeilen recht ermüdet war, während mein Reisegefährte seine Erholung in der Spielgegend des freudelustigen Stadtteiles suchen ging.

Nach einer vorzüglich verbrachten Nacht, jedoch mit dem Erscheinen eines echt nordischen Schnupfens, erwachte ich, als Mr. Brown von seiner Wanderung erst bei hellem Tageslicht zurückkehrte.

Sechs Wochen waren verflossen seit ich Kalkutta verlassen hatte, und ca. 3 Wochen blieben mir noch bis zum Schluß der Plagezeit d. h. bis San Franzisko, und ich sah die Ankunft in Jokohama als den Schluß des ersten Aktes meiner Plagevorstellung und den Aufenthalt in Jokohama resp. in Japan als ein munteres Orchesterintermezzo derselben an.

Nach dem Frühstück ließen wir uns zum Bahnhof tragen, um zur Hauptstadt Jeddo einen Ausflug zu machen. Personal und Beamte der Bahn waren Japaner und es wurde nur japanisch gesprochen, daher die Verständigung eine schwierige war. 60 Cents kostete das Billet II. und 1 Dollar I. Klasse bis Jeddo.

Der Bahnhof war ähnlich den kleinen Europas erbaut, die Bahn selbst fand ich in bester Ordnung. Durch üppige Reisfelder, die meist unter Wasser einer künstlichen Bewässerung standen, in Sicht üppiger Gärten, kunstvoll gezogener Obstbäume, strotzender Felder einer humusreichen Gegend, erreichten wir in einer Stunde das nordöstlich ca. 22 Kilometer entfernte Jeddo fast im Fluge. Angelangt setzten wir uns in einen Jnrikis-has d. h. kleinen zweirädrigen Wagen, vor den sich zwei kräftige Männer anspannten, die mit uns in Carrière sofort Reißaus nahmen und wetteifernd die Straßen durchzogen, von denen die eine mit Bäumen bepflanzt, den Pariser Boulevards ähnlich war und, da dieselbe recht stattliche Bauwerke umgaben, als sehenswert und schmuck erschien.

Unsern Tifin nahmen wir in einer japanischen Restauration ein und wurden mit Beefsteak, gerösteten Kartoffeln und vorzüglichem norwegischen Bier in Flaschen bewirtet. Diese Restauration oder, richtiger gesagt, dieses japanische Theelokal, war eigentümlicher Bauart. Aus Bambu errichtet, führte eine echte Hühnerstiege in den

zweiten Stock, wo uns in einer der kleinen Räumlichkeiten desselben der kleine Tisch sauber gedeckt wurde, während wir, gleich wie auf einem Zweige hin und hergeschwenkt, uns unwillkürlich in einem überdeckten Nest auf hohem Baume zu sehen wähnten. Trotz dieser Beweglichkeit des Gebäudes schien eine gründliche Festigkeit desselben vorhanden zu sein, da es mit Dachfannen gedeckt war. Die „Nisan" oder Aufwärterin war national und sauber gekleidet, und verrichtete ihren Dienst mit auffallender Gewandtheit.

Nach vollendeter Mahlzeit führte uns unser sonderbares Fuhrwerk wieder durch die Straßen und durch die Umgebung der Stadt, die hügelig, üppig in der Vegetation und überaus reich an verschiedenartigsten Tempeln und Begräbnisplätzen ist.

Jeddo wurde 1458 gegründet und wird seit 1869 „Tokio" d. h. Hauptstadt des Ostens genannt, liegt am Suligadawa-Fluß und wird in vier Stadtteile geteilt, nämlich: den am linken Ufer liegenden Hindso und die am rechten Ufer liegenden Siro, Soto-Siro und Midsi. Siro ist von einer Mauer umgeben, bildet das Zentrum der Stadt und besteht aus dem Komplex der Gebäude, die den Palast oder, richtiger gesagt, bis 1869 die Residenz des Sgogun und seit 1869 den Sitz des Mikado bilden. Diesen Siro-Stadtteil oder, richtiger gesagt, den Gebäudekomplex der Residenz des Mikado, umgiebt teilweise der Soto-Siro-Stadtteil, der bis 1869 den Komplex der Paläste der Dai-mios und Sei-mios d. h. des Großadels und des Kleinadels und der Hatamatos, d. h. der großen Würdenträger der Sgoguns bildete, während der Stadtteil Midsi Siro und Soto-Siro umgiebt, gleichwie der neue Hindso am linken Ufer, am rechten das Gewimmel der Stadt d. h. den volkstümlichen Stadtteil darstellt, das eigentümlichste Gepräge der Nationalität aufweist und nicht nur das Vorhandensein von 900 000 Einw. durch das gedrängte Wesen der Bevölkerung, sondern durch das Handeln und Treiben in seinen, im Vergleich zu China sauber gehaltenen Gassen beweist. Außer diesen Stadtteilen trifft man an der Mündung des Flusses Tsukii denjenigen der europäischen Handelswelt als Komplex hübscher Villen, der 1870 nach stattgefundener Feuersbrunst wieder neu erbaut ist.

Im allgemeinen macht Jeddo einen saubern, höchst geordneten

Eindruck, und charakteristisch ist die Mannigfaltigkeit der Bauwerke der Stadt. Einstöckige und zweistöckige Gebäude mit spitzen oder mit flachen Dächern, mit und ohne Veranden oder Balkone, Hütten und Bambuhäuser zeigen sich im verworrensten Durcheinander; demungeachtet, obgleich symmetrielos, bildet Jeddo ein liebliches Bild und zugleich die Darstellung einer außerordentlichen Originalität. Siro oder der Komplex der Paläste ist im höchsten Grade eigentümlich, jedoch in keiner Weise architektonisch bemerkenswert.

Sehr interessant sind die Kaufläden der Stadt im allgemeinen, namentlich jedoch in der Hauptstraße, wo man in den Schaufenstern eine Überfüllung gediegenster Lackwaren, Porzellane, Seidenstoffe und andere Produkte der antiken und neuen japanischen Manufaktur trifft und die in gewisser Beziehung, namentlich was Vollendung anbelangt, diejenigen Chinas übertreffen.

Was die Tempel der Umgegend und die Begräbnisplätze mit ihren meist antiken kunstvollen Bronzebüsten, Kandelabern, Götterstatuen u. s. w. betrifft, so besuchte ich ca. acht an der Zahl, die ziemlich ähnlich denjenigen der Chinesen sind, nur bedeutend sauberer gehalten und als viel heiliger betrachtet zu sein schienen als in China, indem der Besucher vor dem Eintritt sein Schuhwerk ausziehen mußte und der begleitende Mönch stets mit einem Fußfall seine Achtung dem Tempel erwies. Auch hier, gleich wie in China, war es schwer zu ermitteln, zu welcher Religion der Tempel gehörte, denn auch hier sind die herrschenden Glaubensbekenntnisse, je nach Bedürfnis, in der Vorzeit und auch in der Gegenwart derart verändert worden, daß die Grundlage der Religion sich im äußern Wesen gar nicht mehr und im innern Wesen nur teilweise erhalten hat.

Die Hauptreligionen der Japaner, die toltekischen d. h. turanischen Ursprunges sein sollen, sind: Der Kami- oder Sinto-Kultus, dem der Mikado als priesterliches Haupt vorsteht und der der ursprüngliche Glaube der Nation gewesen ist, alsdann der Buddhaismus oder die Lehre des Buds-do, die während der Herrschaft der Sgoguns von 1192 bis 1867 die privilegierte Staatsreligion war und zu der gegenwärtig der größte Teil der Bevölkerung Japans zählt; endlich drittens die moralisch-philosophische Lehre des Konfucius, zu der sich der ge-

bildetere Stand des Landes bekennt; und außerdem, jedoch nur in kleinen Gruppen, christliche Konfessionen im verworrensten Begriffe.

Bis zum Falle der Macht der Sgoguns (1869) teilte sich die Bevölkerung in 9 Klassen: 1) „Daimios", den Hochadel, 2) „Saimios", den Kleinadel, und zu diesen beiden adeligen Ständen wurden, je nach Stellung, die „Hatamatos" oder Würdenträger der Sgoguns gerechnet. 3) Die „Hatamatos" als Militär- und Zivilbeamte im allgemeinen, 4) die Priester des „Kami-Kultus" und des japanischen Buddhaismus", 5) Gelehrte, Ärzte und Künstler, 6) der Handelsmann im allgemeinen, 7) der Landbauer, 8) die arbeitende Klasse als Schiffer, Fischer, Handwerker u. s. w., 9) die Klasse der „Jetas", im richtigen Sinne des Wortes der „Pari", die von jeder Gemeinschaft mit den erstgenannten Klassen ausgeschlossen war, und die das Schinderhandwerk betrieben.

Diese Klassen waren erblich, demungeachtet jedoch stand es jedem Gliede derselben frei, in eine andere Klasse aufgenommen zu werden. Sie standen sämtlich unter dem Schutze des Gesetzes und waren in keiner Weise der Willkür der höheren Klassen ausgesetzt. Die Klassen unterlagen gesetzlich bestimmten Berechtigungen und Verpflichtungen bis 1869, als die allgemeine Freiheit des Individuums proklamiert wurde, wonach, abgesehen von der Klasse, ein jeder, je nach Fähigkeit, eine Stellung im Reiche einzunehmen berechtigt war. Trotz dieser proklamierten Berechtigung herrscht im Volke die Tendenz der Klassifikation weiter und die Majorität haßt trotz Freiheit und obgleich man dieses bestreiten will, die Neuerung von 1869.

Bis 1192 n. Chr. G. herrschte der Sinto-priesterliche „Mikado" als weltliches und geistliches Oberhaupt allein. Von 1192 bis 1615 entwickelte sich durch Teilnahme an der Regierung die Würde des „Sgogun" oder „Taikun", d. h. des Führers der Streitkräfte, bis zu einer Allmacht, so daß 1615 unter dem Sgogunat des Fürsten von Okasaki Ijejasu die Macht des Mikado nur eine Scheinmacht wurde und sich nur auf die Leitung des Sinto-Kultus und auf ein gewisses Formwesen bei Ernennungen reduzierte. Die Gesetze der Sgoguns waren für die Zukunft unverletzlich d. h. bindend. Die Macht der Sgoguns wurde freilich durch einen Reichsrat, der aus 6 bis 8 Mit-

gliedern bestand, beschränkt, da jedoch die Wahl dieser Mitglieder vom Sgogun bewerkstelligt wurde, so war diese Beschränkung unter Ijejasus, des Gründers dieses Reichsrates, energischer Machthabung nur eine imaginäre und wurde erst unter seinen weniger fähigeren Nachfolgern eine namhafte, die Ursache von mörderischen Intriguen, die dem Lande Unheil brachten, und endlich 1868 auch die Ursache des Falles des Sgogunat-Prinzipes, infolge der 1867 stattgefundenen Thronbesteigung des 122. Mikado, des Mutsu-Hito, dem im Februar 1869 die Alleinherrschaft wieder eingeräumt wurde. 1875 eröffnete der Mikado in Kioto, der sogen. Hauptstadt des Westens, das Parlament, dem Lande in gewisser Beziehung eine konstitutionelle Verfassung verleihend. Die Folgen der Reformen seit 1869 zeigten sich in der außerordentlichen Entwickelung des Handels, jedoch auch in der Importation der seuchenartigen Krankheit unseres Handels, in dem sogen. Schwindel desselben, in einer zunehmenden Unsittlichkeit, namentlich in der gewaltig um sich greifenden Prostitution, und man kann sich schwer einen Begriff von der Schamlosigkeit der Hafenorte Japans als auch Jeddos machen. Um dieselbe kennen zu lernen, erfordert es nur einen Gang durch Yosiwarastraße in der Hauptstadt und die zahlreichen Theelokale, wo sich eine schrankenlose Unmoralität zeigt, die demoralisierend auf Eingeborene und Fremdlinge wirkt, da die sich zeigenden Laster weniger einen nationalen als internationalen Charakter tragen und daher jeder Nation heimatliche Erinnerungen in verschiedenartigsten Nüancen erwecken.

Am Abend war ich wieder in Jokohama und noch vor Sonnenuntergang wanderte ich in die, die Stadt mit üppigster Vegetation umgebenden Berge, englisch die sogen. „Bluffs", wo herrliche Villen mit üppigen Kunstgärten, das Palais des einflußreichen britischen Gesandten und die Gebäude der das Land monopolisierenden reichen Kaufleute fremder Nationalitäten in hoher Lage mit Prachtblick auf Stadt und Meer sich befinden, und die zierlichen Kantonnements der französischen und ihnen angrenzend diejenigen der englischen Truppen zu treffen sind. Die Aussicht von den verschiedenen Höhen nördlich auf das hohe Gebirge der Insel Nippon, südlich auf die bunte Stadt, den „Bund", den sogen. Quai des Strandes mit schmucken Gebäuden

und den Werfteinrichtungen der Dampfer-Kompanie, und endlich auf das glänzende unabsehbare Meer ist eine entzückende.

Am folgenden Tage machte ich einen gründlichen Ausritt in das Land über das pittoreske Gebirge und nahm meinen Rückweg südlich über Simoda, den 1854 dem auswärtigen Handel eröffneten Hafen, dessen Stadt wie alle japanischen Ortschaften höchst sauber von Ansehen, jedoch was Handel und Treiben anbelangt einen krankhaften Zustand aufwies, was übrigens natürlich ist, da das 1855 dem auswärtigen Handel eröffnete „Kanagaba", jetzt bekannt als „Jokohama", den Handel dieser Küste an sich gezogen hat.

Die Strecke, die ich durchritt, charakterisierte eine auffallend üppige Vegetation mit den deutlichsten Zeichen eines unerschöpflich fruchtbaren Bodens, jedoch auch die Zeichen der Folgen der importierten Tendenz der Waldvernichtung, und mahnend zeigten sich dieselben auf Schritt und Tritt, und das gleich bösartig, wie die Gesichtszüge der Einwohner, die ich auf der Strecke traf; denn gleichwie in der Natur, so zeigte sich auch in letzteren der Geist der Unzufriedenheit über das maßlose Hantieren der selbstsüchtigen, nur den eigenen Vorteil berücksichtigenden Habgier einer gewissen Klasse eingeborener oder fremdländischer Männer.

Gegen Abend durchwanderte ich die Kaufläden des indigenen Stadtteiles, der östlich vom europäischen liegt, und hatte die Gelegenheit, außerordentliche Produktionen in Thonwerk als Vasen gigantischer Dimension, Lackwaren mit auffallend gelungener Einlegung und außerordentlich fein bearbeitete Stahlwaren, als Schneidewaffen, zu betrachten, um wiederum zu bemerken, daß die Vollendung in der Manufaktur der Japaner eine bemerkbarere als bei derjenigen der Chinesen ist.

Sehr charakteristisch sind die Frachtfuhrwerke, die in der hügeligen Stadt sich zeigen, die nach unserem Begriff zwei Ochsen mit Mühe langsam ziehen müßten, während hier zwei Männer im Anspann und zwei hinterdrein stoßend dieselben stark beladen mit scheinbar größter Leichtigkeit in Bewegung setzen, und nur die gewaltigen Muskelbewegungen des nackt sich zeigenden Körpers der bullenartigen Männer beweisen die erforderliche Anstrengung derselben im Augenblick, wenn sie ver-

mittelst ihrer breiten Stirn, über die ebenfalls eine Gurte sich zieht, und ihrer stämmigen Schultern das Fuhrwerk in Bewegung setzend, in das Geschirr fallen. Pferde sieht man fast nur bei Europäern, und das meist unter dem Sattel, nur wenig im Anspann.

Was die Gärten der Japaner anbelangt, so trifft man hier gleichwie in China Liebhaberei des Formwesens im Schnitt der Pflanzen, namentlich sind es Thujas, Akazien und Myrtengewächse, welche Tierformen, namentlich Vögel, oder Pagoden und sonstige Gestalten meist täuschend nachahmen.

In der Agrikultur gleichwie in der Gartenkunst steht jedoch der Japaner dem Chinesen nach und scheint mir im allgemeinen im Charakter des Japaners im Vergleich mit dem Chinesen mehr Kriegslust und Kraftübung als Ackerbaufleiß herrschend zu sein.

Die Ausfuhrgegenstände des Landes bilden als Agrikulturprodukte: Thee, Reis, Baumwolle; als Manufakturen: Seidenstoffe, Rohseide, Lackwaren mit Einlegungen, Porzellan und thönerne Gegenstände verschiedenster Art und stählerne und kupferne Gegenstände.

---

4. Abteilung.

Von Jokohama nach San Franzisko.

Leiden und Erfahrungen auf dem Ozean.

Übervölkerung der Unterwelt in China. — Unter den Schläuchen. — Spartanische Kost. — Unter 1908 Chinesen. — Dienstag Nr. 2 u. s. w. — Meine Mitgenossen und andere Plagen. — Als Wunder Schweinekotelet und Sonnenuntergang. — Der Komet. — Die Chinesen und die Roheit der Offiziere. — Feier des Befreiungstages der Vereinigten Staaten. — Eisig in Sicht der Aleuten.

Am 20. Juni um 5 Uhr in der Früh verließ der Dampfer Jokohama, nachdem eine Menge Leidensgenossen, die hier aus Schangai eingetroffen, zugekommen waren. Die Enge in den Räumlichkeiten war daher eine bedeutende geworden und namentlich waren unter den Zugekommenen auch einige Exemplare europäischen Geblütes, deren Wesen ein im höchsten Grade zweideutiges war, d. h. Leute, die zu jeder

That bereit zu sein schienen, und es läßt sich schwer unsere Lage im zweiten Zwischendeck schildern.

Nebelregen, frostige Kälte und ein katarrhalischer Zustand hielten mich unter Deck, in Mitte der Mann an Mann den Raum einnehmenden Chinesen, die in jeder Beziehung gutmütig und teilnehmend erschienen und nur durch ihr rastloses Schnattern und ihr unerträglich duftendes Rauchmaterial lästig wurden.

Bis gegen Abend folgten wir der östlichen Küste der Insel Nippon in fast nördlicher Richtung bei prachtvollem Anblick der Berge. Günstiger Wind gestattete vollste Spannung der Segel und beschleunigte unseren Gang.

Trotz Nebelregen hatte ich die Nacht unter meiner Bank und unter dem Schutze der Schläuche der Feuerspritze auf Deck verbracht, und als ich erwachte hatten wir den charakteristischen Dunstkreis der Küste Japans verlassen und der Himmel klärte sich, während die Insel im dichtesten Nebel blieb. Der Wind war uns günstig, von West uns in die Segel greifend, und gestattete die Hoffnung, die 4800 Seemeilen von Yokohama bis San Franzisko (nördliche Linie) rasch zurückzulegen.

Um 12 Uhr hatten wir in 31 Stunden 208 Meilen gemacht, als das Zeichen zu meiner Mittagsmahlzeit gegeben wurde, die, wie fast täglich, aus folgendem bestand: dünne Reissuppe ohne Kraft, ausgewachsene Kartoffeln in der Schale mit bläulicher Tendenz, sehniges Suppenfleisch mit scheckigen Durchzügen, teigiger Pudding à la Syrup, echtes Schiffswasser in lauwarmem Zustand! „bis“! Dieser Mittagsschmaus folgte dem Frühstück des Morgens folgender Zusammenstellung: Sohlenleder des Kapitäns à la Beefsteak, Kartoffeln in der Schale, süßlich schwarzes Wasser à la Kaffee, weltumsegelnde kalifornische Butter und gute Gurken. Dann folgte das Abendessen, bestehend aus: gewöhnlich eßbarem Beefsteak, Kartoffel-Purrée, Reis, kalifornischer Butter, gutem Schiffsbrot und Thee.

Da wir nördlich zogen und den 40. Grad nördlicher Breite überschritten, so wurde die Temperatur eine ungemütlich frische und drohte dem Verschnupften mit der Unmöglichkeit auf Deck zu schlafen. Das Meer war unruhig und wild und trug deutlich den eisigen Charakter der nördlichen Hemisphäre.

Bisher schlief ich wie schon erwähnt unter der Bank, auf welche Schläuche der Spritzen gelegt waren, während Mr. Brown auf den Schläuchen ruhte, ohne in irgend einer Weise denselben zu schaden. Demungeachtet verbot ihm der unliebenswürdige zweithohe Offizier die Benutzung dieses Lagers, und ich erwartete das baldige Verbot, den Platz unter der Bank einzunehmen.

Am zweiten Tag unserer Reise überraschte mich ein Diebstahl aus meinen Kisten; es waren mir nämlich, nachdem mir schon am Tage vorher eine Flasche Kognak abhanden gekommen war, noch zwei andere gestohlen und ich mußte meinen noch nachgebliebenen Besitz unter festeren Verschluß bringen.

Schon am vorhergehenden Abend bewölkte sich der Himmel und ein feiner Nebelregen herrschte während der ganzen Nacht, demungeachtet schützten mich die Schläuche vor Nässe und Wind und ich verbrachte die beste Nacht seit ich Hong-kong verlassen hatte. Es war ein bewölkter Montag ohne Regen, und die Sonne schien die dichte Himmelsdecke durchbrechen zu wollen. Das Meer legte sich, die charakteristische Ruhe des stillen Ozeans zeigte sich wieder, je mehr wir uns von Japan entfernten, und die Temperatur wurde plötzlich sommerlich warm. Um 12 Uhr hatten wir in 24 Stunden 213 Seemeilen in östlicher Richtung zurückgelegt.

Obgleich die Temperatur eine sommerliche wurde, so brachte uns bald der an Heftigkeit zunehmende Wind eine derartige Frische, daß mir mein Überzieher erforderlich wurde, und daß die Chinesen, da sie auf Deck froren, meist in ihren Räumlichkeiten sich aufhalten mußten, wobei sich die außerordentliche Ventilation des Schiffes erwies, da trotz der enggedrängten Menge und der Erlaubnis, die Pfeife unter Deck zu rauchen, die Luft eine recht erträgliche war.

Während dem engen Beisammenleben mit ca. 1908 Chinesen, hatte ich die Gelegenheit, dieses merkwürdige Volk zu beobachten, welches trotz der grausamen Gesetze seines Landes in der Verurteilung der Verbrecher, trotz seiner Grausamkeit, die es im Kampfe gegen seine Feinde zeigt, im engen Beisammenleben auf dem Schiffe so liebevoll, nachsichtig und brüderlich sich erwies. Mann an Mann gedrängt, bewunderte ich den unter ihnen herrschenden Frieden. Kein Streit,

kein Schimpfen, kein Neid, keine Habgierde, keine Verläumdung, kein Verrat und kein Diebstahl kam unter ihnen vor; liebevoll und freundschaftlich begegnete und half der eine dem andern in den Augenblicken der Leiden, die eine Seereise hervorruft, und dieses trotzdem, daß die Schar verschiedenen Klassen und Ständen angehörte. Der Gedanke, an der Stelle der Kinder „des Reiches unter dem Himmel“ eine gleiche Menge europäischer Auswanderer zu sehen, erschreckt, denn wer ein Auswanderungsschiff aus Hamburg, Bremen, Liverpool oder Southhampton u. s. w. kennen gelernt hat, wird sich leicht einen Begriff vom alsdann sich entfaltenden Höllenrandal, vom endlosen Hader und Streit machen können. 1908 Chinesen machten weniger Lärm als 260 Auswanderer, die ich auf einer Reise von Europa nach Amerika kennen lernte, wo von Anfang bis zum Ende derselben Geschrei, Flüche und Schimpfreden zu hören waren, und während der ganzen Zeit Hader, Zank und Verleumdung herrschten, und bei dem Gedanken daß die einen sogen. Heiden und die andern sogen. Christen waren, fühlte man sich unwillkürlich geneigt, den Missionären und den Zivilisatoren unter den Heiden zuzurufen: „Habt ihr nicht einen größeren Wirkungskreis im Lande der sogen. Christen für eure moralische Lehre der Eintracht nnd brüderlichen Nächstenliebe? Ich glaube, ihr hättet einen nützlicheren und größeren Wirkungskreis unter denselben, als unter den Heiden, aus denen ihr, sie bekehrend, meist nur zivilisierte Gauner und Heuchler macht, was ein jeder Forscher zugeben wird, der namentlich in den übervölkerten Gebieten Indiens und Chinas gereist ist, wo die Eindringlinge nicht gleich wie in Australien und in Amerika durch Vernichtung der Urrasse reformiert haben!“

Am dritten Tage unserer Reise seit Jokohama folgte einer gründlich regnerischen Nacht auch Regen am Tage, und die Sonne wurde nicht Meister der schweren grauen Himmelsdecke. Auffallend unstät war der Wind, und das Thermometer zeigte nur 72° Farh.

Bis 12 Uhr hatten wir in östlicher Richtung 227 Seemeilen in 24 Stunden gemacht und es blieben uns noch 4192 Meilen bis San Franzisko.

Am 4. Tage nach einer ersten in der Kabine verbrachten Nacht, da es auf Deck zu frisch wurde, mußte ich trotz Regen hinauf, da die

Räume der Chinesen überschwemmten Reisfeldern ähnlich waren. Es wurde nämlich zur Reinigung des Zwischendeckes Wasser bis 2" hoch hineingeleitet, welches, unter den 3stöckigen Bettgestellen der Chinesen jeden Unrat fortschwemmend, eine überaus günstige Maßregel zur leichteren Reinhaltung des Schiffes, jedoch nicht eine günstige für den Geruchsinn war, da sich nachträglich eine widerwärtige Ausdünstung entwickelte, die jedoch, als der Raum wieder trocken war, vollständig schwand.

Bei rauhem Nordwind zeigte das Thermometer nur 71° und erinnerte lebhaft an die Temperatur der kalten Herbsttage Rußlands. Gegen Mittag zeigten sich vier prachtvolle Walfische größter Art in unmittelbarer Nähe des Schiffes, die ihre Wasserstrahlen mächtig von sich stießen gleich wie auf Kommando, wild schnaufend, einer nach dem andern abwechselnd.

Vier Tage hatten uns sechs schwarze Wasservögel von Jokohama aus begleitet, und um 12 Uhr verließen sie uns, aller Wahrscheinlichkeit nach infolge der Nähe von Riffen oder Inseln oder als Zeichen des Eintrittes einer günstigeren Witterung, denn auch die Wolken schienen lichter zu werden und sich entfernen zu wollen, eine wonnige Aussicht für denjenigen, der das Aufdeck dem Unterdeck vorzieht, jedoch trat diese Möglichkeit erst am 6. Tage, seit wir Jokohama verlassen hatten, ein. Der Himmel klärte sich freilich, jedoch mit so eisiger Luft, daß vom Sitzen auf Deck keine Rede war. Um 12 Uhr hatten wir in 5 Tagen 1305 Seemeilen von Jokohama zurückgelegt und es blieben uns noch 3605 Meilen nach, die wir in 17 Tagen zurückzulegen hofften.

Am folgenden Tage nahm die Kälte zu, die Temperatur der Luft war 63° F. und die des Wassers 62° F. Unsere Richtung war eine nordöstliche mit konträrem Winde, der faktisch Eis spüren ließ, alle unter Deck jagte und mich an meinen warmen Überzieher mahnte.

Am achten Tage zeigte das Thermometer in der Luft 61°, im Wasser nur 60°. Unsere Richtung war eine östliche, so daß wir den Nordwind zum vollen Segel benutzen konnten. Die Kälte ließ mich nach einer Flasche Kognak greifen, die trotz Verschluß mir wieder abhanden gekommen war, und doch mußte ich schweigen, um keine Streitigkeit zwischen den brutalen Kabinekameraden zu erwecken.

Am 9. Tage unserer Reise, d. h. am 29. Juni, zeigte das Thermometer in der Luft 61° und im Wasser 62°. Um 12 Uhr hatten wir in 24 Stunden 202 Meilen östlich zurückgelegt, nachdem wir um ½10 den 180. Längengrad von Greenwich unter dem 70° nördlicher Breite überfahren waren. Unsere Existenz im Zwischendeck wurde von Tag zu Tag trostloser, und das derartig, daß, wenn man mir dieselbe, bevor ich sie erlebt, beschrieben, ich der Beschreibung nicht Glauben geschenkt hätte, daher ich dieselbe ebenfalls übergehe.

Nachdem wir den 180. Grad der Länge von Greenwich überschritten hatten und uns der Kette der Aleuten näherten, änderte sich sichtlich die Farbe des Wassers, die bisherige dunkelblaue wurde grün und durch die herrschenden Gewächse des Ozeans stellenweise karminrot.

Der 10. Tag unserer Reise war der 30. Juni, infolge des 180. Längengrades Dienstag No. 1. Ein Südostwind griff nach einer nebeligen Nacht wuchtig in unsere Segel und gab uns wärmere Witterung. Um 12 Uhr hatten wir 2085 Meilen zurückgelegt und hatten bis San-Franzisko noch 3191 Meilen.

Um 2 Uhr 30 Min. waren wir unter dem 177° 22' 30" der Länge von Greenwich und genau unter dem 40. Breitengrad.

Am 11. Tag, d. h. am 30. Juni, Dienstag No. 2, da wir von Westen nach Osten gehen und zur Ausgleichung der Zeit-Differenz einen Tag gewinnen, hatte der achttägige Regen endlich geendet. Über Nacht leuchtete der Mond freundlich durch das kleine Fenster der Kabine, und nach 14 beständigen Nebeltagen erschien wieder der blaue Himmel bei schönstem Sonnenaufgang. Der herrschende Ostwind war kalt. Um 12 Uhr hatten wir 2286 Meilen von Jokohama gemacht und es blieben noch 2540 bis San-Franzisko. Die Temperatur der Luft war 64° und die des Wassers 61° Farh. Die Farbe des Ozeans war wieder blau mit hin und wieder höchst auffallenden karminroten Flecken; der Sonnenuntergang war reich an Farben, jedoch in finstere Nebelwolken gehüllt.

Am 12. Tag, d. h. am 1. Juli, begann der Tag mit Staubregen im richtigsten Sinne des Wortes. Die Sonne brach jedoch bald durch die Wolken, es wurde klar und blieb klar bis ½10, als wieder ein

dichter Nebel sich zeigte, der in ununterbrochenem Kampf mit der Sonne sich befand. Der Wind herrschte von Osten, die Wasserfläche war im echten Charakter des stillen Ozeans ruhig und wurde nur hin und wieder durch Züge zahlreicher Walfische aufgeregt, die heftig ihre Wasserstrahlen werfend ein munteres Bild entwickelten, welches durch die uns noch immer folgenden Seeadler, Möven und kleinen Seeschwalben, die in unzähliger Menge gleich fliegenden Fischen die Oberfläche des Wasserspiegels bestrichen, noch mehr belebt wurde. Die Farbe des Ozeans wurde dunkler blau, auf die bedeutendere Tiefe desselben hinweisend.

Von 12 bis 6 Uhr abends des 12. Tages herrschte dichter Nebel, der in schweren Tropfen niedersank. Um 6 Uhr siegte die Sonne, es klärte sich der Horizont und der Wind schien sich ändern zu wollen.

Gegen Abend zeigte sich im Nord-West ein Komet, und meine Mitgenossen sprachen die Überzeugung aus, daß, da derselbe mit seinem Haupte nach Europa gerichtet war, in Europa Krieg und Blutvergießen zu erwarten sei.

Am 13. Tage, d. h. am 2. Juli, erfreute uns ein heiterer Himmel, dagegen ein heftiger konträrer Wind, der rauh und kalt, uns jede Möglichkeit im Freien zu bleiben raubte und uns trotz Sonnenschein unter Deck jagte.

Gegen Abend wurden sämtliche Masten, um jeden Widerstand zu heben, gekappt und erleichtert, da der Ostwind heftig uns entgegenwehte.

Ein prachtvoller Sonnenuntergang, wie man ihn selten trifft, zeigte sich in herrlich roter Färbung der Wolken, die kein Maler wiederzugeben imstande ist. Der Untergang selbst war glutrot und die Farben teilten sich oftmals in violette Nüancen; über dem nördlichen Horizont, gleichwie über der Hälfte des südlichen, war fast bis Osten sich ziehend eine blaugrüne Färbung mit violetten Schattierungen.

Um 8 Uhr erschien der Komet in Nähe des großen Bären in nördlicher Richtung von demselben, und erweckte eine bedeutende Schaulust bei den abergläubischen Chinesen, die dieses Umstandes

wegen sämtliche Luken der nördlichen Schiffswand bis spät in die Nacht besetzten.

Als ich am 4. Tage unserer Reise in früher Morgenstunde das Deck betrat, hatte der Wind, der die Nacht durch gewaltig uns entgegengewirkt hatte, an Kraft verloren und scheinbar eine wärmere Tendenz. Die Meeresfläche zeigte sich sonst kräuselnd und auf derselben sah man eine Unmasse kleiner Polypen, die die englischen Matrosen „Portugises man of war", d. h. portugiesische Kriegsflotte benennen und die gewöhnlich von den Wogen stets in kolonnenartigen regelrechten Reihen geschwenkt werden; die Unmasse derselben erschien oft gleich Schaumflächen der Wellen. Der Himmel sowie der Ozean waren prachtvoll im Blau.

Bis 12 Uhr hatten wir in 14 Tagen 2861 Meilen von Jokohama zurückgelegt und es blieben noch 1939 Meilen bis San-Franzisko.

Die chinesische Bevölkerung des Schiffes, obgleich zahlreich, war, wie schon gesagt, still und ruhig, kein Streit fand statt, sie verbrachte ihre Zeit mit Spiel, meist Schach, Damenspiel, Domino, oder einer Art Kartenspiel ähnlich unserem Pharao und diversen anderen Spielen mit Marken und Zeichen, die mir unklar waren. Viel Zeit nimmt ihnen ihre Toilette, d. h. das Kämmen ihres überaus reichen Haarwuchses, welcher einigen bis zur Knievertiefung reichte. Barbiere waren zahlreich vorhanden und rasierten den Leuten den Schädel bis rund um den Zopf, das Gesicht, die Arme, die Brust u. s. w. — alles, wo nur ein Härchen außer dem Zopf zu bemerken war.

Unsere Richtung war eben eine südwestliche geworden, als um 2 Uhr sämtliche Chinesen sich, um ihre Billette auszuliefern, versammeln mußten. Die Roheit der Offiziere des Schiffes zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Die meisten der Chinesen verstanden nämlich die englische Sprache nicht, mißverstanden daher die Ordre, und durch Mißgriffe einzelner im Gedränge mußten die Vorderen, die gerade die Unschuldigsten waren, dafür büßen: sie erhielten Knüffe und Tauhiebe an Haupt und Bauch gleich Sklaven auf Sklavenschiffen!

Während der Besichtigung erfreute uns ein herrliches Schauspiel. Durch das heitere Wetter und durch die ruhige See ermuntert, er-

schien eine Kolonne Walfische, die, Wasserstrahlen auswerfend, einer nach dem anderen, gleichwie wetteifernd im schwimmen, mit unserem Dampfer Stich zu halten suchten, zugleich folgten denselben unzählige Haifische mit pfeilschneller Bewegung und Delphine, die munter über das Wasser sich schnellten und im Scheine der Sonne silberglänzend erschienen.

Im Verlaufe des Tages nahm die Wärme zu, der Wind nahm ab, die Farbe des Wassers wurde merkbar noch dunkler blau, der Südosthorizont lag unter Regenwolken und der Nordost zeigte streifige Sturmwolken.

Der 15. Tag unserer Reise war der 4. Juli, ein bewölkter mit Spritzregen im richtigen Sinne des Wortes, und doch ein Freudentag für den Dampfer der Vereinigten Staaten, nämlich als Jahrestag der Befreiung derselben! Standarten, Fahnen und Fähnlein zierten das Schiff, und die Mannschaft amerikanischen Geblütes war ausgelassen wild vor Freude, mit der Absicht, sich gründlich an diesem Tage zu besaufen. Amerikanischen Geblütes waren glücklicherweise unter den Matrosen, da die Majorität derselben Chinesen, nur wenige.

Bis 12 Uhr hatten wir 3066 Meilen von Jokohama zurückgelegt und es blieben uns noch 1734 bis San-Franzisko nach, die wir in 13 oder 14 Tagen zurückzulegen hofften, eine genügend lange Zeit für die neue Plage, die sich auf dem Schiffe zu entwickeln drohte, indem gerade am Nationalfesttage einer der Stewarte des Salons an den Blattern erkrankte und, kaum daß er in das Lazaret gebracht war, zwei andere von derselben Krankheit ergriffen wurden. Namentlich war die Lage des Lazarets eine ungemütliche, da dasselbe sich in unserem Zwischendeck befand, und das in einer Weise, daß wir die Kranken deutlich sehen konnten.

Das Schiff machte sich im Flaggenschmuck sehr schön, doch lag im Ausdruck des Kapitäns und namentlich des zweiten Offiziers, den ich sprach, Besorgnis um den Verlauf des Tages; sie liebten laut ihrer Behauptung den 4. Juli auf dem Meere nicht, da die Ingenieure und Maschinisten, die nicht Chinesen waren, gerne sich betranken und eine Unvorsichtigkeit im trunkenen Zustande auf dem Schiffe üble Folgen nach sich ziehen konnte.

Eisigkalter Wind wehte den Tag über von Nordost, uns die eisige Luft der Aleuten zuführend, und es war, obgleich im Juli, eher Oktoberluft, die da herrschte. Auf ca. 500 Schritte vom Schiffe entfernt begleitete uns eine Schar gigantischer Walfische, hoch aus dem Wasser erhoben, auf deren Rücken gleichwie auf einem beweglichen Schiffe zahlreiche Wasservögel rasteten. Die Oberfläche der See war voll kleiner Polypen.

Am Abend fand eine Theatervorstellung im Salon nebst Tanz statt, während man in den Kabinen der Maschinisten und anderer Beamten des Schiffes deutlich die Feier des Tages bei Flaschen und Gläsergeklirr hörte. Auch der Dieb meiner Kognakflaschen schien besoffen, wahrscheinlich auf Grund seiner bewerkstelligten Annexion.

Am 16. Tage unserer Reise folgte einer bewölkten Nacht ein trüber, rauher Tag mit heftigem Nordost, unsere Richtung blieb eine östliche zu Nord. Ebenso waren auch der 17. und der 18. Tag, nur mit dem Unterschied, daß die Temperatur allmälich eine gelindere wurde, indem am 6. Juli die des Wassers 62° und die der Luft 63° erwies, da der Wind von Nordost nach West sich gewandt hatte. Um 12 Uhr hatten wir 3693 Meilen von Jokohama zurückgelegt und blieben uns 1107 Meilen nach. Um 4 Uhr wandte sich der Westwind nach Süd und klärte den Himmel sofort, die Sonne erschien und mit ihr auch tausend und einige Chinesen durch die enge Lucke auf Deck, mit durch Seeleiden und die Enge im Zwischendeck verstörten Gesichtszügen, doch lachendem Ausdruck das Licht der Sonne begrüßend.

Abführungspillen als Rache. — Der Komet und die Chinesen. — Das erste Schiff seit Jokohama und die Chinesen. — Wie verbrachte der Chinese seinen Tag? — Der 21. Tag der Plage. — Unsere Kollimationslinie. — Charakterzüge der Chinesen.

Bevor ich ebenfalls mich auf Deck begab, um womöglich den Tag über daselbst zu verbringen, wollte ich die Annexion meiner Cognakflaschen rächen. Ich füllte eine halb mit Gin und Wasser und that in die Flüssigkeit 12 kräftige Abführungspillen, und nachdem sie sich gründlich aufgelöst, brachte ich die Flasche unter mein Kopfkissen, dem Trinker in Gedanken eine wohlthuende Wirkung wünschend.

Das Schiff wurde gründlich bis auf die Masten und Quermasten, die hinuntergelassen waren, zur Ankunft in San Franzisko gewaschen, gestrichen und geputzt, die Taue gethrant, und wahrlich: der gigantische Dampfer begann im höchsten Grade schmuck auszusehen.

Der einzige europäische Zwischendeckpassagier, mit dem ich Umgang haben konnte, war der sehr gebildete Ingenieur Mr. Brown, der einen gleichen Geruchssinn als wie ich besaß, jedoch nicht denselben Grad von Selbstüberwindung, indem er ungeachtet der rauhen Witterung und der meist stürmischen Winde der Nächte sein Lager zum Schlaf auf Deck sich suchte, weil er die Luft in unserer Kabine unerträglich fand, demungeachtet jedoch über Tag in derselben trotz bestialischem Gestank ununterbrochen schlafend verbrachte, demnach nur Unbequemlichkeiten sich aussetzte, und dem zu folge seit Hong-kong derart abgenommen hatte, daß er einem lebendigen Skelett ähnlich wurde, während ich trotz hartnäckigem Katarrh und ungemütlichem, nächtlichen Aufenthalt in der Kabine, jedoch bei Genuß der frischen Luft am Tage, mich verhältnismäßig wohl fühlte und eher zugenommen hatte als abgemagert war.

Gegen Abend wandte sich der Wind nach Norden, der Himmel bewölkte sich, und wieder war der Komet nicht zu sehen. Dieser merkwürdig rasche Wechsel des Windes zwang die Matrosen zur steten Thätigkeit, bald mußten sie die Segel spannen, bald sie niederlassen oder kehren, und uns brachte dieser Wechsel entweder eisige Kälte aus dem Norden oder Kühle aus dem Süden.

Zwei muntere Gesellen des Zwischendeckes hatten meinen von mir zubereiteten Gin gekostet. Der eine derselben, ein deutscher Schreiner hatte es scheinbar nur als Nipper gethan, da die Wirkung der Pillen bei ihm nur eine schwache war, während der andere einer gründlichen Abführung verfiel. Beide befanden sich in eifrigster Thätigkeit des Hin- und Herwanderns mit sichtbar unruhigster Gemütsstimmung, um wahrscheinlich über Nacht sehr beschäftigt zu sein.

Der 19. Tag unserer Reise begann mit herrlichem Wetter bei wolkenfreiem Himmel, da in der Nacht der Wind wieder nach Süden sich gewandt hatte. Die unabsehbare Wasserfläche war ähnlich einem breitgewölbten Spiegel, aus dem munter silberglänzend kleine und

größere Fische spielend erschienen, unter einer auf- und abwogenden unglaublichen Menge schimmernder Polypen diversester Größe.

Mein Katarrh war über Nacht ein ernsthaft entzündlicher geworden und zwang mich, im Zwischendeck Windschutz zu suchen.

Um 12 Uhr hatten wir in 24 Stunden 215 Seemeilen gemacht und es blieben uns noch 892 bis San-Franzisko, nachdem wir 3908 von Jokohama aus zurückgelegt hatten.

Der Sonnenuntergang am 8. Juli war ein prachtvoller, namentlich waren die hellen Farbennuancen, die denselben in Mitte der dunkeln, fast schwarzen Wolkenansammlungen des Horizontes umgaben, bemerkenswert. Nach Sonnenuntergang verfinsterte sich der Himmel mit dem Anscheine, uns wieder den Anblick des Kometen zu nehmen. Doch gleich wie durch Zauberschlag öffnete sich die dunkle Masse der Wolken um 10 Uhr, die schwere Decke des Himmels verzog sich und vor uns lag die prachtvolle Naturerscheinung, das grelle Bild des Kometen in vollster Ausbildung und bedeutend vollständiger seit wir ihn das letzte Mal gesehen; er zog natürlich die ganze Chinesenmasse an die nördlichen Öffnungen der Schiffswand, und mit Kopfschütteln und mir zurufend: „no gud" (no good), betrachteten sie das schlanke Sternbild.

Das Bild war ungemein malerisch; der Nordwest-Horizont nämlich lag in schwarzen, dunklen, schweren Wolken, über diesen leuchtete funkelnd das Gebilde des großen Bären, umringt von hell leuchtenden Sternen, etwas nördlich vom Bären zeigte sich der gigantische Komet, hell schimmernd sich in der fast unheimlich unbeweglich erscheinenden Meeresfläche widerspiegelnd, die nämlich glatt wie ein Spiegel war und scheckig durch bald helle, bald dunkle Flecken erschien, die hin und wieder durch Strömungen oder durch andere Bewegung der Tiefe entstanden und die durch phosphorglitzernde kleine Wellen nur stellenweise unterbrochen wurden. Staunen und Entzücken erweckte dieses imposante Naturbild, und interessant waren die an mich gerichteten neugierigen Fragen der Chinesen über die Erscheinung selbst und deren Ursache.

Den 20. Tag unserer Reise begünstigte herrliches Wetter, jedoch

unsteter Wind, der sich wieder nach Nordost gewandt, ein recht frischer war und mich zwang, diese Zeilen, der Wärme wegen, in der Nähe der Maschine kauernd zu schreiben.

Um 12 Uhr hatten wir in 24 Stunden 227 Meilen gemacht, es blieben, wie man behauptete, noch 665 bis San-Franzisko. 4135 Meilen hatten wir von Jokohama zurückgelegt, hofften in drei Tagen das Handelsemporium Kaliforniens zu erreichen, und nach 3 Tagen von der Hungerkur erlöst zu sein, d. h. wenn nicht die Pocken unser Schiff einer Quarantaine unterwarfen.

Der Brandy-Dieb lag krank darnieder, er hatte nämlich, bis auf einen kleinen bittern Rest, die Flasche ausgetrunken, und glaubte sich von der Cholera befallen und sterbend.

Das beabsichtigte gründliche Streichen des Schiffes war infolge der zahlreichen Chinesen für spätere Zeit im Hafen verschoben und befreite meine und so mancher Männer Kleidung von Farbenstrich und Flecken.

Gegen 6 Uhr erhob sich ein starker Nordwest, und was nur an Segeln vorhanden war, wurde gespannt. Das Meer war stark aufgeregt. Abends um 4 begegneten wir in Fernsicht einem Schooner, dem ersten Schiff seit Jokohama, welches scheinbar von der Küste Oregons kommend nach Asien lavierte. Die patriotischen Chinesen waren gerührt oder jubelnd entzückt, wenn auch in der Ferne, so doch ein Schiff zu erblicken, das wahrscheinlicher Weise dem heiligen Ufer ihres geliebten Vaterlandes zusteuerte, und mit charakteristischer Aufmerksamkeit befrugen sie mich als den laut ihrer Ansicht Allwissenden, von woher das Schiff komme, wohin es segle und ob auch Chinesen auf demselben zu sehen seien, und mit Entzücken benutzten sie, von Hand zu Hand es reichend, mein Fernglas, und wollten Zöpfe in den Häuptern der Mannschaft des Schiffes erkannt haben. Überhaupt benahmen sich die Chinesen gegen mich ehrfurchtsvoll und zutraulich, zum merkbaren Ärger der übrigen Europäer des Zwischendeckes, die es als eine Schande ansahen, daß man als Europäer, wie ich, mit den Chinesen verkehren und reden konnte, die laut ihrer Ansicht niedriger als das Vieh zu betrachten seien und verhaßt sein müßten, seit sie so zahlreich nach Amerika wandern und bei Fleiß, Nüchtern-

heit und Bedürfnislosigkeit den von den europäischen Arbeitern in Amerika willkürlich gesteigerten Lohn durch billigere Forderungen herabdrücken und dieselbe Arbeit, wenn auch langsamer, so doch gleich gut verrichten.

Wie verbrachte der Chinese seinen Tag auf dem Schiffe? Am Morgen um 6 Uhr war alles auf den Beinen und zog zum Wasserbehälter, wo der Wärter der Pumpe jedem Chinesen, je nach Umfang seines Maules, einen guten Schluck verabfolgte, mit welchem sich das Individuum zur Abgußstelle begab und sich mit dem erhaltenen Vorrat Mund und Gesicht reinigte, denn der Schluck mußte für dieses Doppelgeschäft genügen. Um 1/2 7 Uhr ertönte die Glocke und es drängten sich sofort ca. 200 Mann als Deputierte und für ihre Partei, die gewöhnlich aus zehn Mann bestand, das Essen zu holen. Je drei schlüpften sie alsdann unter der am Boden zwei Fuß hoch gehaltenen Stange durch, um die Küche zu erreichen, um von dort mit gefüllten Schüsseln durch einen engen Gang des Maschinenraumes wieder zu ihren Schlafstellen zu gelangen, wo sie teilweise in den Gängen der Bettstellen oder an den Lucken der Schiffswände des Zwischendeckes in Gruppen kauernd speisten. Die Mahlzeit der Chinesen bestand aus Suppe oder Reis mit diversesten Zuthaten, als: Nudeln, gesalzenem Fisch, eingemachten Eiern, Speck, Schinken, Cörry, und Thee ohne Zucker. Alles dieses wurde ihnen gegen Einreichung einer Marke verabfolgt. Nach dem Frühstück, gleich wie vor demselben, wurde eine Pfeife oder Zigarretten geraucht. Dann standen sie zeitweilig oder hockten in den Gängen und glotzten meist lächelnd bei beständigem Plappern oder heiterem Lachen die Europäer an, oder blickten in die Weite in starrem Sinnen. Dann nahmen sie bei schönem Wetter auf Deck, bei ungünstigem in den Gängen oder auf ihren Bettstellen diverse Gesellschaftsspiele vor, oder flickten ihre Wäsche, stets heiter und vergnügt. Um 11, nachdem die Schar auf Deck gejagt wurde, fand die tägliche, jedoch „blinde" Inspektion des Kapitäns statt. Um 1/2 12 läutete die Mittagsglocke und wieder drängte sich die speiseholende Menge gleichwie am Morgen zur Küche. Zu Mittag erschienen sie stets schmuck gesäubert, das Haar sorgfältig gekämmt und den fast bis zu den Knieen niederhängenden Zopf glänzend

geflochten. Die meisten hatten alsdann den Schädel frisch rasiert und trugen zu Mittag eine schmuckere Kleidung, in grellem Kontrast zu den stets schmutzig gekleideten europäischen Zwischendeckpassagieren. Nach Mittag plauderten sie rastlos und rauchten, wonach sie, auf Deck oder in den Gängen kauernd, ihre Zeit scherzend, lachend, meist spielend bis um $^1/_2$ 4 verbrachten, wo die Glocke zum Abendbrot rief. Zu dieser Zeit schien bei ihnen, in Berücksichtigung der vielen Stunden der Nacht, der Appetit ein gewaltiger zu sein, denn das Gedränge war alsdann ein bedeutendes. Nach demselben, gleichwie vor und nach einer jeden Mahlzeit, wurde geraucht, aus der Luke geschaut und Beobachtungen gemacht; alles geschah bei lautem Plappern und Lachen, und oft bei für den Europäer ohrenzerreißender Musik, die nach der Abendmahlzeit gewöhnlich bis 11 Uhr in der Nacht dauerte. Auffallend ist das systematische Wesen der Leute in allem was sie thun, und das Streben nach Frieden und Eintracht; denn während meiner ganzen Reise wurde der wohlorganisierte Zusammenhang der Menge in keiner Weise durch sie selbst gestört; es fanden nur Ausnahmen statt, wenn durch die Erfordernisse der Schiffsordnung solche hervorgerufen wurden. Während meiner ganzen Reise, obgleich ich beständig unter ihnen war, fand nicht ein einziger Streit, nicht einmal der Anschein eines solchen statt, und konnte wohl diese Menge als Muster der Einigkeit dienen.

Am 21. Tag unserer Reise, dem 10. Juli, herrschte ein kalter Wind von Ost, der seit dem vorhergehenden Abend ein bedeutend vehementer geworden war, als konträrer die Segel einzuziehen zwang, und über Nacht unser Schiff in heftiges Rollen, das erste während unserer Reise, versetzte. Das Meer kochte so zu sagen und bildete weiße Schaumwellen, der Himmel war bewölkt, und eine heftige Gegenströmung hemmte unseren Gang. Infolge der stürmischen Nacht blieb alles länger zu Bett, und viele Chinesen zeigten sich als willenlose Opfer des despotischen Seeleidens. Die Nähe San-Franziskos schien die Schatzkammer des Schiffes zu öffnen, denn wir erhielten wieder einen kräftigenden Schmaus, nämlich zum Frühstück gut zubereitetes frisches Schweinssteak, vorzügliche Kartoffeln in der Schale, Brot, Butter, Gurken, Thee oder Kaffee; die folgenden Mahlzeiten

waren leider gleich jenen der bisherigen Tage erbärmliche, mit Ausnahme der Kartoffeln, die gut waren. —

Bis 12 Uhr hatten wir infolge des Sturmes und der konträren Strömung in 24 Stunden nur 191 Seemeilen gemacht und es blieben noch 474 bis San-Franzisko, und zurückgelegt hatten wir 4326. Das Meer war bedeutend unruhig und unser Schiff, infolge des Verbrauches an Kohlen und Proviant leichter geworden, rollte trotz günstiger Konstruktion entsetzlich. Stehen konnte man in keiner Weise, vom Gehen war keine Rede, und ich schrieb diese Zeilen im Windschutz zwischen Maschine und Küche kauernd auf Deck. Spaßhaft war es zu sehen, wie die Chinesen infolge der Seekrankheit ihre Speisen trugen: kaum die Hälfte erschien, und auf allen Vieren rutschend bewerkstelligten sie ihren mühsamen Gang zur Küche, wo die Massenkocherei für 1000 und einige Magen durch Dampf betrieben wurde.

Am 22. Tag unserer Reise, nach einer bedeutend stürmischen Nacht und einem Rollen des Schiffes, wie ich es noch nie kennen gelernt hatte, erstieg ich das Deck bei imposantem Anblick einer echt wilden See im richtigsten Sinne des Wortes, und verbrachte liegend auf dem Boden, da das Stehen unmöglich war, die Zeit bis 12 Uhr, als wir nach 24 Stunden nur 177 Meilen gemacht und es sich erwies, daß nur noch 180 Meilen bis San-Franzisko zurückzulegen waren, demnach die von uns gehaltene Kollimations-Linie von Jokohama bis zum Hafenort Kaliforniens nur 4683 Meilen betrug.

Gegen 12 Uhr legte sich der Sturm, die See beruhigte sich allmählich, doch blieb der Horizont düster und versprach nichts gutes; dieses jedoch nur scheinbar, da schon um 3 Uhr sich der Himmel vollständig klärte, der Wind sich legte und das bisher wogende Meer nur noch den wilden Ausdruck seiner weißen Schaumwellen beibehielt.

Die Chinesen waren entzückt, das Ziel ihrer Reise endlich zu erreichen, viele unter ihnen waren schon in Kalifornien gewesen und kehrten, nachdem sie Frau und Kinder besucht hatten, zu ihrer kalifornischen Arbeit zurück. Ein sonderbares Trennungssystem waltet bei denselben. Sie werden nämlich schon mit 16 Jahren, auch früher, nach Wahl des Vaters verehelicht, daher kann von großer Liebe und Zuneigung nach europäischem Begriff keine Rede sein. In gewisser

Beziehung ist die Moralität der Chinesen eine niedrige, da die Sinnlichkeit bei der Nation vorherrschend ist. Kein Land und kein Volk wüßte einen so hohen Grad von Geschlechtsimmoralität aufzuweisen, als diese zahlreiche Nation. Ich habe während meines beständigen Zusammenlebens mit denselben im Verlauf unserer 31tägigen Reise von Hong-kong bis San-Franzisko die klarsten Beweise dafür gefunden. Die chinesischen Knaben beginnen in frühester Jugend die sinnlichen Gelüste der Erwachsenen zu befriedigen, die Mädchen desgleichen, und später demoralisieren sich die beiden Geschlechter unter einander, wie es die Städte Chinas und die Ansiedelungen der Chinesen in fremden Ländern genügend zeigen. Das merkwürdige jedoch bei dieser Rasse ist der Umstand, daß man bei ihr die ihr national gewordene Unmoralität nicht mit jener der europäischen Völker vergleichen kann, wo bei dem Ausdruck Unmoralität sofort der Begriff von vollständiger Verkommenheit sich entwickelt, während bei den Chinesen dieser Begriff nicht stattfindet und nicht stattfinden kann, da ihre so zu sagen nationale Unmoralität nur auf der Geschlechtssinnlichkeit beruht und von ihnen als natürliche Befriedigung der tierischen Gelüste und nicht als ein Fehlschritt der Moral betrachtet wird, daher man bei den Chinesen trotz dieser, laut europäischem Begriff, unmoralischen Tendenz die vollständigsten moralischen Grundsätze in vielen anderen Beziehungen trifft.

Am Abend zeigte sich wieder prachtvoll der Komet, jedoch bei frostigem Winde, und die Sterne erschienen gleichwie der Komet hervortretend hell, wie gewöhnlich während der eiskalten Winternächte des hohen Nordens.

Am 23. Tag unserer Reise, am 12. Juli, einem Sonntag, in der Früh um 5 Uhr, zeigte sich die Insel Feierleion, jedoch nur für einen Augenblick, um bald vom starken Nebel wieder umhüllt zu werden. Bald bewiesen Seeenten und diverse Landvögel die Nähe des Landes, und um 11 Uhr erschien der Pilot auf kleinem Dampfer, um uns in den Hafen von San-Franzisko zu führen.

Den Vormittag schon benutzten die Chinesen, um ihre Bettstellen auseinanderzureißen, und als der Pilot unser Schiff betrat, waren die Räume des Zwischendeckes frei, und die Chinesen saßen festlich

geputzt auf ihren großen, ordentlich gebundenen Packeten und Kisten, die teilweise in ihre Schlafmatten eingewickelt waren, und erwarteten gleich uns die endliche Befreiung!

Der Pilot brachte uns die Nachricht, daß der Dampfer „Vasco de Gama“ in San-Franzisko eingetroffen war, der am 16. Juni Hong-kong verlassen, und demnach sieben Tage rascher als wir die Strecke zurückgelegt hatte.

Ende des ersten Bandes.

In demselben Verlag erschien ferner:

Onderka, Vinc., Mathematische Geographie. Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende. Mit 55 Holzschnitten. M. 4.

Roskoschny, Dr. Hermann, Die Wolga und ihre Zuflüsse. Geschichte, Ethnographie, Hydro- und Orographie des Wolgagebietes. M. 8.

Roskoschny, Dr. Hermann, Rußland, Land und Leute. Illustriertes Prachtwerk. 2 Bde. in Prachteinband M. 60. Als Fortsetzung: Das asiatische Rußland. 2 Bde. in Prachteinband M. 60.

Roskoschny, Dr. Hermann, Europas Kolonien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Populäres Prachtwerk mit 457 Abbildungen und 35 Karten und Plänen. Vollständig in 5 Bänden. I. West-Afrika vom Senegal zum Kamerun (3. verbesserte Auflage). II. Das Kongogebiet und seine Nachbarländer. (2. verbesserte Auflage.) III. Ost-Afrika und das Gebiet der großen Seeen. IV. Süd-Afrika bis zum Sambesi und Kap Frio. V. Die Deutschen in der Südsee. — Jeder Band ist einzeln käuflich. In Pachteinband à M. 10.

Roskoschny, Dr. Hermann, Afghanistan und seine Nachbarländer. Der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Konflikts. Nach den neuesten Quellen geschildert. Illustriertes Prachtwerk mit über 100 Abbildungen und Textkarten nebst einer großen Karte Afghanistans in Buntdruck. 2 Bde. M. 20.

Unger, Dr. F., Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland und in den Jonischen Inseln. Mit 45 Holzschnitten und 27 Abbildungen in Naturselbstdruck und mit einer Karte der Insel Korfu. M. 7.—

Unger, Dr. F. und **Dr. Th. Kotschy**, Die Insel Cypern, ihrer physischen und organischen Natur nach, mit Rücksicht auf ihre frühere Geschichte geschildert. Mit einer Karte, 42 Holzschnitten und einer Radierung. M. 14

Wiesner, A. C., Aus Serbien und Bulgarien. Mit Anhang: Der serbisch-bulgarische Krieg. Von C. B. Illustriert. Broschiert M. 2, eleg. geb. M. 3.

Wittstein, Dr. G. C., Naturgeschichte des Cajus Plinius Secundus. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen. 6 Bde., M. 24.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.